Auf der Wanderschaft in Egypten.

Von

Bernstein-Steglitz.

Zweite vermehrte Auflage.

Berlin.
Verlag von Hermann Paetel.
1903.

Inhalt.

Alexandrien einst und jetzt.

Wer in Triest nach Alexandrien sich einschifft und in guter Jahreszeit die Fahrt unternimmt, der bleibt fünf Tage und fünf Nächte unterwegs. Der Aufbruch aus dem Hafen, angesichts der am Abhang der Alpen malerisch gelagerten Stadt, ist ein fesselnder Moment.

Noch schallt das fieberhafte Stampfen des Dampfkrahns, der die letzten Fässer an Bord und in's Mitteldeck schafft, noch rasseln die eisernen Ketten, die den Anker aus der Tiefe emporholen, noch gellt der langgezogene, schrille Pfiff der Dampfpfeife, der als Abfahrtsignal gilt und fernher von den Bergen mahnend widerhallt. An Bord ist die ganze Mannschaft auf den Beinen; die Passagiere irren umher, ihr Gepäck und ihre Kajütenplätze suchend. Da ertönen die Kommandorufe des Kapitäns, gefolgt von endlosen Umdrehungen des Steuerruders; zugleich erdröhnen die ersten dumpfen Stöße der Schiffsschraube und — Ade Europa! — wir sind unterwegs.

Unter den Händen der emsigen Theerjacken kehrt bald wieder die schönste Ordnung auf das Verdeck. Es sind Dalmatiner, die an Bord des mächtigen Lloyddampfers ihren gewohnten Matrosendienst verrichten. Sie sehen mit ihren breiten Schultern, ihren behäbigen, wetterbraunen Gesichtern vertrauenerweckend aus; auch ihre Südwester sind vertrauenerweckend, jene rundkrämpigen Hüte, welche in der ganzen Welt denselben Elephantenschnitt haben und aus keinem Pariser Putzmacher-

laden stammen; auch ihr Theergeruch ist vertrauenerweckend, so daß selbst der vorsichtige Herr Professor, ein Theologe aus Marburg, der, auf einer Ferienreise nach dem Orient begriffen, das Land Mizraim und die biblischen Stätten aufsuchen will, in sein graues Umschlagetuch fest eingehüllt und die Knie unsicher streckend, sich auf das immerhin schwankende Verdeck wagt. Es ist aber auch gar zu schön hier oben!

Nichts Lieblicheres in der Welt, als solch eine Fahrt durch das adriatische und mittelländische Meer! Der unausgesetzte Aufenthalt im Freien, in einer wunderbar milden, balsamischen Luft, das lautlose Dahingleiten über die goldigschimmernde blaue Fluth, diese nur durch das sanfte Rauschen der Wellen oder durch das Rieseln des Kielwassers am Bug des Schiffes unterbrochene, heilige Stille wirkt tief beruhigend auf Geist und Nerven. Die alten Sorgen werden still, die gewohnten Triebfedern des Denkens geben nach, die Einbildungskraft erwacht. Die vorüberschwebenden jonischen Inseln, Korcyra, Kephalonia, Ithaka, Kythere mit ihrem Blüthenduft und Farbenschmelz versetzen uns in die hellenische Idealwelt. Raum und Zeit zerfließen in der lichten Unendlichkeit um uns her. Ein seltsam traumhafter Zustand bemächtigt sich der Sinne.

Sei es, daß die Ueberlieferungen des Alterthums wiederauftauchen, Erinnerungen aus der Schulzeit, oder Anklänge an spätere Studien — denn wer bereitet sich nicht auf solch' eine Reise durch Nachschlagen der alten Schriftsteller oder wenigstens eines Bädeckers vor? — wenn die Seele erfüllt ist mit den herrlichen Bildern einer großen Vergangenheit, wenn das Auge vorahnend in der Nebelferne, wohin der Kiel gerichtet ist, das ersehnte Reiseziel sucht, siehe da! dann ersteht am Horizont, wie eine glänzende Vision, jene königliche Stadt, die Alexander der Große geträumt, die die Ptolemäer ausge-

baut, die Strabo, Plinius, Diodor von Sizilien, Josephus und Andere geschaut und beschrieben haben. Beim Himmel! Da ist sie leibhaftig, die alte Alexanderstadt, oder ist es eine Fata morgana der benachbarten afrikanischen Küste?

Wie dem auch sein mag, wir wollen die Erscheinung, die vor uns auftauchte, die Gestalten, die aus der Tiefe emporstiegen, festhalten und wiedergeben.

Ganz vorn, am äußersten Ende der langgestreckten Küste Nordafrikas, in die See vorgeschoben wie ein grüner Vorposten, liegt die weithinleuchtende, mit Feigenbäumen bestandene Insel Pharos. Das Festland streckt ihr seine Arme entgegen: zwei Landspitzen, eine große Bucht umfassend. Der lange, leuchtende Damm ist das Heptastadion. Er verbindet die Insel mit dem Festland und theilt die Bucht in zwei Häfen, deren Verkehr zwei Durchfahrten vermitteln, über denen sich hohe Brücken auf mächtigen, aus dem Wasser ragenden Säulen wölben. Unter den Brücken, hei, wie blitzt es und wogt es von Segeln und Masten! Welch rastloses Schiffsgewimmel zwischen dem gewaltigen Osthafen, „portus magnus", und dem Westhafen, „portus Eunostus" genannt!

Und mit Recht hieß der Westhafen „portus Eunostus", „der Hafen der glücklichen Heimkehr". Denn an diesen Küsten herrschen Nord- und Nordwestwinde. Daher ist die Einfahrt leicht, während die Ausfahrt ihre Schwierigkeiten hat, ja, bei heftigem Winde für Segelschiffe ganz unmöglich ist. Denn der Hafen starrt von Klippen und Untiefen, welche reihenweise unter und über dem Meeresspiegel in der Verlängerung des libyschen Höhenzuges sich der Westspitze der Insel Pharos nähern. Zwischen den Klippen und Untiefen müssen die Schiffe in Zickzacklinien hindurch; dabei ist das Fahrwasser schmal und nur für den alten, erfahrenen Seemann ohne Lootsen zugänglich.

Noch gefährlicher ist der Osthafen. Dicht an der Ostspitze der Insel Pharos liegt die Einfahrt, so dicht, daß sie von hier aus vollständig beherrscht wird. Der Felsen Diamant ist der Spitze wie ein Prellstein vorgelagert. Gegenüber in geringer Entfernung beginnt eine Klippenreihe, welche den Osthafen gegen die offene See sperrt und bis zur Landspitze Lochias reicht.

An diesen Klippen brandet es Tag und Nacht und die Wellen überstürzen sich schäumend. Bei stürmischem Wetter sind die Grenzen beider Häfen gegen die offene See im weiten Bogen durch Schaumwellen sichtbar. Dann blühen die weißen Kränze Neptuns. Wehe dem, der dann die Einfahrt in den Osthafen wagt! Und gelingt auch das Wagestück, so ist die Gefahr nicht vorüber. Denn da die Bucht nach Norden offen ist, so drängt die schwere See mit Macht in das Innere und reißt die Schiffe von doppelten und dreifachen Tauen los. So mußte dieser Ankergrund im Laufe der Jahrhunderte, zumal infolge eines schlimmen Brauches, aufgegeben werden. Die ankommenden Schiffe warfen hier ihren Ballast in's Meer, wodurch der Osthafen, der sämmtliche Flotten der Welt hätte fassen können, allmälig eingeengt und versandet ist.

Jenseits der Insel Pharos der langgestreckte flache Strand, das ist das afrikanische Festland. Jener helle sandige Streifen ist der letzte Ausläufer der libyschen Wüste und wird nach Süden zu von den Wassern des Mareotissees bespült. Da lag in alter Zeit das kleine Fischerdorf Rakotis. Unter den Pharaonen befestigt, um das Land gegen die räuberischen Einfälle der Griechen zu schützen, verschwand es, als an seiner Stelle die Alexanderstadt in unglaublich kurzer Zeit, wie durch Zauberkraft, auf dieser Sandbank emporstieg.

Die natürliche Lage des Ortes bot Sicherheit vor Seeräubern und Feinden zu Wasser und zu Lande. Diese leichte

Vertheidigungsfähigkeit bestach wohl zumeist das Feldherrnauge Alexander des Großen, als er hierhergelangte. Er hatte den Perserkönig Darius besiegt und das gewaltige Reich desselben im Sturmschritt erobert und war mit seinem Heere erschienen, um Egypten, das seit zwei Jahrhunderten eine persische Provinz war, ebenfalls in Besitz zu nehmen. Mit offenen Armen, wie ein Befreier empfangen, ohne Schwertstreich besetzte er das Land. Als er bewundernd der Insel Pharos gegenüberstand, da fielen ihm die Verse seines Lieblingsdichters Homer ein:

„Eine der Inseln liegt in der tiefaufwogenden Meerfluth,
„Vor des Aegyptos Mündung, Pharos ward sie geheißen.“

Begeistert ließ er seinen Baumeister rufen. Hier an dieser Stelle wollte er eine Stadt, einen Mittelpunkt für sein gewaltiges Reich, das damals vom Indus bis zum Mittelmeer reichte, gründen.

Als der Baumeister Dinokrates, der mit seinen Ingenieuren ihn auf allen Feldzügen begleiten mußte, denn der Welteroberer wollte nicht als Zerstörer, sondern als Erbauer und Begründer einer neuen Welt gelten, erschien, befahl er ihm, hier an dieser Bucht, grade wo das Dorf Rakotis lag, den Plan einer großen, festen Stadt zu entwerfen, einer königlichen Stadt, einer neuen Hauptstadt Egyptens. Hier wollte er sein Absteigequartier zwischen Europa, Asien und Afrika haben.

Nachdem er noch, um die Gemüther des Volkes zu gewinnen, in der alten Hauptstadt Memphis dem feierlichen Apisgottesdienste beigewohnt und durch den Besuch des Ammontempels in der libyschen Wüste den Titel eines Jupiterssohnes erworben, brach er mit seinem Heere auf und zog zu neuen Kämpfen und neuen Siegen von dannen. Doch hielt es ihn nicht lange draußen. Nur zu bald kehrte er zurück.

Sein feierlicher Einzug in seine neue Hauptstadt glich keinem Triumphzug. Es war sein Leichenzug. Inzwischen hatte Dinokrates seinen Auftrag in königlicher Weise vollführt. Die Hauptstadt war des todten Helden und seines Namens würdig.

Der Feldherr Ptolemäus, dem bei der Theilung des Reiches Egypten zugefallen war, bestattete ihn mit großem Prunke in goldenem Sarkophage mit allen seinen Kostbarkeiten im Soma. So hieß das königliche Erbbegräbniß. Die Lage des Soma regte von je her die Nachforschungen der Einheimischen und Fremden, der Schatzgräber und Gelehrten in Alexandrien mächtig an. Wo lag das Soma?

Die alten Schriftsteller berichten, der Stadtplan des Dinokrates und die gewaltige Umfassungsmauer, mit der er die Stadt umgeben, habe im Grundriß einem ausgebreiteten mazedonischen Reitermantel, mit dem Kopfende zum Osthafen, mit dem Saume zum Mareotissee, geglichen. Denkt man sich denselben wie einen Beduinenmantel gestreift, mit sieben Längs- und zwölf Querstreifen, die sich im rechten Winkel schnitten, dann sind uns damit genau nach Lage und Zahl die Hauptstraßen der alten Stadt gegeben. Die sieben Längsstraßen waren dem Meeresufer gleichlaufend, die zwölf Querstraßen, welche Hafen und Mareotissee verbanden, waren in der Richtung von Nordnordwest nach Südsüdost angelegt, daher im heißen Sommer der frischen Seebrise leicht zugänglich.

Die schönste der sieben Längsstraßen war die mittlere, die Kanopische, welche, im Osten am Kanopischen Thor beginnend, sich in grader Linie bis zum Westthor erstreckte, die Stadtmauer durchbrach und zur Nekropolis oder Todtenstadt hinausführte. Hier lagen bis zum Westhafen reichend die Friedhöfe Alexandriens mit bedeutenden baulichen Anlagen, die theils zur Einbalsamirung, theils zur Leichenverbrennung dienten.

Die erstere war bei den Eingeborenen, die letztere bei den Griechen und Römern und in den ersten Jahrhunderten auch bei den einheimischen Christen im Gebrauch. Hier waren die Altäre, Kapellen und Tempel, in denen die verschiedenen Religionskulte ihre Bestattungszeremonien verrichteten.

Doch verlassen wir die Todtenstadt und kehren wir zur Kanopischen Straße zurück, welche voll Leben und Bewegung, voll Glanz und Hast und Lärm war und von einer entsprechend großartigen, das Mondthor am Hafen mit dem Sonnenthor am Mareotissee verbindenden Querstraße gekreuzt wurde.

In einem seinerzeit in Alexandrien vielgelesenen Roman des Achilles Tatius wird der Eindruck geschildert, welchen die Stadt auf einen jungen Griechen, den Helden des Romans, als er dieselbe am Sonnenthor zum ersten Mal betrat, machte. Eine unabsehbare Straße dehnte sich in grader Linie vor seinen erstaunten Blicken aus. Durch eine Baumanpflanzung war sie der Länge nach in zwei Theile getheilt. Zur Rechten rasselten die Wagen auf dem harten Steinpflaster dahin, während auf der Chaussee linker Hand Tausende von Reitern zu Roß und zu Esel und lange Reihen aneinandergekoppelter Kameele mit ihren Lasten dahinzogen. In der Mitte, im Schatten der Sykomoren, drängte sich ein buntes Völkergemisch von weißen, braunen und schwarzen Menschen, die aus Asien, Afrika und Europa, kurz aus der ganzen Welt, zusammengeströmt schienen. In der That bestand die damalige ganze Welt nur aus diesen drei Welttheilen.

Die Kanopische Straße war beiderseits mit herrlichen Palästen besetzt, an deren Front sich, soweit das Auge reichte, schattenspendende Kolonnaden hinzogen, deren Säulenreihen, in der Ferne sich verjüngend, zum Horizont emporstiegen und in einem goldigen Nebel sich verloren.

Der Kreuzungspunkt beider Hauptstraßen erweiterte sich zu einem wohlbepflanzten Schmuckplatze und an diesem lag der Prachtbau, welcher Soma hieß, wo der goldene Sarkophag Alexander des Großen beigesetzt war. Hierher, zum Grabe des sagenhaften, auch vom Islam als Prophet verehrten Helden, wallfahrteten bis ins Mittelalter hinein gläubige Schaaren, welche dem Schatten Alexander des Großen wunderthätige Eigenschaften beimaßen.

Durch jene zwei Hauptstraßen war die Stadt in vier Stadtheile, im Westen in Rakotis und Soma, im Osten in Bruchium und Museum, getheilt. Später kam noch ein fünfter Stadttheil, der des Hippodroms, im äußersten Osten, vor dem Kanopischen Thore, hinzu.

Der älteste dieser fünf Stadttheile war Rakotis oder der des Serapeums. Das Serapeum, der berühmte, dem Serapis und der Isis geweihte Tempel, lag hinter dem Westhafen weithin sichtbar auf einer künstlich geschaffenen Anhöhe, mit vier stolzen Façaden, zu denen eine Treppe von hundert Stufen emporführte. An dieser Stelle hatte einst im Dorfe Rakotis ein kleines Heiligthum gestanden, wo die egyptischen Gottheiten Isis und Serapis verehrt wurden. Ptolemäus, um die Schutzgötter des Ortes zu ehren, hatte ganz im Geiste Alexander des Großen dieses kleine Heiligthum zu jenem großartigen Tempel ausgebaut. Stattliche Reihen von gewaltigen Säulen schmückten das Innere des Tempels, in welchem die heiligsten Mysterien der altegyptischen Religion gefeiert wurden.

Die Anhöhe, auf der dieser Tempel stand, lehnte sich an den großen Kanal von Alexandrien, der, vom kanopischen Nilarm hergeleitet, die Stadt im Süden umfloß und in den Westhafen, zwischen der Altstadt und der Nekropolis, mündete. Von diesem Kanal liefen unterirdische Wasserleitungen durch

alle Straßen und versorgten die Brunnen und Zisternen der Häuser mit Nilwasser.

Die Lage des Serapeums brachte es mit sich, daß hier von Alters her der dem Serapis geweihte Nilmesser zur Beobachtung der jährlichen Ueberschwemmungshöhe aufgestellt war. In dem kolossalen Bau befand sich auch die zweite Stadtbibliothek, welche durch die Ueberbleibsel aus dem Brande der ersten wesentlich vermehrt wurde.

Die erste Alexandrinische Bibliothek war im benachbarten Stadttheil des Museums untergebracht. Das Museum bildete mit dem Gymnasium einen zusammenhängenden Bau, dessen Front eine Stadie*) lang, nach der Straße zu mit Portiken und einer fortlaufenden Reihe von Granitsäulen, im Innern aber mit einer Säulenhalle korinthischer Ordnung geschmückt war. Dieser Prachtbau, der zwischen schattigen Gartenanlagen viele gedeckte und offene Räume und einen großartigen Speisesaal aufwies, reichte einerseits bis nahe an die Königsburg, im Bruchium, und auf der anderen Seite bis zum Kanopischen Thor. Das Museum war dem ernsten Studium, der Pflege der Wissenschaften, vornehmlich der Grammatik und Philosophie, der Astronomie und Mathematik, der Medizin und Naturforschung, geweiht. Hier wurden die Gelehrten täglich auf öffentliche Kosten gespeist, hier wurden Disputationen abgehalten und die Sieger, nach dem Zeugniß der Zeitgenossen, gleich denen in den Kampfspielen von Olympia geehrt. Und hier war jene größte Bibliothek des Alterthums von Ptolemäus Philadelphus angelegt und von seinen Nachfolgern vermehrt worden. Nach den geringsten Angaben umfaßte sie vierhunderttausend, nach den Berichten späterer Schriftsteller aber achthunderttausend

*) gegen 160 Meter.

Manuskriptrollen. Es war ein Schreckenstag für die Stadt, als diese Bibliothek, der Stolz der Alexandriner, in Feuer und Flammen aufging. Das geschah im Jahre 47 vor Christi Geburt, während der Belagerung durch die Römer.

Julius Zäsar war an der Spitze eines kleinen Heeres zur Verfolgung des geflüchteten Pompejus, der inzwischen durch Mord beseitigt war, herübergekommen. War es nur ein Vorwand gewesen, oder benutzte er eine willkommene Gelegenheit? Kurz, nachdem die Stadt ihn gastlich aufgenommen, empörte sie sich gegen römische Herrschsucht und Anmaßung. Im Bruchium eingeschlossen, gerieth Julius Zäsar mit seiner kleinen Schaar in Bedrängniß. Um sich die Zufuhr von der offenen See zu sichern, überrumpelte er die egyptische Flotte im Osthafen und steckte sie in Brand. Das Feuer griff mit rasender Schnelligkeit um sich, erfaßte das Stadtviertel Bruchium mit den königlichen Palästen und Tempeln und sprang von hier aus zum Museum über. Was von der Bibliothek aus diesem Riesenbrande gerettet werden konnte, brachte man in's Serapeum.

Die Wechselfälle dieses Kampfes hat Julius Zäsar in seinem „Alexandrinischen Kriege" beschrieben. Durch Hülfstruppen verstärkt, ging er, nach viermonatlicher Einschließung, zum Angriff über und eroberte die Stadt. Aber der Sieger, inzwischen selbst besiegt von der Schönheit und vom Geiste der damals achtzehnjährigen egyptischen Königin Kleopatra, überließ ihr den Thron und die Herrschaft Egyptens. In der Folgezeit, nachdem er durch die Dolche der Verschwörer hinweggerafft war, als Antonius die Geschicke Roms leitete, wußte sie auch diesen zeitlebens zu fesseln.

Der sehnlichste Wunsch, der höchste Ehrgeiz dieses königlichen Weibes war, an der Seite eines weltbeherrschenden Mannes Mitherrscherin zu sein. Diesem Traum hat sie bis

an ihr Lebensende nachgejagt. Sie war die letzte aus dem Hause der Ptolemäer. Ihre Regierung war eine Zeit des Glanzes für die Stadt und der höchsten Blüthe für Kunst und Wissenschaft. Alexandrien, mit einer Million Einwohner die zweitgrößte Stadt der Welt, hatte selbst Rom in vielen Dingen überflügelt. Sie galt Jahrhunderte lang unbestritten als erster Handelsplatz, als ein Brennpunkt der Zivilisation und des raffinirtesten Luxus und als ein Hauptsitz der Gelehrsamkeit, der Kunst und des Kunstgewerbes.

Eine leichterregbare, stets neuerungssüchtige und spottlustige Menge, darunter viele reichveranlagte, künstlerische Elemente, besonders unter den Griechen, durchwogte die lebhaften Straßen der Stadt. „Quid novi in Africa?“ „Was giebt es Neues in Afrika?“, so lautete mit Bezug auf Alexandrien eine stehende Redensart in Rom. Wer Alexandrien nicht gesehen, wer dort die Gelehrtenschule nicht besucht, war nicht auf der Höhe der Zeit.

Als Julius Zäsar den Kalender verbesserte, der so viele Jahrhunderte in Geltung blieb und in Rußland heute noch gilt, wandte er sich an den Astronomen Sosigenes von Alexandrien. Das Ptolemäische Weltsystem war eine Frucht Alexandrinischer Gelehrsamkeit. Es genügt, die Namen des Mathematikers Euklides, des Malers Apelles, des Dichters Apollonius von Rhodos, des Philosophen Apollonius von Theana zu nennen. Sie lebten und wirkten in Alexandrien. Das Meiste, was wir vom hellenischen Alterthum in der Literatur besitzen, verdanken wir dem Sammeleifer der Ptolemäer.

Auch die berühmte Bibliothek von Pergamus, die Nebenbuhlerin der Alexandrinischen, zweihunderttausend Bücherrollen stark, kam nach Alexandrien. Antonius schenkte sie, vielleicht um die Schuld des Julius Zäsar zu sühnen, der Kleopatra

zur Bereicherung der Schätze im Serapeum. Solche Geschenke sind für beide Theile und für ihre Beziehungen charakteristisch.

Damals entstand das Zäsareum, jener Kolossalbau, den Kleopatra zu Ehren des Antonius am Osthafen im Bruchium errichten ließ. Schneller, als er vollendet war, vollendete sich das tragische Schicksal des berühmten Paares. Zuerst in der Schlacht bei Aktium, zuletzt vor den Thoren Alexandriens von Oktavian besiegt, entzogen sich Beide durch freiwilligen Tod den Händen des unbarmherzigen Siegers, der, um seinen Triumph betrogen, den Sohn des Antonius und der Kleopatra, den kleinen an den Altar des unvollendeten Zäsareums geflüchteten Antyllus greifen und tödten ließ. Das Heiligthum aber baute er als Kaiser zu seinem eigenen Ruhme unter dem Namen „Sebasteum", d. h. „des Erhabenen", aus.

Vor dem Tempeleingang standen die bekannten zwei aus Heliopolis entführten Obelisken, im Volksmunde „die Nadeln der Kleopatra" genannt. Dahinter auf einem großen öffentlichen Platze, dem Meere zugewandt, die Propyläen dieses säulengetragenen Prachtbaues, in welchem die Seefahrer bei der Abfahrt und nach glücklicher Heimkehr ihre Gebete zu verrichten und dem Augustus, dem Schutzpatron jener Küsten, Votivtafeln zu weihen pflegten. Die Tempelhallen waren mit einer Fülle von Weihgeschenken geschmückt, mit Bildern, Statuen, Gaben aus getriebenem Silber und Golde. Die Thüren, aus heiligem Sykomorenholze gezimmert, waren Muster der Holzschneidekunst. Die Teppiche und purpurnen Gewebe, mit denen die Räume ausgestattet waren, stammten aus den Werkstätten Alexandriens und konnten nirgends in der Welt so schön hergestellt werden.

Ehe wir das kunstsinnige Geschlecht der Ptolemäer aus den Augen verlieren, gedenken wir noch des bekanntesten unter allen ihren Bauwerken, nämlich des alten Leuchtthurmes von

Alexandrien, der als das siebente Wunder der alten Welt angestaunt wurde.

Auf der Ostspitze der Insel Pharos war er unter Ptolemäus Philadelphus in einer Höhe von hundertachtzig Metern von Sostratos von Knidos errichtet worden. Rings um den Thurm prangte die Widmung: „Dem errettenden König Ptolemäus, dem Beschützer der Seefahrer!“ Als nach einem Jahrhundert diese Inschrift und der Putz des Mauerwerks verwittert und heruntergefallen war, kam eine zweite Inschrift zum Vorschein, welche aus riesenhaften Bleibuchstaben, in eine dichte Zementschicht eingelassen, bestand. Sie lautete: „Sostratos von Knidos, Sohn des Dexiphanes, den errettenden Göttern, den Beschützern der Seefahrer!“ Der kluge Baumeister hatte dafür gesorgt, daß aller Etiquettestreit längst begraben war, als sein eigener Name statt des königlichen sichtbar wurde. Aber es war auch dafür gesorgt, daß der Name des klugen Baumeisters und seine errettenden Götter im Laufe der Jahrhunderte dem Zahne der Zeit zum Opfer fielen.

Dreihundert Stadien*) weit waren Nachts die angezündeten Feuer des Leuchtthurms sichtbar. Ein auf der Höhe desselben angebrachter Metallspiegel zeigte bei Tage die nahenden Schiffe, lange ehe sie am Horizont den Bewohnern sichtbar wurden. Dieser herrliche Leuchtthurm, der den Namen Pharos auf alle Leuchtthürme der Folgezeit vererbte, war aus weißem Stein in drei Hauptformen aufgebaut. Der sehr massive Unterbau war viereckig; darüber erhob sich ein Achteck und zu oberst war der Thurm rund. Jede dieser Formen war außen mit Säulen reich ausgestattet.

In unmittelbarer Nähe des wohlbefestigten Leuchtthurms war die von hier aus beherrschte Einfahrt in den Osthafen,

*) 45 Kilometer.

welche Abends durch eine eiserne Kette gesperrt wurde. In einem Gedichte des Lukan wird beschrieben, wie Kleopatra, von einer Seefahrt verspätet heimkehrend, diesen Hafen verschlossen fand und wie sie den Wachthabenden des Leuchtthurms, im Widerspruch mit der Hafeninstruktion, überredete, die Kette zu lösen, wie die Ungeduldige dann in den in Feierabendstille daliegenden Hafen einlief, wie sie lautlos an der kleinen Insel Antirrhodus, auf der ein königlicher Sommerpalast stand, vorüberglitt, wie sie im kleinen Privathafen der Könige landete und, am Arsenal vorbei, zum Bruchium in die benachbarte Königsburg sich begab, um hier den Julius Zäsar zu überraschen.

Die Insel Antirrhodus und der Sommerpalast ist längst verschwunden, ebenso eine andere kleine Insel des Osthafens mit dem Schloß Timonium, das sich Antonius, nachdem das Schlachtenglück ihn verlassen, auf diesem Felsen im Meere aufbauen ließ, um, wie einst Timon von Athen, in menschenscheuer Stimmung sich in die Einsamkeit zurückzuziehen.

Diese Paläste und zahlreiche öffentliche Gebäude, welche wohl den vierten Theil der Stadt bedeckten, da jeder neue König es sich zur Ehre anrechnete, einen neuen Bau hinzuzufügen, gehörten alle zum Bruchium und umgaben, angefangen vom Vorgebirge Lochias, amphitheatralisch die Bucht des Osthafens. Zwischen gärtnerischen Gruppen folgten dann die Tempel des Poseidon, der Isis Plousios, d. h. des Ueberflusses, das Zäsareum, das Theater, zahlreiche Bäder und zuletzt Marinegebäude bis ans Heptastadion.

Nach der entgegengesetzten Seite, jenseits des Vorgebirges Lochias, im äußersten Osten, lag der Stadttheil des Hippodroms und noch weiter der Vorort Nikopolis, welcher zu Ehren Oktavians nach Besiegung des Antonius gegründet und mit großem Prunke aufgebaut wurde. Ein entschiedener Zug nach

Osten macht sich bei den Alexandrinern geltend, besonders bei den Reichen und Vornehmen. Herrliche Vergnügungsorte wurden hier angelegt; elegante, mit höchstem Luxus ausgestattete Bäder übten große Anziehungskraft. Hier waren in schöner Lage die sehr besuchten neuen Tempel, welche mit der Zeit den alten Tempeln der Stadt den Rang abliefen.

Der Anblick dieser Stadttheile von der Seeseite, besonders des Bruchium, war unbeschreiblich. Die stolzen Gebäude mit ihren Thürmen, hohen Giebeln, ragenden Statuen, Säulen und Obelisken waren meist aus edlem Materiale, aus rothem Granit von Syene oder aus Porphyr, nicht wenige aus weißem Marmor erbaut. Alles das blühte und sprühte und spiegelte sich im Hafen und schwebte wie ein Hauch über den Wassern des Mareotissees. Von schlanken Palmen überragt, die einzeln und in Gruppen zum Aether emporstiegen, von der Abendsonne sanft beschienen, hatten die Paläste der Kleopatra, diese edlen Kinder griechischer Kunst, etwas Feenhaftes, Ueberirdisches und blitzten und mahnten durch die Nacht der Jahrhunderte wie ein glühender Protest gegen Obskurantismus, gegen religiösen Fanatismus und militärische Rohheit, ja, durch die Nacht des Mittelalters, wo muhamedanische Horden die Stadt zerstörten, und durch die Nacht unserer gegenwärtigen Zeit, wo moderne Horden nicht weniger barbarisch in Alexandrien gehaust haben.

Doch siehe da! Inzwischen sind wir der Küste nahe gekommen und Land ist in Sicht. Die blaue Farbe des Mittelmeeres hat plötzlich einem dunklen Smaragdgrün Platz gemacht. Das sind schon die Fluthen des Nil, welche mitten durch die See auf weite Entfernung ungemischt dahinströmen. Vor uns ein langgestreckter flacher Landstreifen, weißlich schimmernd. Rechts kommen ein paar Windmühlen zum Vorschein. Da lag einst die Nekropolis. Heute ist hier die Vorstadt Mex.

Links auf dem Hügel ragt etwas Spitzes. Das ist die Pompejussäule, vielleicht die letzte noch aufrechte Säule vom stolzen Bau des Serapeums. Noch weiter links am Strand, der schwere geborstene Thurm, das ist der Römerthurm. Er stammt wahrscheinlich von Julius Zäsar, der ihn errichtete, um das Bruchium zu vertheidigen.

Jetzt taucht die Insel Pharos und etwas Weißes aus dem Nebel. Das ist das schneeweiße, vizekönigliche Schloß Ras=ettin. Ras=ettin bedeutetet Kap der Feigen. In der That: hier wachsen herrliche Feigen. Zwar ist das Wasser auf der Insel Pharos brackig, salzig und ungenießbar, nichtsdestoweniger bereitet daraus die Wurzel des Feigenbaumes den süßesten Nektar.

Vor dem Schloß Ras=ettin, ganz vorn an der Westspitze, der weiße Thurm am Wasser, das ist der Leuchtthurm von Alexandrien, der moderne, von Mehemed=Ali erbaute, etwa halb so hoch wie der alte. Aber wo ist der alte Leuchtthurm geblieben, das siebente Wunder der alten Welt? Weiter links, an der Ostspitze, da liegt er, von Menschenhand und Erdbeben zerstört, auf dem Meeresgrunde begraben.

Doch halt! Was bedeutet das? Ein Tau wird ausgeworfen. Ein Segelbot krallt sich im Vorüberfahren an unsern Dampfer. Ein ergrauter, hagerer Geselle in wollenem Burnus und weißem Turban steigt an Bord.

Gemessen, schweigend, mit der Ruhe eines Meergottes betritt er das Hinterdeck. Man macht ihm Platz. Ist es der alte Neptun in Person? Er ergreift das Steuer. Wir sind in seiner Hand, in der Hand unserer Vorsehung. Es ist der Lootse Ibrahim. Nun geht es im Zickzack in den Hafen der glücklichen Heimkehr oder, wie er heute genannt wird, in den alten Hafen von Alexandrien. Der Vizekönig Ismail=Pascha hat ihn durch lange Dämme vom Festland aus

und durch Wellenbrecher von der Westspitze von Pharos ausgebaut, gesichert und sehr vervollkommnet.

Die Gesundheitsbehörde steigt an Bord. Für unverdächtig erklärt, erhalten wir die Pratika, d. h. wir dürfen landen. Ein Schwarm von Booten erwartet uns. Wie Katzen erklettern die Bootsführer von allen Seiten unser Schiff und stürzen sich auf ihre Beute, d. i. auf uns und unser Gepäck. Unter wüstem Lärm und Zank gelangen wir zum Zollamt. O weh! Ist das die stolze Alexanderstadt? Am liebsten möchten wir umkehren. Mitten auf dem Straßendamm, in der glühendsten Sonne, auf einem wahren Kehrichthaufen, wird unser Gepäck nachgesehen. Endlich, Allah sei gepriesen, sind wir frei!

Beim Verlassen des Zollamts überfällt uns eine Schaar von schwarzen Eselsbuben, welche sich unserer Sachen bemächtigen und Jeden von uns mit sanfter Gewalt auf ihre Esel, die sie mit Paschaesel, Konsulesel, Professoresel anpreisen, emporheben. Schlimm erging es hier dem Herrn Professor der Gottesgelahrtheit, welcher zwei handfesten Burschen, offenbar Konkurrenten, in die Hände fiel. Jeder hatte sich eines Beines bemächtigt. Unter Zerren und Schreien beschwor jeder bei Allah und beim Propheten die Priorität seines Beines und plötzlich befand sich der Herr Professor rittlings auf dem Rücken zweier Esel. Und dennoch war er nicht auf der Höhe der Situation, denn anstatt sich zu wehren, hatte er beide Augen zusammengekniffen und, wie er später eingestand, war ihm zu Muthe, als ob er von der Rotte Korah erfaßt und zerrissen würde. Nachdem wir ihm aus der Bedrängniß geholfen, ging es im Galopp in die Stadt hinein, auf kleinen, magern Eseln, welche besser waren, als sie aussahen. Es sind flinke, unermüdliche, kluge Thiere; ebenso sind die schwarzen Eselsbuben wahre Prachtkerle, echte, ins Arabische übersetzte,

Pariser Gamins, welche, mit Reisetaschen und einem Futtersack für den Esel beladen, auf das lebhafteste gestikulirend und plaudernd barfuß neben uns hertrabten.

So gelangten wir in die Straße Ras-ettin. Sie verbindet den vizeköniglichen Palast dieses Namens mit dem Mehemed-Ali-Platze, dem Verkehrsmittelpunkte der Europäer. Diese Straße ist auf dem alten Heptastadion, das die Insel Pharos mit dem Festland verband, angelegt. Im Laufe der Jahrhunderte ist dieser künstliche Damm durch Anschwemmung von der Seeseite und durch Schuttablagerung vom Lande her bedeutend erweitert. Jetzt ist er gegen zweitausend Meter breit und die Insel Pharos dadurch zur Halbinsel geworden.

Auf diesem Landstreifen hat sich mit Vorliebe die arabische Bevölkerung angesiedelt und die Straße Ras-ettin ist eine Haupthandelsstraße des arabischen Viertels. Hunderte von kleinen Läden liegen hier nebeneinander, ein jeder nicht größer als ein mäßiges Schaufenster bei uns. Von der Straße führen ein paar Stufen zum Laden empor, wo der Ladeninhaber auf einem kleinen Teppich mit untergeschlagenen Beinen, die Wasserpfeife im Munde, mit der Miene eines Beherrschers aller Gläubigen gravitätisch thront, während sein ganzer Reichthum, meist einheimische Gewebe aus Wolle, Baumwolle oder Seide, in Pappschachteln hinter ihm bis zur Decke aufgestapelt liegt. Der Käufer unterhandelt von der Straße aus und da sich die Unterhandlungen gewöhnlich in die Länge ziehen, so wird ihm ein Täßchen Mokka aus der nächsten Kaffeeschenke geholt. Wir jagen vorüber und wenden uns zur Orientirung in eine der Seitenstraßen dieses arabischen Viertels.

Es ist ein krauses Gewirr von engen, winkligen Gäßchen, mit meist einstöckigen, würfelförmigen, weißgetünchten Häusern.

In den wenigen Räumen, die ein solches enthält, haben sich kinderreiche Familien, oft mehrere nebeneinander, eingenistet. In Folge dessen muß die enge Straße vor dem Häuschen als Spielplatz der Kinder, als Hofraum, als Küche, als Jagdrevier der Mütter, welche hier die Köpfe ihrer Kinder absuchen, als Abzugsgraben, als Lagerstätte für Müll und Anderes dienen. Hierher wird die todte Ratte, hierher das todte Huhn herausgeworfen, und ein halber Tag genügt unter dem Einfluß der tropischen Sonne, welche Alles ausdörrt, und es bleibt nur der plattgedrückte Schattenriß dieser Thiere am Boden übrig. Systematischer und gründlicher vollzieht sich die Straßenreinigung, so oft ein Rudel arabischer Hunde hier vorüberstreift und all die Leckerbissen als gute Beute mit sich fortschleppt.

Von dem Schmutz und der Verwahrlosung dieses Viertels ein zutreffendes Bild zu geben, ist schwer. Jedenfalls ist es kein Aufenthalt für europäische Nasen und europäische Ohren. Denn hier schallt von früh bis spät das Keifen der Weiber, die viel zu nahe beieinander wohnen, und das Kreischen der splitternackten Kinder mit unnatürlich aufgetriebenen Bäuchen, welche mit blitzenden Augen und blitzenden Zähnen, „Bakschisch" rufend, d. h. geschenkheischend, hinter uns einherlaufen.

Wir wenden erschreckt unsere Thiere, ergreifen die Flucht und kehren im Galopp zur Ras-ettinstraße zurück. Nur ist es auf das bringendste anzurathen, an der Straßenecke sich mit beiden Händen festzuhalten, sonst fliegt man, wie der Herr Professor gethan, bei der scharfen Wendung vom Esel. Mit ihm flog auch sein Hut vom Kopfe, seine goldene Brille von der Nase, alle drei glücklicherweise, ohne Schaden zu nehmen, in den Staub. Der Eselsbube Ali suchte erschreckt seinen zerstreuten Herrn Professor wieder zusammen und nannte ihn von nun an rücksichtsvoll „den Vater der goldenen Brille".

2*

Jetzt ging es in vorsichtigerem Trabe dem Mehemed-Ali-Platze zu, an der Zaptijeh vorüber — so heißt die Polizeipräfektur. Sie befindet sich in einem umfangreichen, alten, verwahrlosten Gebäude, das windschief und verräuchert aussieht. Vor der Eingangsthür, auf einer Bank, hockten zwei fragwürdige Gesellen, schnurrbärtige Albanesen, die mit ihrem gewaltigen, in den Nacken zurückgeschobenen rothen Fez, mit ihrem „Fustanella" genannten faltenreichen, steifen, weißen Rocke und mit der mächtigen Leibbinde, in welcher ein ganzes Arsenal von Pistolen, Revolvern, geraden und krummen Dolchen steckte, nichts weniger als anheimelnd aussahen. Diese qualmenden Räubergestalten sind die Vertreter der Polizei, die Beschützer der Ordnung und Sicherheit in Alexandrien. Leise murmelnd: „Allah beschütze uns vor unsern Beschützern!", ritten wir an ihnen vorüber und erreichten bald den Mehemed-Ali-Platz.

Dieser Platz heißt so, seitdem Ismail-Pascha hier ein Reiterstandbild dem Gründer der jetzt herrschenden Dynastie, dem Reformator Egyptens, errichtet hat. Früher hieß er „Konsulsplatz" und befindet sich genau an der Stelle, wo das alte Heptastadion mit dem Festland zusammentraf. Der schöne Platz, ein längliches Rechteck, ist mit Bäumen bepflanzt, zwischen denen zwei Springbrunnen plätschern. An demselben liegen die ersten Gasthöfe der Stadt, einige Bankhäuser und die Kontore der Dampfschiffgesellschaften. Die linke Seite des Rechtecks, also die Nordseite, ist dem Osthafen sehr nahe. Einige kurze Gäßchen führen zum Strand. Hier befindet sich das Rossini-Theater, nicht weit davon das anglikanische und das evangelische Gotteshaus, zwei saubere Kirchlein, in denen am Sonntag englisch und deutsch gepredigt wird. Hier ist auch das Post- und Telegraphenamt und die letzte kleine Querstraße links, die Börsenstraße, mündet am Kaffee Pelikan, einem

originellen, dicht am Meer gelegenen, sehr besuchten Kaffeehause.

Von der gegenüberliegenden Seite des Mehemed-Ali-Platzes leiten drei Hauptstraßen ins Innere der Stadt, jede mehr oder weniger direkt auf den Mahmudijeh-Kanal auslaufend; eine vierte Straße, die Strohgasse, ist kurz und führt zum Katharinenplatze mit der stattlichen katholischen Kirche der heiligen Katharina. Wir schlagen die uns zunächst gelegene von den drei Hauptstraßen, die Mahmudijehstraße, ein, um einen Ausflug in's Innere der Stadt zu unternehmen. Es ist eine langgewundene, ziemlich enge und sehr verrufene Straße. Hier befinden sich unzählige Kaffeehäuser und Branntweinschänken, von Maltesern und Griechen gehalten, in denen sich lichtscheues Gesindel beim Hazardspiel zusammenfindet, um ihre Anschläge gegen das Eigenthum der Wohlhabenden zu schmieden. Der Weg führt am Fort Napoleon, einer am Ende des vorigen Jahrhunderts befestigten Anhöhe, vorüber. Damals haben die Franzosen die Stadt im Moment ihres tiefsten Verfalls, als sie fünftausend Einwohner zählte — jetzt hat sie deren zweihundertfünfzigtausend —, überrumpelt. Dieses Fort gehört zu einem System von Befestigungen, welche an verschiedenen Punkten der Stadt von den Franzosen aufgeworfen, von den Vizekönigen seither beibehalten, höchstens mit neuen Kanonen armirt worden sind. In fortifikatorischer Hinsicht sind sie ganz belanglos. Endlich erreichen wir den Mahmudijeh-Kanal.

Diese künstliche, von Mehemed-Ali geschaffene Wasserstraße ist gegen die Ueberschwemmungsgefahr von mächtig hohen Dämmen eingefaßt, über welchen gewöhnlich nur die Segel und Mastspitzen der vorüberfahrenden Nilboote von der Straße aus erblickt werden können. An diesem Kanal liegt Minetel-bassal, der Hauptproduktenmarkt Alexandriens und Egyptens.

Alle Handelshäuser haben hier in kleinen Kontoren ihre Vertreter oder Agenten und die täglichen Umsätze berechnen sich nach Millionen. Hier ist der Landungsplatz der Nildampfer und Barken. Ihre aus Baumwolle, Bohnen und allerhand Zerealien bestehenden Ladungen werden, sei es für den Lokalbedarf, sei es für die Ausfuhr zur See, hier verkauft. Der Mahmudijeh-Kanal vermittelt den Hauptverkehr Egyptens und entspringt bei Atfeh aus dem Rosettearm des Nil, fließt dann in nördlicher Richtung, das Delta befruchtend, nach Alexandrien und ergießt sich ungefähr an derselben Stelle, wo der alte Kanal von Alexandrien mündete, in den Hafen.

Ehe wir am Mahmudijeh-Kanal weiter reiten, statten wir der nahen Pompejussäule einen Besuch ab. Die mächtige Säule grüßt uns von Weitem über den Hausdächern des hochgelegenen Stadttheils Karmus, an dessen höchstem Punkte dieselbe errichtet ist. Am Fuße der Pompejussäule, deren Verhältnisse, trotz des Riesenmaßes, wohlthuende sind, angelangt, ergreift uns ein leiser Schauer, wenn wir bemerken, daß dieser ungeheure Monolith, dessen Spitze sich dreißig Meter über den Erdboden erhebt, dessen Durchmesser zweidreiviertel Meter beträgt, der also viele tausend Zentner schwer ist, auf einem unverhältnißmäßig schwachen Fußgestell ruht, das aus zusammengerafften Werkstücken und Denkmalsresten der verschiedensten Jahrhunderte roh zusammengestückelt ist, so daß tiefe Löcher und klaffende Spalten, ohne eine Spur von Mörtel, sichtbar sind. Die kleinste Erschütterung, das leiseste Erdbeben scheint diesen Koloß unfehlbar niederstrecken zu müssen.

Der Ursprung der Pompejussäule ist in Dunkel gehüllt. So viel steht fest, daß der römische Präfekt Pompejus dieselbe mit einer Inschrift versehen dem Kaiser Diokletian gewidmet hat. Höchst wahrscheinlich hat er den Säulenschaft an Ort und Stelle vorgefunden und nur aufgerichtet. Auch das ist

für die Ergebenheit eines Präfekten eine ganz respektable Leistung.

Der Hügel des Karmus starrt von gewaltigen Bauresten und birgt in seinem Schoße gewiß noch große Ueberraschungen. Voraussichtlich harren hier noch viele Riesensäulen ihrer Auferstehung, denn man nimmt an, was einem ernsten Zweifel kaum unterliegen kann, daß man es an dieser Stelle mit den Ruinen des Serapeums zu thun hat.

Den arabischen Friedhof, welcher den ganzen Abhang des Karmus bedeckt, links lassend, kehren wir zum Mahmudijeh-Kanal zurück. Wir erreichen ihn, wo eine glänzende Reihe wohlgepflegter, üppiger Gärten beginnt. Die Luft ist erfüllt von Orangenblüthenduft. Zu den schönsten Gärten gehören die des Italieners Ciccolani und des Franzosen Pastré, jener durch reichen Blumenflor, dieser durch viele schattenspendende, einheimische Bäume in herrlichen Exemplaren ausgezeichnet. Ismail-Pascha hat letzteren Garten angekauft und dem Besuche des Publikums freigestellt. Zweimal wöchentlich spielen Militärkapellen und dann wird auch, grade wie heute, ein glänzender Korso abgehalten.

Die Damen der Paschas, auch des Vizekönigs, wenn er in Alexandrien Hof hält, und die Familien der reichen Kaufleute richten um die bestimmte Stunde ihre Ausfahrt zum Mahmudijeh-Kanal, meist in glänzenden Equipagen mit kostbarem Gespann und höchst elegantem Vorläufer, Saïs genannt, welcher mit bloßen Armen und Beinen, schneeweißer Bluse und Kniehosen, mit goldgestickter rother oder blauer Sammetweste und mit der im Winde ums Haupt flatternden seidenen Kuffijeh sehr phantastisch aussieht. Vor dem Garten Pastré strömen die Wagen zusammen, ordnen sich in zwei oder auch vier Reihen und fahren im Schritt auf und ab, um, wie die eingeborenen Damen zu sagen pflegen, „ein frisches Lüftchen

zu schlürfen" oder „eine Zigarette zu trinken" und um den italienischen Opernmelodien der konzertirenden Kapelle zu lauschen.

Zwischen den Wagenreihen bleibt in der Mitte ein Zwischenraum frei. An dieser Stelle suchten wir vorwärts zu kommen. Da der Raum beschränkt war, so mußten auch wir einzeln, einer hinter dem andern, reiten, voran der Herr Professor. Ihm war heute vom Schicksal der ehrgeizigste aller Esel beschieden, der keinen andern Esel neben sich duldete und noch weniger vor sich. Und wie so mancher Held in der Schlacht nur dem Ungestüm seines Rosses den Heldenruhm dankt, so war auch der Herr Professor sehr wider Willen an die Spitze unserer tapfern Schaar gerathen. Er hatte nichts vom apokalyptischen Reiter. Bei der Kleinheit seines Thieres und bei der Länge seiner eigenen Beine war er gezwungen, um den Erdboden nicht zu streifen, vorn am Sattel die Knie krampfhaft einzuklemmen, wodurch sich seine Beinkleider bedenklich in die Höhe geschoben hatten. Mit seiner goldenen Brille und seinem unvermeidlichen, um die Schultern festgesteckten Umschlagetuch, das noch aus seiner Studentenzeit stammte und vor vielen Jahren an den Universitäten Mode war, hatte der Herr Professor durchaus nichts Heroisches an sich.

Und dennoch schien heute etwas von der Thatkraft seines Esels in ihn gefahren zu sein. Mit einer für einen Theologen sehr ungewöhnlichen Keckheit musterte er die Schönsten der Schönen, an denen er vorüberkam. Besonders hatte es ihm eine angethan. Sie saß in einem großen, geschlossenen Haremswagen, von Spiegelscheiben rings umgeben, die den Einblick nicht hinderten. Es war eine Zirkassierin. Ein dünner Gazeschleier fiel, wie ein Hauch, über ein feingeschnittenes Profil von echt kaukasischer Race, über ein sanftes Augenpaar mit langen Wimpern und über einen Schwanenhals von magischer

Leuchtkraft. Neben ihr saß eine Matrone mit wachsgelbem Runengesicht, die sehr wohl ihre Großmutter sein konnte. Es bedarf wohl keiner Versicherung, daß die Aufmerksamkeit des Herrn Professors der jungen Zirkassierin und nicht dem alten Pergament daneben galt.

Rechts und links vom Haremswagen ritt, in bunte, kostbare Stoffe gehüllt, je ein Kavalier von der bekannten orientalischen Leibgarde, auf herrlichem, echt arabischem Pferde, das ungeduldig am schäumenden Mundstück rasselte und aus Augen und Nüstern ein Feuer sprühte, das man vergeblich beim Reiter gesucht hätte. Dieser saß oder hing vielmehr im Sattel wie ein herausstaffirter anthropoider Affe oder wie ein geputztes Häufchen Unglück.

Die Zirkassierin, beunruhigt und aufgebracht durch die unverwandte, offenkundige Bewunderung des Herrn Professors, hob ihre kleine Hand zur Seidenquaste und entzog sich mit energischem Ruck, durch Senken der Fenstergardine, den Blicken des seltsamen Schwärmers. Aber der Herr Professor ließ sich das Recht der freien Forschung nicht beschränken und wandte seine Blicke andern Sternen zu.

Auf dem alexandrinischen Korso war niemals Mangel an schönen Frauen, deren natürliche Reize noch durch geschmackvolle, direkt aus Paris bezogene Toiletten und durch reichen Schmuck wirksam gehoben wurden. Die allerschönsten waren von je her die griechischen Damen. Ihre herzgewinnende Anmuth, ihr Liebreiz läßt sich, wie Frühlingssonne, nur empfinden, nicht beschreiben. Leider treiben sie alle, alle mit Pinsel und Puderquaste argen Mißbrauch. Sie schminken sich unbarmherzig und schwärzen Brauen und Wimpern, um, wie sie glauben, den Glanz der Augen zu erhöhen, während sie ihr Gesicht durch einen unfeinen, grellen, herausfordernden Zug entstellen. Bei den verschleierten Haremsschönen ist es noch

eher zu entschuldigen da sie nur auf diese Weise für die Außenwelt erkennbar werden.

Als wir das Ende des Korso erreicht hatten, wo die Reihen sich lichteten und die Wagen Kehrt machten, da wendete auch der Herr Professor seinen Esel, aber wir vertraten ihm den Weg und machten ihn darauf aufmerksam, daß unser Aufzug auf den abgetriebenen, bestäubten Thieren nicht kurfähig oder korsofähig war und daß die schönen Damen auf uns „mit stolzen und höhnenden Sinnen" herabsahen.

Der zu überraschender Lebenslust entbrannte Herr Professor wollte durchaus dableiben, um sich am fesselnden Schauspiel zu weiden. War's der plötzlich erwachte Geist der Afrikaforschung oder war's das Eselsfluidum, das so verjüngend wirkte? Erst als sein Thier die Unschlüssigkeit des Reiters gewahrte und in ein unbändiges Brüllen verfiel, ließ er sich überreden. Dieses dröhnende Argument war ausschlaggebend. Nachdem der langgedehnte, melodische Eselsgruß am fernen Korso verklungen war, verließen wir den Mahmudijehkanal und bogen links in die Straße Moharrembey ein.

Bald hatten wir das Diakonissenhaus erreicht, ein von deutschen Diakonissinnen musterhaft geleitetes Krankenhaus, das dem deutschen Namen im Orient alle Ehre macht, und trabten dann außerhalb der Umfassungsmauer zum vizeköniglichen Schloß Nimre Talata, d. h. Nummer drei, hin. Das ist ein riesenhafter, architektonisch ausdrucksloser Bau, ebenso nichtssagend wie sein Name, der eine Ziffer und nichts weiter bedeutet. Ohne Aufenthalt ging's ostwärts zum Rosettethor weiter.

Dieses monumentale, alte Stadtthor, deren die arabische Umfassungsmauer mehrere besitzt, ist aus mächtigen Quadern im achten Jahrhundert, als die Araber ihre ausgedehnten Eroberungen sicherzustellen bemüht waren, erbaut. Die feste mit

Wartthürmen versehene Mauer, welche etwa den vierten Theil der alten Alexanderstadt umfassen mag und größtentheils noch ziemlich wohlerhalten ist, schließt heute weite Strecken wüsten und unbebauten Landes ein.

Das Rosettethor mit den schweren, sarazenischen Thürmen und der angrenzende Abschnitt der mächtig starken Stadtmauer, über welche uralte Dattelpalmen ragen, ist ein malerisches Stück Architektur, das durch die Verwahrlosung und den sichtlichen Verfall des Mauerwerks und der Holz- und Eisentheile nur noch malerischer wirkt. Die massiven Thorflügel hängen windschief in den zerbrochenen eisernen Angeln, die gewaltigen Balken sind roh aus Sykomorenholz gezimmert und mit eisernen Schienen schachbrettartig beschlagen. Riesennägel mit den Spitzen nach außen ragen drohend aus der Mitte jedes Feldes und sind für die naive Befestigungskunst jener Tage bezeichnend. Während das Metall, durch und durch zerfressen und oxydirt, bei der Berührung mit dem Fingernagel abblättert und zu Boden fällt, ist das Sykomorenholz unversehrt, und hat im Laufe der Zeit eine ungewöhnliche Härte erlangt, so daß es sich wie versteinert anfühlt.

Einen abgebrochenen, zu Boden gefallenen Nagel ließ der Professor aufheben und steckte ihn zur Erinnerung in die Tasche, worauf ihm der dienstfertige Ali verständnißvoll noch einige andere auflas, auch Bruchstücke von Thongefäßen, mit der Versicherung „di antik“ „das ist antik“ und mit dem Wunsche „Gott stärke Deinen Harem!“ reichte. Die Berührung von Alterthümern gilt nämlich bei den Eingeborenen als Heilmittel gegen Kinderlosigkeit. Von nun an war es ein Hauptspaß der Eselsbuben, ihm, mit der ernsthaftesten Miene von der Welt und mit höchstem Eifer, alte Scherben

und schwere Steine zu bringen. Sie riefen: „**Schut, Chauagha,***) **di antik, di antik!**“, und kicherten einander heimlich zu, sobald der Herr Professor, nach sorgsamer Erwägung, den Fund einsteckte. Nur das kluge Graut hier, vom Treiber „**habib**“**) genannt, schüttelte abwehrend den Kopf und den kurzen borstigen Hals und senkte ungnädig die Ohren.

Nun ritten wir durch das Thor in die Stadt hinein, die sogenannte Rosettethorstraße hinunter. Dies ist heiliger Boden. Hier lag die alte Kanopische Straße. Gewaltige Steinblöcke, Riesensäulenschafte und antike Kapitäle liegen umher, mit Vorliebe vor den Hausfronten, rechts und links vom Eingang, aneinandergereiht. Eine gefährliche Dekoration! Denn um so stilloser und armseliger erscheinen die modernen Bauten, obwohl gerade hier stattlichere Gebäude sich befinden. Hier liegt das Theater Zizzinia, einem Grafen dieses Namens gehörend, welcher es gewöhnlich einer italienischen Operntruppe für die Wintersaison verpachtet. Schräg gegenüber ist das deutsche Generalkonsulat auf eigenem Grund und Boden.

Als die Fundamente dieses Gebäudes ausgegraben wurden, fand man viele bedeutende Bruchstücke alter Bauwerke, unter andern auch einen Steinkasten mit der griechischen Aufschrift „Dioskorides, drei Theile“. Professor Brugsch erklärte, daß in diesem Steinkasten einst die verlorengegangene Handschrift des voralexandrinischen Schriftstellers Dioskorides verwahrt gewesen sei und daß derselbe der alten Bibliothek angehört haben mag. Aus diesen und anderen Funden ergebe sich die Wahrscheinlichkeit, das unser Generalkonsulat auf dem Boden des alten Museumsstadttheils und vielleicht der alten Bibliothek errichtet sei.

*) Schau', Herr!
**) „Freundchen.“

Als wir uns, am Schlusse unserer Rundfahrt, um die Ecke rechts, in die Straße Scherifpascha, in der Richtung zum Mehemed-Ali-Platz, zurückwandten, nahm der Herr Professor, der sich, wie immer, Allen voran, an der Spitze des Zuges befand, plötzlich im rasenden Galopp Reißaus, ob „der Noth oder dem eigenen Trieb" gehorchend, war nicht zu erkennen, und verschwand um die nächste Straßenecke. Unsere Thiere folgten schnuppernd der verlorenen Spur. Auf dem Mehemed-Ali-Platz angelangt, durchmaßen wir ihn in der Breite und schlugen die Börsenstraße ein, aus welcher uns, vom Kaffee Pelikan her, die wohlbekannten Posaunenstöße des „Professoresel" entgegenschallten. Hier angekommen, bot sich uns ein überraschendes Bild.

In großer Erregung, mit erhitztem Gesichte, stand der Professor gestikulirend und in Zungen redend, offenbar in einen ungleichen Streit verwickelt, mehreren Kellnern, einem arabischen Weibe und einer Ziege gegenüber. Seine kritische Lage wurde durch unsere Ankunft gebessert. Er kam uns ein paar Schritte entgegen und rief mit diabolischem Lachen und schneidender Ironie, gestohlen könne ihm jetzt Alexandrien und das ganze Pharaonenland werden. Die sieben mageren Jahre wären eine Zeit der Fülle gegen heute und solch eine Prellerei sei ihm noch nicht vorgekommen!

Befragt, warum er uns so plötzlich verlassen und was denn geschehen sei? erzählte er, wir wüßten ja, welch eine Marter und Pönitenz ihm heute mit seinem Reitesel auferlegt worden sei. Dieser Racker, diese Nilplage, dieser wilde Satan sei ja nicht zu bändigen. Dazu die glühende Sonne und der Staub und — um das Maß voll zu machen — sei nirgends was zu haben, was Leib und Seele zusammenhält, so daß diese ihm faktisch unterwegs, vor Hunger und vor Durst, auseinanderzufallen drohten, und sein armer Magen

habe so laut geknurrt, daß die scheue Bestie jedesmal erschreckt mit ihm durchgegangen sei. Endlich habe Ali seine verzweifelten Nothsignale mit Hand und Mund verstanden und, „habib, yallah!“*) rufend, geschnalzt, und das Thier sei wie besessen mit ihm auf und davon gerannt bis hierher. Daß er nicht herabflog, sondern heil ans Ziel gelangte, sei ihm selbst ein Wunder und ein Zeichen, daß der Himmel ihn noch zu anderen Dingen, als zu dieser Nilfahrt, auserseheu.

Natürlich habe er sofort zu essen verlangt. Man reichte ihm die Speisekarte: Limonade, Orgeade, Tamarinden- und Veilchenaufguß, Raki, Granita und allerlei gefrorenen Firlefanz. Das sei nichts für ihn gewesen. Er habe zu essen, zu essen verlangt, ein Beefsteak oder ein herzhaftes Butterbrod mit kaltem Aufschnitt. Der Kellner habe einen Teller mit eingemachten Melonenschnitten geholt. Gegen diesen kalten Aufschnitt habe er protestirt und Fleisch, Fleisch, sündiges Fleisch oder, wenn es sein muß, Wurst gefordert. Die Kellner steckten die Köpfe zusammen. Dann wurde ein Teller mit Dattelwurst gebracht. Solche süße Wurst habe er sich energisch verbeten und ein einfaches Butterbrod verlangt. Darauf habe ihm der Kellner eröffnet, in Egypten gebe es keine Butter, außer jener zerlassenen Butter, welche zu Küchenzwecken in Fässern aus Triest eingeführt werde. Nun, in aller Heiligen Namen, dann möge man ihm ein Stück Brod, aber gutes, kräftiges Roggenbrod bringen. Darauf erneute Verschwörung der Kellner mit dem Bescheide, Roggenbrod gebe es nicht in Egypten. Kurz, man habe ihm eine kleine, trockne Semmel gereicht. Der Bissen sei ihm im Halse stecken geblieben. Aber Kaffee, fiel ihm ein, sei doch in einem Kaffeehause nicht zu viel verlangt. Darauf wurde ihm ein braunes Gemüse,

*) „Freundchen, vorwärts!“

lauter Kaffeesatz, gereicht. Das nenne man hier zu Lande Mokka. Dazu habe er wenigstens Milch gewünscht. Die Verschworenen steckten schon wieder die Köpfe zusammen. Dann verschwand ein Kellner. Nach einer Weile sei er mit einer Ziege zurückgekehrt: ich möchte mich bedienen! Danke schön! So etwas sei einem Professor der Theologie noch nie geboten worden. Die Wissenschaft sei die einzige Milchkuh, die er melken dürfe. Natürlich wies er die Ziege mit Entrüstung zurück. Da erschien jene halbnackte, garstige Hebe, die Besitzerin der Ziege, ergriff seine Tasse und begann mit ihren schwarzbraunen schmutzigen Fingern frisch an der Quelle zu zapfen. Das sei ihm doch zu arg gewesen und er jagte sie fort. Pfui! Schämen solle sie sich, im bloßen Indigohemde sich vor Fremden zu zeigen, noch dazu bei solchem Winde. Fort mit dem Kaffee, fort mit der Ziege! Nun habe er nach Bier gefragt. Der Kellner habe einen Bock geholt, wie er es nannte, mit einem gelblichen Inhalt, das reine Nilbräu, das er entsetzt zurückgewiesen.

Die edle Hebe und die olympischen Kellner hätten nun stürmisch Zahlung gefordert und wären ihm immer unverschämter auf den Leib gerückt. Halb verschmachtet vor Hunger und Durst, soll er noch zahlen? Das fiele ihm nicht ein.

Sehr bald beruhigten sich die erregten Gemüther, nachdem die Milchfrau, mit „o Herrin der Ziege!" von uns angeredet, ihre fünf Para erhalten hatte, und nachdem wir ein kleines Trinkgeld dem Kellner gespendet, welcher zugeben mußte, daß er all die herbeigeschleppten, kaum berührten Speisen sehr gut andern Gästen vorsetzen könne.

Den Vorschlag, so schnell als möglich die Esel zu besteigen und diese Stätte des Zornes zu verlassen, um zur letzten Nummer unseres Programms, nämlich zur Aufsuchung der noch vorhandenen Reste des Zäsarenlagers, überzugehen,

lehnte der Herr Professor mit großer Entschiedenheit ab. Er lachte grimmig, als ich ihn mit einer verbindlichen Handbewegung einlud, seinen Esel zu besteigen. Ich bot ihm den meinen an. Umsonst, er wies ihn schroff zurück.

Erstens, sei er Mitglied des Thierschutzvereins. Was die armen Thiere, ohne getränkt und gefüttert zu sein, geleistet, das sei unmenschlich und weit mehr, als er verantworten könne. Er nehme alle Esel des Nilthals unter seine speziellen Fittiche, alle außer einem. Wie sehen sie auch aus, diese elenden Geschöpfe! Sie seien nur Haut und Knochen. Davon habe er sich heute sattsam überzeugt. Ja, er habe greifbare Beweise, daß der Rücken seines Reitthiers nur ein dürres, trostloses Gerippe sei. Zweitens, wünsche er jetzt nur Eins, ein gutes, kräftiges Mittagbrod, d. h. aber noch vorher aus der Apotheke für zehn Pfennige Hirschtalg.

Wir begaben uns dem Herrn Professor zu Liebe, zu Fuß, an der Apotheke vorbei, ins Peninsular-Hotel, mit einem Gefolge von höchlich verwunderten, hocherfreuten Eselsbuben, die, hinter den Thieren sich aufschwingend, rittlings auf dem äußersten Rückenfortsatz derselben sich gütlich thaten.

In den Straßen und auf den Schutthügeln Alexandriens.

Die Stadt ist staubig und schmutzig. Beim leisesten Windhauch steigen Wolken von feinem Sand oder Kalk in die Höh, die Alles zu begraben drohen. Bei bewegter Luft ist der Aufenthalt in den Straßen unleidlich. Der Verkehr ist mäßig. Die Leute klagen, daß der Handel stocke und die Stimmung ist gedrückt. Auf Jahre großen Ueberflusses, auf reiche Ernten und hochangeschwollene Baumwollpreise waren magere Jahre gekommen. Der Rückschlag, so unausbleiblich er war, traf Jeden unvorbereitet und hatte Elend, Arbeitslosigkeit und Unsicherheit im Gefolge. Die üppigen Gewohnheiten einer großspurigen Vergangenheit waren geblieben, besonders in den unteren Volksschichten. Sie belagerten tagsüber die zahllosen Kneipen der Strada Franka und Mahmudijehstraße; mit dem Anbruch der Nacht wurden auch die besseren Straßen vom Auswurf der Europäer, von Maltesern, Griechen und Italienern heimgesucht.

So war der Winter herangekommen, der unserem nordischen Frühling ähnlich ist. Nach einigen Regentagen hatte sich die dürre Flur belaubt, und um die Weihnachtszeit sproßte und grünte es lustig in den Gärten und in der Umgebung der Stadt.

Für den Weihnachtsabend hatten wir Deutschen und ein englischer Kapitän uns verabredet und nicht geruht, bis das

Nöthigste beschafft war, um unserer Sehnsucht nach einem Weihnachtsbaum und einer heimischen Weihnachtsfeier zu genügen.

Der Deutsche in der Fremde, und wäre er das ganze Jahr gegen Heimweh gefeit, an diesem Abend wird er rettungslos ergriffen. Wir waren alle Junggesellen. Nur der Engländer war verheirathet. Er war der lustigste von allen. Ein Kapitän ist nur Strohwittwer an Bord, er trauert nur zu Wasser, nicht zu Lande. Seine Lachsalven waren Berg und Thal erschütternd.

Freilich eine Tanne war nicht aufzutreiben gewesen; eine schöngewachsene Tamariske vertrat ihre Stelle. Da Tamariskenzweige sehr biegsam sind, so hatten wir sie binden müssen, damit sie unter der Last der Wachskerzen nicht nachgaben. Gar fremdartig leuchtete es, wie erstaunte Kinderaugen durch lange Wimpern, aus den langen, grünen Tamariskennadeln. Am glückseligsten glänzten die dunkeln Gesichter der Araber, welche die ungewohnte Lichtfülle in großer Zahl an unsere Fenster zu ebener Erde gelockt hatte.

„Uallah di Fantasia! Koies, koies ketir!“ „Beim Allah, das ist eine Fantasia! Schön, wunderschön!“ Das Wort „Fantasia“ ist ein griechisches Erbstück, womit der Eingeborene jede Lustbarkeit mit und ohne Illumination bezeichnet. Sie konnten sich nicht sattsehen, und als wir sie gar hereinriefen und ihnen Honigkuchen, Aepfel und Nüsse gaben, da waren diese braunen Kinder außer sich vor Freude.

Abgesehen von diesem Zwischenfall und dem Kapitän zum Trotz wollte sich bei uns Andern die richtige Weihnachtsstimmung nicht einstellen. Unsere Gedanken schweiften heimwärts nach allen Richtungen der Windrose. Die Gegenwart war unerfreulich. Jeder stimmte sein Klagelied an, zumal die Kaufleute. Das Geschäft sei von Grund aus verdorben. Da telegraphische Kurse der Cerealien und Baumwollpreise

täglich in die entlegensten Dörfer gelangen, so sei ein preiswürdiger Einkauf längst ausgeschlossen. In Folge der maaßlosen Konkurrenz ist der Handel nur ein wildes Glücksspiel, nichts weiter, und da wäre es einfacher und müheloser, gleich zum Roulettetisch zu gehen. Es thäte Noth, sich einzuschränken, aber wer bringt es fertig? Daher Alle tief verschuldet seien, dabei das Leben unerschwinglich theuer und der öffentliche und Privatkredit untergraben. Das einzig Richtige sei, schleunigst einzupacken und ein Land zu verlassen, welches dem Europäer weder Verdienst noch Auskommen, weder gesellige noch geistige Anregung gewähre.

Auf diese einmüthigen Klagen, besonders der länger in Egypten Angesessenen, hatte ich schüchtern entgegnet, daß mir Alexandrien für den unternehmenden, vorurtheilsfreien, thätigen Mann noch so manchen lohnenden Wirkungskreis zu bieten scheine, z. B. so für den Baumeister.

Man wendete ein, daß sich kein Eingeborener je an einen Baumeister wende. Der Moallem, eine Art „Mauerpolier" pflege ohne Skizze oder Kostenanschlag auf dem zu bebauenden Grund und Boden den Grundriß des Hauses mit Kalkstaub roh hinzuzeichnen und den Bau gleich anzufangen. Der Bauherr bezeichne ihm bei fortschreitender Arbeit an Ort und Stelle, wo er eine Thür oder eine Treppe oder ein Fenster haben wolle. So entständen all' die winkligen, umfangreichen, unglaublichen Okellas, freilich auf die allerbilligste Weise, aber sie sind darnach. In Alexandrien sei nichts, gar nichts zu holen, am wenigsten für einen Baumeister.

Vielleicht durch den Widerspruch gereizt, behauptete ich im Gegentheil, das Geld läge in Alexandrien auf der Straße, man brauche sich nur zu bücken. Aber dazu sind wir Deutsche viel zu schwerfällig und zu bequem, denn wir haben ja Alle unsern Beruf, wir sind wahre Berufssklaven und viel zu stolz,

uns zu bücken und Lumpensammler zu spielen, denn es ist ja nicht unsere Spezialität, wir sind ja keine gelernten Lumpensammler.

Sie erwiderten spöttisch: Auf der Straße liegt in der That so Manches in Alexandrien, z. B. todte Hunde und Katzen, auch Cigarrenstummel, alte Lackstiefel und leere Sardinenbüchsen, auch blaue Kleiderlappen, kurz Alles, was das Herz eines Lumpensammlers begehrt, nur kein Geld. Uebrigens wunderten sie sich, daß ich selbst mich nicht bückte, das Geld aufzulesen, denn das sei doch weniger mühsam, als den verdorbenen Rangen Unterricht zu ertheilen.

Sie hatten Recht. Ich hatte täglich viele Unterrichtsstunden zu geben, und es war keine leichte Arbeit, mit den Söhnen der Eingeborenen, besonders der Griechen, fertig zu werden.

Gedrängt mich zu erklären, erzählte ich, daß ich an demselben Vormittage mehrere Stunden verloren, um einen der anwesenden Herren, der seine Wohnung gewechselt hatte, aufzufinden. Es existirten nämlich in Alexandrien weder Straßenbezeichnungen noch Hausnummern, nicht einmal ein Stadtplan, geschweige denn ein Auskunftsbureau. Da nun Zeit Geld ist, so meinte ich, würde derjenige, welcher zuerst diese Verkehrseinrichtungen schaffen und die Straßen mit Namen und Nummern versehen wollte, ein gehöriges Stück Geld verdienen, somit läge das Geld auf der Straße, was zu beweisen war.

Sie höhnten, ich sollte nur versuchen, von der Regierung dafür Geld zu erlangen. Gelänge der Versuch, dann sollte der Beweis als erbracht gelten, daß Geld auf der Straße liege. Kurz, sie nahmen mich beim Worte, und ich ließ mich beim Worte nehmen.

Damals war Nubar-Pascha unlängst Arbeitsminister ge-

worden, ein neuer Mann in einem neuen Amte. Bis dahin hatte es einen Minister der öffentlichen Arbeiten in Egypten nicht gegeben. Eines Tages nahm ich nun ein dunkelgrün lackirtes Straßenschild mit weißer Inschrift in arabischer und italienischer Sprache und begab mich damit zum Divan Nubar-Paschas. Die schönen arabischen Schriftzüge erregten die Neugierde und Bewunderung aller Beamten und Gäste im Vorzimmer des Ministers. Die braunen und schwarzen Effendis mit Tarbusch oder Turban umstanden laut preisend mein Straßenschild, als ob es ein Werk Rafaels oder Tizians wäre. Ein deutscher Malermeister Apel hatte es sauber hergestellt. Was ihr Entzücken so sehr erregte, das war, wie gesagt, die arabische Schrift. Ich hatte dieselbe vom Direktor der Militärschule, dem anerkannt ersten Schriftkünstler Alexandriens, auf Papier in großen Buchstaben aufschreiben und vom Maler auf die Tafel genau kopiren lassen. Die arabische Schönschrift ist eine schwierige Kunst, die im Orient hochgeschätzt ist. Der Sinn dafür und das Stilgefühl ist durch bewunderungswürdig ausgeführte Koranabschriften, durch plastischen Schriftschmuck an den Außenwänden und im Innern der Moscheen, sowie durch die Sitte, Koranverse in Seiden- und Wollenstoffe zu weben, bei den Eingeborenen sehr entwickelt. Mit Andacht hängen die Augen der Rechtgläubigen an schönverschlungenen Schriftzügen. Daher erntete meine Tafel begeisterte Zustimmung.

Nur Annino-Bey, der Sekretär Nubar-Paschas, ein junger Mann in Stambulina, d. h. Beamtenrock, in Tarbusch und Lackstiefeln, der geläufig französisch sprach, schien ungerührt. Auf meine Bitte, mich vorzulassen, antwortete er abwehrend: „Impossible! Le pacha très-, très-occupé, tout-à-fait impossible!

Nachdem ich eine Weile gewartet, wandte ich mich wieder

an Annino-Bey und hatte die Genugthuung, daß die Andern im Vorzimmer — es waren Lieferanten von Eisenbahnbedarf, Unternehmer von Bauarbeiten, Kohlenhändler u. A., die ebenfalls warteten, — ein gutes Wort für mich einlegten. Darauf fragte mich Annino-Bey, wer ich denn eigentlich sei? Ich überreichte ihm meine Visitenkarte. Er studirte sie lange und erklärte den Andern von wegen meines Doktortitels auf ihre neugierigen Fragen, daß ich ein „hakim", d. h. ein Arzt sei, worauf sie mich mit erhöhter Aufmerksamkeit musterten. Ja, ein schwarzer Effendi von mächtigem Leibesumfang näherte sich mir sehr zutraulich und klagte, indem er mit dem Finger auf seinen Leib klopfte, daß derselbe immer steinhart, immer gespannt sei und ob ich kein Mittel hätte? Ich bemerkte ihm und dem Sekretär sofort, daß ich kein Doktor der Medizin, sondern der Philosophie sei. Alle fragten Annino-Bey: „Di e di?" „Was ist das, Philosophie?" Dieser schob und zupfte verlegen an seinem Tarbusch und zögerte mit der Antwort. O himmlische Gerechtigkeit! In Alexandrien, in der Stadt des Hegesias, Dion und Apollonius von Tyana, wo die Schulen des Plato, Aristoteles und Pythagoras Jahrhunderte lang blühten, kannten sie das Wort Philosophie nicht.

Annino-Bey, auf den Aller Augen, wie Fragezeichen, gerichtet waren, erklärte, den Mund zu einer Grimasse verziehend: „Philosophia, jassalam, di hagha frängi", d. h. Philosophie, ich danke schön, das ist auch so ein ausländischer Schwindel". Dann fragte er mich, was ich eigentlich treibe? Ich antwortete, daß ich Unterricht ertheile, worauf er ihnen erklärte, daß ich ein „fikiëh" d. h. „Schulmeister" sei. Ein „fikiëh?" riefen sie enttäuscht. Also ein „fikiëh!" wiederholten sie mit sichtlicher Geringschätzung, sich von mir abwendend. Ich war in ihrer Achtung tief gesunken.

In diesem Augenblicke erschien der Retter in der Noth,

der deutsche Generalkonsul, der zum Pascha wollte. Ich vertraute mich ihm an, und sehr bald wurde ich in den Divan Nubar-Paschas hineingerufen.

Mein Vorschlag kam offenbar sehr gelegen. Von einem neuen Arbeitsminister erwartete man Thaten. Mein schönlackirtes Schild war eine glänzende That und eine billige That und eine gute Reklame zugleich. Er behielt das Schild und die Nummern und beauftragte mich mit der Ausführung des von mir überreichten, kurzgefaßten Entwurfes. Zugleich bekam ich einen schriftlichen Befehl an den Polizeipräfekten Ali-Bey, damit er mir ein Namensverzeichniß der Straßen einhändige. Mit diesem Verzeichniß sollte ich dann wiederkommen, um es zur endgültigen Bestätigung vorzulegen.

Glücklicherweise hatte ich den Bescheid in Gegenwart unseres Generalkonsuls erhalten, wodurch ich vor einer endlosen Verschleppung der Sache bewahrt blieb, denn nur mit Mühe erlangte ich von der Polizei nach wochenlangem Warten und häufigem Mahnen die befohlene Arbeit, und was für Arbeit! Auf schmutziggrauem Papier eine kleine Anzahl Namen, aber nicht etwa Straßennamen, sondern lauter Namen von Polizeivierteln, die thatsächlich im Gebrauche, aber für meinen Zweck garnicht verwendbar waren. So gab jede Moschee für die umgebenden Häuserviertel den Namen her; ebenso dienten die Bodenanschwellungen und Schutthügel der Stadt, wie z. B. Com-el-dik oder Com-el-demas zur Bezeichnung der angrenzenden Gebäudegruppen, welche aber keine Häuserreihen bildeten, daher zur Einordnung in Straßen und fortlaufende Nummern unbrauchbar waren.

Bald war es mir klar, daß die Polizei mir nicht helfen konnte, daß ich selbstständig vorgehen, die Straßen aufnehmen und, wo keine Namen nachweisbar waren, neue Namen erfinden mußte. So geschah es auch.

Die Aufnahme der Straßen und der Entwurf des Stadtplanes war eine mir ungewohnte und ohne Meßinstrumente und Gehülfen langwierige Arbeit. Die Winkel, unter denen sich die Straßen kreuzten, schätzte ich nach Augenmaß, die Entfernungen von Ecke zu Ecke bestimmte ich durch die Anzahl der Schritte. Jeden Abend, wenn meine Stunden zu Ende waren, durchwanderte ich einen neuen Straßenabschnitt gemessenen Schrittes, immer zählend, fast ohne die Lippen zu rühren. Von Zeit zu Zeit blieb ich stehen und trug die Entfernungen in mein Notizbuch ein, sodaß die Vorübergehenden mich für einen Sonderling, vielleicht für einen skandirenden Dichter oder Peripathetiker halten mochten, wenn überhaupt solche Gedanken im Haupte irgend Jemandes in dieser Handelsstadt aufkommen konnten. Die Meisten schüttelten den Kopf oder sagten: „Meskin hua magnun!" „Der Aermste, bei ihm rappelt's im Oberstübchen!"

Oft stieß ich auf sichtbare Baureste aus alter Zeit, so in der Straße Moharrembei, in der Rosettethor- und Ramle-Straße und an anderen Punkten. Aber ich durfte nicht weilen, wie sehr die Sehnsucht, aus den zahlreichen Bruchstücken, Inschriften, Votivtafeln die Erinnerungen, die sich an die Stelle knüpften, herauszulesen und den Spuren einer großen Vergangenheit nachzugehen, mächtig wurde. „Yallah, yallah!" Nur Vorwärts! Sonst vergesse ich die Schrittzahl und bringe Unheil und Verwirrung in meinen Straßenplan.

Am schwierigsten gestaltete sich meine Aufgabe in den arabischen Stadtvierteln, in der Umgebung der strada Franca und strada Rasettin. Das krause Labyrinth von Engpässen zwischen den kleinen, einstöckigen Häuschen aufzunehmen, das hätte ich niemals fertig gebracht; auch wäre ihre Benennung und Numerirung kaum möglich gewesen.

Hier war es auch, wo sich vornehmlich der schlimme Gast

eingenistet hatte, der in diesem Jahre Alexandrien heimsuchte Die Cholera, von Mekkapilgern eingeschleppt, trat hier mit großer Heftigkeit auf, und man begegnete Leichenzügen auf Schritt und Tritt. Die Klageweiber waren in Permanenz. Dieses weithinschallende Ulululuh! klang schauerlich, besonders bei Nacht. Denn vor dem Begräbniß muß der Rechtgläubige drei Stunden lang auf diese Weise geehrt werden.

Dem Europäer ist diese orientalische Sitte unerträglich. Sie muthet ihn an wie eine bezahlte Komödie, wie organisirte Heuchelei, wie eine Verhöhnung aller Trauer. Und so ist es auch in der That.

Wenn man dem Klagegeheul beim Leichenzuge nachgeht und sich unter das Gefolge mischt, oder sich in der Nähe der am Boden kauernden, verschleierten Klageweiber, deren Singsang durch die männlichen Bekannten und Verwandten des Dahingeschiedenen verstärkt wird, unauffällig niederläßt, so kann man oft als Text zu dem „Ulululuh", das sie im Chore endlos wiederholen, recht erbauliche Gespräche zu hören bekommen.

Die Eine flüstert nach einem „Allah tränke ihn mit den Freuden des Paradieses! Ulululuh!": „Fatmeh, was hat es heute bei Euch gegeben?" Ulululuh! Die Nachbarin antwortet: „Was soll's geben? Gedämpfte Bohnen und Zwiebelschnitte", Ulululuh! „Der Spitzbube Ibrahim verkauft alte Bohnen," Ulululuh! „Verkauft Beherabohnen für Saïdi",*) Ulululuh! Und schlechte dazu, der Hundesohn", Ulululuh!

Oder der hochbeturbante, braune Ali sucht mit dem trauernden Muhamed, statt der vorgeschriebenen Gebete für das ewige Heil des Verstorbenen oder statt der Lobsprüche auf seinen gottgefälligen Lebenswandel, ein kleines Geschäft

*) Behera, Provinz am untern, Saïd am obern Nil.

zu machen. „Beim Propheten, Du wirst von Tag zu Tag dicker, Muhamed", Ulululuh! „Solltest Dir einen Reitesel anschaffen", Ulululuh! Eine heisere Stimme antwortet: „„Brauche keinen Esel, Ali"", Ulululuh! „Beim Allah, Du keuchst und pustest bei jedem Schritt", Ulululuh! „Paß' auf, das nimmt ein schlechtes Ende", Ulululuh! „Ich gebe ihn Dir für zwanzig Real*)", Ulululuh! — „„Zwanzig Real, Ali, bist Du toll?"", Ulululuh! „Ich gebe ihn für zehn Real", Ulululuh! „„Brauche keinen Esel, Ali!"" Ulululuh! „Ich gebe ihn Dir umsonst, Bruder", Ulululuh! „„Giebst ihn mir umsonst?"" Ulululuh! „Ist zehn Real nicht umsonst?" Ulululuh! Die heisere Stimme antwortete: „„Brauche keinen Esel, Ali,"" Ulululuh!

Ich gab es also auf, das arabische Viertel auf meinem Plane anders als andeutungsweise aufzunehmen. Für meinen Zweck reichte es hin, wenn die von Europäern und von den wohlhabenderen Eingeborenen bewohnten Häuser und die Hauptstraßen, welche das arabische Viertel durchschnitten, bezeichnet waren. Der Mittelpunkt, von dem aus ich meinen Plan nach allen Richtungen förderte, war der Konsuls- oder Mehemed Ali-Platz. Sämmtliche kleine Skizzen schlossen sich an diesen Platz, und nachdem ich dieselben zu einem einzigen, saubern Straßenplane zusammengestellt und ein doppeltes Verzeichniß der Straßennamen und Hausnummern angefertigt, begab ich mich auf den Weg zum Minister.

Inzwischen hatten Seine Vizekönigliche Hoheit und, ihr nach, die Spitzen der Behörden vor der Cholera Reißaus genommen und sich nach verschiedenen Richtungen eingeschifft. Nubar-Pascha blieb allein auf dem Posten, der nun doppelt verantwortungsvoll war, da er die Vertretung der andern Minister übernommen hatte. Er wohnte in einem Privathause bei seinem Schwieger-

*) Ein Real ist ein Fünffrankenstück.

vater. Das Vorzimmer war menschenleer. Nach einiger Zeit erschien Annino-Bey. Befremdet fragte er mich aus einiger Entfernung nach meinem Begehr und fügte gleich hinzu: „Son Excellence ne reçoit pas. Vous savez, nous avons le choléra.“ Auf meine Bemerkung, daß Seine Exzellenz mir einen Auftrag ertheilt und mich zu sich befohlen habe, zuckte er die Achseln und wiederholte: „S. E. ne reçoit pas.“ „Nun gut, dann bringen Sie gefälligst Seiner Exzellenz diesen Plan und diese Verzeichnisse. Ich erbitte seine Unterschrift, welche mich ermächtigt, die Namen und Nummern nach diesem Entwurf auszuführen.“ Annino antwortete, Seine Exzellenz empfange weder Briefe noch andere Schriftstücke. „Dann theilen Sie Seiner Exzellenz gefälligst mit, daß ich sofort zum deutschen General-Konsulat gehe und mit dem ganzen Personal hierher zurückkomme, mit Herrn Generalkonsul an der Spitze, mit dem Dragoman Anhuri und mit dem Kanzler Maury, und dann wird Seine Exzellenz uns Alle empfangen müssen.“

Annino-Bey schien betroffen, nahm eine lange Eisenzange, vielleicht das Brenneisen für die Lockenwickeln seiner Frau, zur Hand und sagte, in Gottes Namen wolle er versuchen, ob meine Papiere angenommen würden. Vorsichtig faßte er sie mit der Zange und trat zur Seite, wo ein glimmendes Kohlenbecken stand, räucherte die Papiere mit verdrießlicher Miene und verschwand. Nach längerer Zeit erschien er wieder mit einem Schreiben an der Spitze der Zange. Es war eine Verfügung Nubar-Paschas, welcher mich beauftragte, zweihundert Straßenschilder und einhundert Nummernreihen von eins bis hundert anzufertigen und, meinem Straßenplan entsprechend, die Stadt damit zu versehen. Ich protestirte sofort gegen die einhundert Reihen von eins bis hundert, da die Straßen meist weniger als hundert und nur einige wenige Straßen mehr als hundert Nummern hätten. Annino-Bey

blieb taub gegen alle Vorstellungen. S. E. sei nicht mehr zu sprechen. Auch sei es eigentlich in der Cholerazeit nicht zu verlangen. „Es ist schon viel, sehr viel, daß wir überhaupt am Platze sind, denn wer weiß, was morgen sein wird.“ So mußte ich mit dem seltsamen Auftrage vorlieb nehmen.

Ich begab mich gleich zum deutschen Apelles — so hieß der Malermeister Apel seit dem großartigen Erfolge seiner Tafel — und bestellte die Schilder und Nummern für die Straßen Alexandriens. Er war hochbeglückt, denn dem Armen ging es schlecht, seit Monaten war er unbeschäftigt, wie überhaupt alle Arbeit stockte und alle Gewerbe in der Stadt darniederlagen.

Der böse Feind hatte sich dauernd festgesetzt und war Herr im Lande. Die schreckliche Seuche hatte Handel und Verkehr vollkommen lahmgelegt. Die Kaufläden und Geschäfte waren gesperrt, die Schulen geschlossen, die Gassen menschenleer. Die Wohlhabenden waren entflohen. Viele Häuser standen leer, in den bewohnten war Angst und Trauer eingekehrt. Selbst an Lebensmitteln war fühlbarer Mangel, denn die Märkte waren spärlich beschickt. Noth und Jammer und Elend überall. Nur Aerzte und Todtengräber, Apotheker und Klageweiber hatten gute Tage.

In dem von mir bewohnten Hause waren zwei Todesfälle vorgekommen. Seit dem schauerlichen Nocturno der Klageweiber war es mir darin unheimlich geworden. Ich beschloß, eine andere Wohnung außerhalb der Stadt, in der Umgegend Alexandriens, zu suchen. Ja, fort, fort aus dieser dumpfen Kellerluft, aus dieser ewig feuchten, muffigen Atmosphäre, aus dieser seichten, gährenden Untiefe voll Dampf und Moder! Meine Schüler waren fortgereist. Ich hatte freie Zeit. Gleich am nächsten Morgen wollte ich auf die Suche gehen. Endlich konnte ich die oft aufgeschobene Besichtigung der Baureste der alten Stadt und einen Spaziergang nach dem

wüsten Stadttheil des einstigen Bruchium und zum Cäsarenlager mit Muße unternehmen.

Nach langer, schwüler, schlafloser Nacht, mit Tagesanbruch begann ich meine Wanderung. Es war wieder ein schöner, wolkenloser Augusttag, leider! Eine Reihe von schönen Augusttagen in Alexandrien ist gar nicht schön. Wenn die Sonne in aller Frühe den müden Menschenkindern mit flammendem Strahlenbündel grausam die Schläfe peitscht, wer kann da liegen bleiben? Träumend und wachend hegt man nur einen Wunsch, einen lechzenden, hin zum Meer, um durch Untertauchen in der krystallenen Fluth dieser brennenden Geißel zu entgehen.

Aber im Hafen von Alexandrien ist es nichts mit dem Baden. Das Wasser wird von den Schiffen aus verunreinigt und vom Hai, der dort im Trüben fischt oder vielmehr lauert, ob ihm etwas Menschliches begegne, gefährdet. Ich ging suchend am Ufer entlang in der Richtung nach Ramle. Der Weg führte an der Nadel der Kleopatra vorüber.

Damals stand der Obelisk noch aufrecht und übte eine große Anziehungskraft aus. Die Stelle war schwer zugänglich. Man mußte über Balken und Steingeröll und über den Werkplatz eines Steinmetzen, der das Grundstück gepachtet hatte, hinwegschreiten. Jahre lang war hier auch ein Viehhof unter freiem Himmel eingerichtet. Die aus Süd-Rußland eingeführten Ochsen umstanden den Obelisken oder ruhten hingestreckt von den Strapazen der Seefahrt aus, ehe sie auf die Märkte in's Innere des Landes weitergeschafft wurden, um die Lücken, welche die periodisch in Egypten wiederkehrende Episootie dem Viehstand zufügt, auszufüllen. Im grellen Sonnenschein bot der Obelisk mit dem lebendigen Vordergrund, mit diesen neben ihren Heubündeln gelagerten Rindern ein eigenthümliches Bild. Das blöde Auge der müden Wieder-

käuer war blinzelnd auf die wunderbar wohlerhaltenen Hieroglyphen des gewaltigen Monolithen von Heliopolis gerichtet, und dicht daneben bot die Brandung des Meeres bald mit leiser Wehklage, bald mit lautem Knirschen den begleitenden Text zum Bilde.

Hinter dem Obelisken lief ostwärts in mäßiger Höhe über dem Erdboden, aus mächtigen Blöcken gefugt, eine dreieinhalb Meter breite Mauer, an deren Fuß sich die Wellen brachen und die, erklettert, einen schönen einsamen Spaziergang gewährte. Am Horizont gewahrte man die aus Europa ankommenden Schiffe. Wie oft flog ihnen von hier aus, in Erwartung von Briefen und Nachrichten aus der Heimath, die Seele sehnsuchtsvoll entgegen! Ueber die wogende See hinweg schwebte sie zu den fernen Lieben. Hier träumte sich's so schön!

Diese Mauer, die für die alte macedonische Stadtmauer gehalten wurde, erwies sich, als sie auf Kosten der Regierung freigegraben ward, als Umfassungsmauer des Zäsareums. Das ist übrigens das erste und einzige Mal gewesen, daß die egyptische Regierung Nachgrabungen in Alexandrien vornehmen ließ. Während sie unbeschränkte Summen zur Auffindung der Pharaonischen Alterthümer und zur Bereicherung des Museums von Bulak ausgegeben, hat sie für die Denkmäler aus der Ptolemäerzeit nicht nur nichts gethan, sondern hat die schönsten noch vorhandenen Reste verschenkt oder durch Privatleute aus dem Lande fortschaffen, das Meiste aber unter den eigenen Augen zerstören und zu neuen Bauten verwenden lassen. So ist der erwähnte aufrechte Obelisk seitdem nach New-York, der andere daneben im Boden liegende zum Themsestrand verschleppt worden.

Diese mehr als stiefmütterliche Behandlung der alten Alexanderstadt hatte im Laufe der Zeiten nur eben jene

einzige Ausnahme, aber auch keine freiwillige, denn sie entsprang einem Wunsche des Kaisers Napoleons, dessen Einfluß damals in Egypten ausschlaggebend und dessen Wünsche Befehle waren. Zur Bearbeitung der Werke Julius Zäsars, und zwar um den Alexandrinischen Krieg zu veranschaulichen, bedurfte er eines Stadtplans von Alt-Alexandrien. Ismaïl-Pascha betraute mit dieser Aufgabe seinen Astronomen Mahmud-Bey. Von zweihundert Arbeitern begleitet, trieb er an verschiedenen Stellen der Stadt tiefe Schachte bis zum alten Steinpflaster nieder, nahm den Grundriß des alten Straßennetzes auf, um dann Alles sofort wieder zuzuschütten, nach arabischen Begriffen ein höchst thörichtes Beginnen. Nachdem Mahmud-Bey einige Hauptpunkte von Alt-Alexandrien fixirt und die Lage einiger wichtiger Gebäude festgestellt, entwarf er auf dieser Grundlage den alten Straßenplan und sandte ihn mit erläuterndem Texte nach Paris. Damit war der französische Auftrag erledigt und das archäologische Interesse der Regierung an der alten Alexanderstadt erschöpft.

Bei der erwähnten Ausgrabung an der Außenmauer des Zäsareums wurden nicht nur Säulenschafte, Kapitäle und allerart Ornamente griechischen und römischen Ursprungs, sondern auch Baureste kirchlich-byzantinischen Stils gefunden. Das Zäsareum diente Jahrhunderte lang als christliche Kathedrale und wurde von den Arianern abwechselnd erobert, zerstört und wieder aufgebaut, um dann im edlen Wetteifer von den Jakobiten geplündert und verbrannt zu werden. Im Schutte fand man über Tempelruinen und Gräbern regelmäßig geschichtete Haufen großer Steinkugeln, da unter den Arabern diese Stelle zum Schutze der Stadt mit Thürmen, Wällen, Laufgräben und allerhand Schanzen versehen worden war. Aehnliche Befestigungen waren längs

der ganzen Umfassungsmauer angebracht, die theilweise noch vorhanden ist und ihr zweckloses, mittelalterliches Dasein noch heute fristet.

Am Meeresstrande ostwärts ziehend, erreichten wir bald hinter dem Bahnhof der Ramle-Eisenbahn einen mächtigen alten Thurm, Römerthurm genannt, der seitdem abgebrochen und als Baumaterial verkauft worden ist. Wenn in Alexandrien oder Umgegend ein Grundstück veräußert wird, so spielt das Vorhandensein von Bauresten, Cisternen oder Grabkammern im Boden bei der Preisbewerthung eine große Rolle. Solche Grundstücke mit Mauerresten sind gesucht und von Bauunternehmern wegen der Ausbeute an Steinen und Ziegeln bevorzugt.

Je weiter wir nach Osten vordringen, desto einsamer, wüster, ungangbarer wird der Weg. Hier lag einst der wegen seines Reichthums und seiner Pracht vielgerühmte Stadttheil Bruchium. Hier standen die Paläste der Kleopatra. Hier waren berühmte öffentliche Anlagen, hier war ein Brennpunkt der vergnügungssüchtigen, eleganten Welt. Seit der Zerstörung der Stadt unter dem römischen Kaiser Aurelian im Jahre 275 n. Ch. liegt dieser Stadttheil in Trümmern. Eine seltsame Fügung oder Schicksalslaune machte ihn im Anfang des vierten Jahrhunderts zum Zufluchtsort für die Bekenner des Christenthums und zum Lieblingsaufenhalt von Eremiten, welche sich in dieser Wüstenei heimisch fühlten und kasteiten.

Der Weg führt weiter über sandbedeckte Schutthügel und Schluchten, wo Schakale und große Rudel wilder, aber furchsamer arabischer Hunde ungestört hausen. Hier lag einst die Vorstadt Eleusis mit ihren Gärten und Vergnügungsorten. Von Vegetation keine Spur! Nur hier und da eine zum Strauch verkümmerte Dattelpalme, eine verkrüppelte Tamariske oder ein einzelner Zwergsontbaum mit langen Stacheln. Von

Kräutern findet sich eine Art Eispflanze, die den Fuß bespritzt und vom Kameel gern abgeweidet wird. Manchmal stößt man auf kleine, reichtragende Anpflanzungen von Wassermelonen, etwas eingegraben, um gegen Sonnenbrand geschützt zu sein. Daß in dieser dürren, sandbedeckten Wildniß gerade so saftstrotzende Gewächse gedeihen, erklärt sich durch den überreichlichen Nachtthau und die Meeresnähe. Der letzteren sind auch die spärlichen Salsola-Arten, die hier vorkommen, zu danken.

Vom Meeresufer landeinwärts dehnt sich ein großes Trümmerfeld von Stein- und Mauerresten, wo Einsenkungen mit Scherbenhügeln unaufhörlich wechseln, Alles über und über mit Sand bedeckt. Das ist der Vorbote der Wüste die ihre weißen Arme gierig streckt und der Alexanderstadt näher und näher auf den Leib rückt.

Wo die Wellen an den Strand schlagen, findet eine regelmäßige Ablagerung von Meersand und Muscheln statt, lange Dünenketten eines grauen, locker zusammengebackenen Sandsteins bildend. Nach jeder Sturmfluth sind diese Anschwemmungen stellenweise wieder zerstört und oft tiefe überraschende Einblicke in die Ruinenstadt eröffnet. Alte Begräbnißplätze, von der Fluth erreicht, zeigen klaffend, nachdem sich die Wasser verlaufen, die aufgestörten weißen Gebeine, zwischen denen Ringe, Lagrimatorien, Thonlampen häufig aufgelesen werden können.

Von Zeit zu Zeit tauchen auf schmalen, schwärzlichen Landzungen in die See vorgeschobene Thürme auf, theilweise eingestürzt, aus flachen, großen, unzerstörbaren Ziegeln und jenem Mörtel aufgemauert, aus dem der Stahl Funken schlägt und der unverkennbar der Römerzeit angehört.

Am Strande bleiben wir überrascht vor einem sorgfältig aus großen Granitquadern gefugten Fußboden stehen,

welcher weit in's Wasser reicht und wohl einst den Hofraum eines verschwundenen Palastes gebildet haben mag. Hier wäre ein Bad auf den bemoosten Steinflächen nicht zu verachten, wenn nur die abscheulichen Haifische nicht wären.

Wir ziehen weiter. Die Bucht des Osthafens bleibt hinter uns, und wir gelangen zu einem mäßiggroßen, halbkreisförmig in die See hineinragenden Steindamm, in den die Wellen stellenweise Bresche geschlagen haben. Das war die Landungsstelle des unmittelbar angrenzenden, befestigten römischen Lagers, des sogenannten Zäsarenlagers. Fundamente und umfangreiche Mauerreste erstrecken sich weit in die Runde. Noch unlängst stand hier ein Riesenthurm aufrecht, der zu Said-Paschas Zeiten bei so mancher Schießübung der egyptischen Artillerie als Zielscheibe gedient. Der römische Felsentrotz ertrug die modernen Nadelstiche mit spottendem Gleichmuth, zeigte höchstens hier und da die Zähne. Jetzt ist auch er der Bauspekulation zum Opfer gefallen.

Mitten im Lager sind noch die spärlichen Reste eines kleinen Tempels vorhanden mit einem wohlerhaltenen Mosaikfußboden, ein Frauenbildniß darstellend, in welchem man zur Erbauung der Reisenden wieder einmal Kleopatra erkennen wollte. Die goldgrünen Eidechsen, die hieroglyphenbedeckt in der Sonne darüber hinhuschen und jeden Gesichtszug genau kennen, wissen es besser; sie könnten Auskunft geben, wenn sie wollten, aber die altklugen Thiere wollen nicht. Ganz unwahrscheinlich ist ein Bild der Kleopatra im Lager ihres Todfeindes Octavian, des späteren Zäsar Augustus. Auch Fragmente einer Wasserleitung und ein Netz unterirdischer Kanäle sind, wie bei allen scheinbar noch so provisorisch angelegten römischen Wohnstätten, vorhanden. Unmittelbar an dieses Lager grenzten die Friedhöfe der Legionen, deren

Garnison hier war, wie sich aus den Inschriften vieler an diesem Orte gefundenen Leichensteine und Stelen ergiebt.

Das angrenzende Trümmerfeld gehört zu Nicopolis, jener zu Ehren des römischen Sieges über Antonius und Kleopatra gegründeten Vorstadt, die eine Stätte des Luxus und höchster Ueppigkeit war und zumal an Festtagen die Alexandrinische Jugend unwiderstehlich anlockte. Hier wurden die berühmten, alle fünf Jahre wiederkehrenden Spiele gefeiert. Nicht weit von hier, landeinwärts, lag das Hippodrom, mit seinen Wett- und Wagenrennen ein Mittelpunkt von wogenden Volksfesten. Hierher strömten aus dem Kanopischen Thore ungeheure Schaaren heraus. Welch tosendes Gedränge, welch lärmender Uebermuth, welch schallende Zurufe, welche Triumphe, welche Täuschungen haben diese Stätte belebt, ehe Jahrhunderte sie mit einem Leichentuche von Wüstensand zudeckten! Ein alter Schriftsteller Klitophon sagt, daß, wenn er diese ungeheure Menschenmenge sah, er sich nicht vorstellen konnte, daß eine Stadt groß genug sei, sie zu beherbergen, und wenn er die ungeheure Ausdehnung Alexandriens sah, sich nicht denken, daß die Bewohner zahlreich genug seien, sie auszufüllen.

Nicht weit entfernt, nach Osten zu, ragt ein moderner, vizeköniglicher Palast, der zum Theil aus zerstörten Mauerresten des Lagers und Hippodroms erbaut worden ist, ein langweiliger, unköniglicher Bau, dem man den Bettlerursprung anmerkt. Hier ist die erste Station der Ramle-Eisenbahn.

Am Meeresstrande taucht auf einem Vorgebirge eine reizend schlanke, hellblinkende Tempelruine auf, ziemlich wohlerhalten; die Säulen dorischer Ordnung noch aufrecht, wenn auch theilweise geborsten, auf steilen Kalkfelsen unmittelbar aus dem Wasser emporsteigend. Die Brandung tobt unter

den Fundamenten des Tempels und mahnt donnernd an die Vergänglichkeit aller, selbst der heiligsten Dinge.

Das ist nach der Versicherung Colonna Ceccaldi's das Heiligthum der Arsinoë, das Ptolemäus Philadelphus auf dem Kap Zephyrium zum Gedächtniß und zu Ehren seiner vielgeliebten, früh verstorbenen Gemahlin Arsinoë errichten ließ. Als Göttin Venus Zephyritis wurde sie hier verehrt. Auch diente dieser von der Anhöhe des Kap Zephyrium weithin sichtbare Tempel als Seezeichen und Zufluchtsort für die aus Syrien nach Alexandrien segelnden Schiffe, sodaß Venus Arsinoë ebenso sehr als Beschützerin der Liebenden, wie der gefährdeten Seefahrer galt. Es giebt zwei alte griechische Epigramme, welche als Inschriften für diesen Tempel gedacht sind und in welchen die Göttin Arsinoë in Stürmen des Meeres und Herzens um Hülfe angerufen wird.

Diese Angaben des Colonna Ceccaldi wurden von Neroutsos-Bey heftig bestritten. Er behauptete, der von Strabo beschriebene, der Venus Arsinoë geweihte Tempel habe viel weiter von Alexandrien entfernt, auf einem Kap Zephyrium näher bei Abukir, gestanden und sei, wie so viele Ortschaften und Städte jener Gegend, von der Erdoberfläche längst verschwunden.

Ceccaldi entgegnete, eben weil es sich um einen Zufluchtsort für Schiffe, um den einzigen an jener Küste vorhandenen, gehandelt, so sei der Tempel jedenfalls unterhalten und bewacht worden, habe daher leichter die Jahrhunderte überdauern können.

Während diese Fehde noch entbrannt war, stürzte, von der schlagfertigen Beweisführung oder von den treffenden Argumenten für und wider erschüttert, die Ruine plötzlich ein und verschwand in den Wellen. Eine Sturmnacht hatte den Tempel der Venus Arsinoë, der längst vom Meere unterwaschen war, zu Falle und den archäologischen Streit zu Ende gebracht.

Wir ziehen durch Tamariskengebüsch weiter. Diese schönen Bäume sind hier durch den heftigen Luftzug und in Folge des Seesalzes, mit dem sie Wind und Wellen jahraus jahrein bespritzen, verkrüppelt und wachsen windschief wie Ringer, des Angriffs gewärtig. Noch einige Schritte weiter, und vor uns liegt durch einen Kranz von Klippen, an denen sich die Wellenköpfe schäumend brechen, geschützt und nach Osten an einen alten Steindamm gelehnt, eine herrliche kleine Bucht. Uns zu Füßen rauscht über weichen Kies die mäßig tiefe, krystallklare, sonnendurchblitzte Fluth, rings vor Haifischen gesichert. In einiger Entfernung stoßen drei gewaltige, splitternackte, dunkelbraune Gesellen — wahrhaft Michelangeleske Gestalten, mit mächtig gespannten, durch die Anstrengung wunderbar modellirten Muskeln und mit Riesenhieroglyphen, wie aus den ersten Schöpfungstagen, ausgerüstet — eine Schaluppe vom Strand, um mit einer Ladung Bausand die Rückfahrt nach Alexandrien anzutreten.

Das ist die rechte Stelle, ja, das ist ein trefflicher Badegrund. Das sanft aufsteigende Ufer bildet einen ansehnlichen Hügel, auf welchem, von Gebüsch umwachsen, ein einsames Haus steht, ursprünglich weiß getüncht, aber sehr verwettert. Alle Fensterläden sind geschlossen, die Hausthür liegt an der vom Meere abgewendeten Seite. Dort ist die Hauptfront des Gebäudes und ein kleiner Anbau, über dessen Eingangsthür an einer krumm angebrachten Holztafel die Worte „Chapelle de Saint-Victor“ zu lesen sind. Der Oberstock hat hier und an der Seeseite je einen offenen Balkon, von denen die Aussicht herrlich sein muß.

Auf dieser Anhöhe mit ihrer heiligen Ruhe, dicht am Urquell aller Unruhe, am rastlos auf- und niederrauschenden Meere, an solcher Bucht, mit solchem Badestrande, da muß es sich herrlich wohnen. So dachte ich im Stillen, als ich

um das Haus herumging und Alles musterte. Inzwischen war ich selbst der Gegenstand aufmerksamer Prüfung für einen Beduinen, der aus dem nahen Zelte sich erhob und, in den faltenreichen, weißen Wollenburnus gehüllt, majestätisch langsam auf mich zuschritt.

„Friede über Dich!" „„Auch über Dich!"" „Willst Du das Haus miethen?"

„„Wieviel beträgt die Miethe?""

„Ich weiß nicht; wenn Du willst, führ' ich Dich zum Besitzer."

„„Gut, führe mich, aber erst zeige mir das Innere des Hauses.""

Der Beduine war Gafir, d. h. Wächter des Hauses und erhielt dafür eine jährliche Entschädigung. Jedes Haus außerhalb der Stadt bedarf eines solchen Hüters, zumal wo die Wüste beginnt. Es ist ein Tribut, den der Erbangesessene dem Schweifenden, das Stadtkind dem Nomaden, dem Herrn der Wüste, zahlt. Er öffnete mir das Haus, das mit seinen dicken, alterthümlichen Wänden etwas Anheimelndes und Wohnliches hatte und, obwohl sehr verstaubt und vernachlässigt, mir wohlgefiel.

Achmed, so hieß der Beduine, eine stolze, prächtige Erscheinung, erzählte, daß Mustafa Mahmud, der Eigenthümer des Hauses, Fischhändler sei. „Er ist mächtig reich; alle Fische im Meere und in den Landseen rings um Alexandrien, nur Allah kennt ihre Zahl, gehören ihm." Aus seinen weiteren Angaben folgte, daß Mustafa Mahmud den früheren Fischpächtern die Berechtigung theils abgekauft, theils mit ihnen gemeinsam das Geschäft betrieb. Ueberdies hatte er ihre Töchter heimgeführt, war also mit Leib und Seele Geschäftsmann.

Ehe wir uns auf den Weg machten, bat ich Achmed um

ein Glas Wasser. Er führte mich zu seinem Zelte und gab mir einen köstlichen Trunk aus seiner Guli, einer porösen Thonflasche, durch deren Wände das Wasser hindurchsickert und durch Verdunstung sich abkühlt. Daneben stand der Zir, ein großer Wasserbehälter von eigenthümlich schöner Form, offenbar eine antike Amphora mit zwei Henkelgriffen und einer offenen Ausbuchtung des Halses. Als er merkte, daß ich sie bewunderte, brachte er mir eine kleine, runde, abgeplattete, an der Wölbung roh bemalte Thonflasche Auf der einen Seite war ein barhäuptiger, aufrechtstehender, römischer Krieger mit einem Heiligenscheine, die Hände in betender Haltung; rechts und links vom Kopfe ein Kreuz und auf der Rückseite die griechische Inschrift „der heilige Menas". Dieser sonderbare Heilige hatte sehr dicke, wulstige Lippen und krauses, struppiges Haar; es war der Schutzpatron der eingeborenen Christen Egyptens. Er bot mir die Flasche zum Kaufe an.

Auf meine Frage, wo er sie herhabe, sagte er „di antik" und er habe sie in der „kinissa inglis", d. h. in der englischen Kirche, gefunden. „Willst Du die englische Kirche sehen? Sie liegt unter der Erde, nicht weit von unserem Wege." „„Ich will gern."" „Dann yallah! vorwärts!", und wir brachen auf.

Obwohl Achmed seinen langen Beduinenmantel anhatte, der beim Gehen unschön und unbequem um die Kniee schlenkerte, so schritt er doch tüchtig zu, links querfeldein in der Richtung nach Alexandrien, nicht auf dem Strandwege, auf dem ich gekommen war.

Bald erreichten wir ein kleines Häuschen, würfelförmig und wenig größer als die gewöhnlichen Fellachenhäuser mit rohen Zinnen dekorirt und an der Eingangsthür blau bemalt. Es waren blaue Kameele, blaue Palmen, blaue Löwen, ein blaues Schiff, Alles sehr primitiv dargestellt und bedeuteten,

daß der Bewohner des Hauses die Pilgerfahrt nach Mekka mit allen ihren Gefahren bestanden hatte. „Hier wohnt Moallem Tacruri — ein Heiliger“, fügte er leise hinzu. „Warte ein wenig, ich hole Licht.“

Hinter dem Hause stand dichtes Palmengebüsch und eine krumm emporgeschossene Palme. Eine Ziege war dort angekoppelt. Daneben lag ein mächtiger Säulenschaft, der zum Sitzen einlud. Bald erschien Achmed mit zwei langen, gelblichen Kerzen.

„Die Fackeln kosten einen Franken. Gieb her das Geld für den Moallem. Er will Dich nachher sprechen. Hier dicht daneben ist die Kinissa inglis.“

Versteckt hinter dem Palmengebüsch, das aus Schutthaufen und Steingeröll emporsproßte, senkte sich der Fußweg in die Tiefe. Rings am Eingang lagen Säulenfragmente, Kapitäle, Statuenreste, Werkstücke aus Granit und Sandstein wirr durcheinander, mit Sand und Erde zu einem Walle rings aufgehäuft. Achmed zündete die Kerzen an, reichte mir eine und leuchtete voran, in einen breiten, dunkeln Schacht hinabsteigend. In Abständen ragten große Steinblöcke aus dem Boden und bildeten feste Stufen zum Hinuntersteigen, die ich nur mühsam zurücklegte, während Achmed mir bald weit vor war. Plötzlich drehte er sich um und rief mir zu: „Yallah, chauagha, mafisch affrit!“ „Vorwärts, Herr, es giebt keine Gespenster!“ Mein Zurückbleiben hielt er nämlich für Gespensterfurcht, welche unter den Fellachen sehr allgemein ist. Ein Dutzend Stufen mochten wir wohl hinuntergestiegen sein, da öffnete sich die Steintreppe in einen unterirdischen gewölbten Gang, der wagerecht vor uns lag und im Schimmer der Kerzen einen überraschenden Anblick bot. Aber es dauerte eine Weile, bis ich richtig sehen konnte. Aufgescheuchte Fledermäuse flatterten hin und her. Ich stutzte und hielt die

Hand vor die Augen. „Musch chaïf chauagha, mafisch affrit!“ „Fürchte nicht, Herr, es giebt keine Gespenster!“ wiederholte Achmed. Nach und nach erkannte ich, daß die Wände sauber aus dem Felsen herausgearbeitet und bemalt waren. Gleich der Eingangsraum enthielt ein Bild mit lebensgroßen Figuren, aber ganz verwischt und zerkratzt durch Hunderte von Inschriften, meist englische Namen und Jahreszahlen. Nomina stultorum, ubique locorum, zu deutsch „die Wände starren von lauter Narren.“ In gerader Flucht gelangten wir zuerst in einen erweiterten Raum — wohl zur eigentlichen Kapelle — und dann in eine kleinere Kammer. Von hier aus senkte sich, wie mir Achmed zeigte, weiter in die Tiefe ein zweiter Treppenschacht; aber dieser war mit Schutt und Steinen verschüttet.

Zum Mittelraum zurückkehrend, erkannte ich, daß der unterirdische Bau die Form eines liegenden Kreuzes hatte; denn rechter Hand war eine kleine Kammer mit zwei Grabstätten — diese entsprach dem Kopfe des Kreuzes — und linker Hand dehnte sich, dem Fuß desselben entsprechend, eine längere Gallerie mit zwei übereinander liegenden Reihen von je sieben Grabstätten, im Hintergrunde in zwei Querreihen mit je zwei Grabstätten auslaufend, alle bestimmt, die sterblichen Reste der christlichen Gläubigen aufzunehmen. Jedes Doppelgrab war senkrecht in die Tiefe des Felsens hineingeschnitten und auf halber Höhe durch eine wagerechte Steinplatte, die als Deckstein für das untere und als Unterlage für das obere Grab diente, getheilt. Inschrifttafeln längs der Wand verschlossen die Gräber, doch fehlten deren viele; auf den vorhandenen war die Schrift verwischt und unleserlich.

Sämmtliche Räume öffneten sich in einander; die Eingänge waren durch überwölbte Pfeilerpaare markirt.

Der Mittelraum, die eigentliche Kapelle, mag wohl den

ersten Christen als Zufluchtsstätte und heimlicher Versammlungsort und zu jenen Liebesmahlen, welche an die Stelle der Todtengastmähler der Heiden getreten waren, gedient haben. Hier war ein rührend unbeholfenes, höchst interessantes Bild zu sehen, denn es zeigte, wie unmittelbar aus der egyptischen Götterlehre ein christlicher Gedanke entsprossen war.

Jesus Christus schreitet in jugendlichem Alter barfuß zwischen Krokodilen, Eidechsen und Schlangen, auf einen Löwen zu, der bei seinem Anblicke, mit offenem Rachen, wie erstarrt scheint. Ueber dem bartlosen, kindlichen Christuskopfe schwebt schirmend am Himmel Gott der Vater mit blauem Heiligenscheine. Am Fuße des Bildes ist der griechische Text des einundneunzigsten Psalms zu lesen: „Denn er hat seinen Engeln befohlen über Dir, daß sie Dich behüten auf allen Deinen Wegen, daß sie Dich auf den Händen tragen und Du Deinen Fuß nicht an einen Stein stößest. Auf den Löwen und Ottern wirst Du gehen und treten auf den jungen Löwen und Drachen."

Bekannt sind die kleinen egyptischen Allegorien, die den Gott Horus auf Krokodilen aufrecht wandelnd darstellen. In seinen Händen winden sich und zappeln Schlangen, Eidechsen und Löwen. Auf seinem Haupte sieht man als schützenden Genius ein funkelndes, runzliges Gesicht mit struppigem Barte. Diese allegorischen Darstellungen sind mit Inschriften folgenden Inhalts versehen: „Heil Dir, Horus, Sproß des Osiris und der Isis! Dein Vater erhört Dein Gebet, der Du den Mund der Reptile schließest und die Menschen und Götter beruhigst und die Sonne triumphiren machst. Behüte mich vor Löwen und Krokodilen und mache sie unschädlich, wie die Steinchen am Wege und wie die Scherben bei den Wohnungen."

Solche Uebereinstimmung der religiösen Darstellung in

Bild und Wort ist wie ein Lichtstrahl durch vergangene Jahrtausende und deutet auf gemeinsame Regungen der Volksseele in den entlegensten Ländern und Zeiten, auf Entwicklung und Umbildung und gemeinsamen Ursprung der Religionen.

In dem Raume, welcher dem Kopfe des Kreuzes entsprach, war die Hauptwand halbrund ausgehöhlt; hier war über einem Doppelgrabe ein kleiner Altar errichtet und neben dem Altar eine kleine Nische in der Wand. Hier, sagte Achmed, habe er die erwähnte Flasche fortgenommen. Wahrscheinlich standen in dieser Nische die heiligen Gefäße, die bei der Abendmahlszeremonie dienten, und die Flasche mag für das Salböl bestimmt gewesen sein.

Ueber dem Altar war inmitten einer Rosette ein griechisches Kreuz, zu beiden Seiten waren Apostelgestalten abgebildet, darunter Johannes der Täufer mit einem flatternden Bande, und darauf die vielfach verwischten griechischen Worte: „Die Stimme des Predigers in der Wüste bereitet den Weg dem Herrn und machet seine Wege eben."

Ich bemerke noch, daß alle Grabstätten leer waren. Im Gegensatz zu den römischen und griechischen Gräbern nahe dem Meere, wo man Skelette und Aschenurnen in großer Zahl gefunden hat, sind in den christlichen Gräbern weder Leichen noch Aschenreste, noch Mumien gefunden worden. Diese überraschende Thatsache erklärt sich durch eine allgemeine, am Ende des vierten Jahrhunderts und am Anfang des fünften, nachdem das Christenthum in Egypten die herrschende Religion geworden, stattgefundene Wiederausgrabung der Gebeine der alten Christen. Damals begann ein großartiger Export von Skeletten nach allen Städten der Christenheit, besonders nach Konstantinopel. Dieser fromme Ausfuhrhandel mit den Gebeinen der Heiligen und Märtyrer lieferte die damals unentbehrlichen Reliquien, welche unter den Altären

der neuerbauten Kirchen niedergelegt oder der Verehrung der Gläubigen dargeboten wurden. Um der kolossalen Nachfrage zu genügen, entstand eine leidenschaftliche Treibjagd nach dem Inhalt der christlichen Gräber, und die Kirchhöfe Alexandriens wurden vollständig geleert und ausgeplündert.

Als wir aus dem dumpfen Schachte an das Tageslicht kamen, begaben wir uns zum Moallem Tacruri. Einige verschleierte Frauen hockten am Boden neben dem Eingang und schienen durch unser Erscheinen unangenehm überrascht. Bald führte mich Achmed ein.

Im zweiten Raume, in einer halbdunkeln Kammer, lief rund an den Wänden entlang ein breiter, niedriger Divan; ein einziges kleines Fenster war in ziemlicher Höhe angebracht und mit rothem Vorhang verhüllt. Der Geruch von frischen Palmenmatten, die den Fußboden bedeckten, erfüllte den Raum. Der Moallem erhob sich zum Gruße aufrecht auf dem Divan, auf dem er in Strümpfen in hockender Stellung gesessen hatte, und fast berührte er mit dem Kopfe die Decke des Zimmers. Seine Gesichtszüge konnte ich, obwohl meine Augen an das Dunkel gewöhnt waren, nur undeutlich erkennen. Im langen, weißen, lockergegürteten Gewande, unter weißem Turban, bewillkommnete er mich mit markiger Stimme, die rechte Hand gegen Mund und Stirne seines mit langem, schwarzem Barte umrahmten, dunkeln Gesichts führend.

„Gruß und Segen über Dich, o Chauagha! Ich höre, daß Du hier in der Nachbarschaft wohnen willst, so sagt Achmed. Hat er Dir gezeigt, was die Erde bewahrt, um von vergangenen Tagen Kunde zu geben?"

„„Achmed hat's mir gezeigt. Ich danke, Moallem!""

„Wenn Du hier bleibst, dann zeige ich Dir mehr, und Du wirst erstaunen, wie sehr Du mit Blindheit geschlagen warst, bis Dir die Fackel des Moallem Tacruri die Augen geöffnet hat.

Da unten sind alte Steine und Bilder und Puppen, die eine tausendjährige Sprache reden. Sie waren Zeugen der alten Religion, Zeugen der griechischen und römischen Heiden, Zeugen der jüdischen und christlichen Propheten. Diese Alle haben die Welt beherrscht und Alle sind sie miteinander und durcheinander gefällt worden. Wie hat sich ihr eitler Götzendienst gespreizt, wie hat er geprahlt mit Tempeln und Pylonen, mit hohen Säulen und Bildern von Göttern und nackten Göttinnen! Alle sind sie miteinander und durcheinander gefällt worden! Je mehr Götter und Göttinnen aus Stein und Marmor sie schufen, desto weiter irrten sie ab von dem ewigen, einzigen, wahren Gott. Allah ist groß! Jemehr sie sich dem Gaukelspiel ihrer Sinne hingaben, desto mehr erlahmten ihre Seelen, desto elender wurden sie, und desto tiefer sank ihre Thatkraft. Als die Streiter Gottes erschienen, als Moses, Iskander, Jesus auftraten, mit der Schärfe des Schwertes und mit der Schärfe des Wortes Alles niederstreckend, da wehte der Geist Gottes über der Erde; da wurden Tempel zu Ruinen und Ruinen zu Tempeln. Aber Griechen und Römer, Juden und Christen fielen in dieselben Fallstricke, in dieselben Greuel. Ihre bescheidenen Anfänge, ihr stiller Wandel, ihre ersten verstohlenen Bauten schwollen und wuchsen und schossen üppig empor, weithin den tödtlichen Schatten werfend, bis auch ihre Stunde kam und sie in den Staub gestreckt wurden. Den Gnadenstoß erhielten sie Alle, als Held Amru erschien. Hei! Wie flogen ihre falschen Heiligen, wie schmolzen und schwanden ihre lügnerischen Altäre vor dem prasselnden Feuer und dem blitzenden Stahl der begeisterten Krieger Allahs. Ja, das ist ein ewiger Kreislauf in der Welt des Scheins und der Lüge. Und ob auch heute unser armes Volk in Noth und Jammer ist, und die Seuche wie eine blutige Geißel über ihnen geschwungen wird, wer

weiß, wo im Verborgenen das Heil und die neue Wahrheit glimmt, und wo der neue Prophet seine jungen Glieder reckt?

So wird Dir, o Chauagha, der Moallem Taeruri, was Du hochgeschätzt hast, was einst mächtig und hochgebietend war, niedergeworfen und im Staube zeigen. Drum verachte nicht den Bettler, der zu Deinen Füßen kauert, nicht was als Unkraut in der blinden Welt verhöhnt und zertreten ist. Wie Kletten und Binsen und Nesseln und welkes Riedgras aus Königsstaub und Heldenasche emporwuchern, so kann auch der Bettler über Nacht auf den Thron der Welt emporsteigen, aber dann ist auch schon das Beil geschliffen, ihn niederzuschmettern.

Willst Du Dich bei uns niederlassen, o Chauagha, in Gottes Namen, so thue es bald. Du wirst hier in der herrlichen Einöde den reinen Athem Gottes spüren, Du wirst hier die Milde und Barmherzigkeit Allah's eher als in der Stadt, wo seine Todesengel jetzt blutige Ernte halten, kennen lernen."

Als ich mich dankend empfahl, stieg er wieder mir zu Ehren in schneeweißen Strümpfen auf den Divan und grüßte herablassend. Ich entfernte mich mit Achmed. Dieser, noch ergriffen von den leidenschaftlichen Worten des seltsamen Wüstenpredigers, erzählte, der große Moallem sei nicht von hier, sondern aus dem Innersten Afrikas, noch weit hinter Darfur gekommen. Er habe die ganze Welt durchwandert. Als Knabe sei er nach Mekka geschickt worden. Da er kein Wort arabisch verstanden, so habe er auf der Brust eine Holztafel, auf welcher das muhammedanische Glaubensbekenntniß aufgeschrieben war, mitbekommen. Das sei sein Talisman und der einzige Zehrpfennig gewesen, den er auf den Weg erhalten, und, beim Allah, das hat gereicht, um die ganze Welt zu durchwandern. Wo immer er den Spruch zeigte und seine

Kürbisschale als Teller hinstreckte, da wurden ihm reichliche Gaben zu Theil, in Allah's Namen. Viele, viele Jahre habe seine Reise gedauert. Der Knabe war unterwegs ein Mann geworden, als er nach Masr hingelangte. In die Moschee el Azhar aufgenommen, sei er bald ein berühmter Moallem und, wie sie sagen, ein Heiliger geworden.

Als wir an der nächsten Station der Ramle-Eisenbahn vorüber kamen, stand gerade der Zug zur Abfahrt bereit. Wir stiegen ein und erreichten nach zehn Minuten Alexandrien. Dann begaben wir uns direkt zu Mustafa Mahmud, dem Eigenthümer des Hauses, das ich in Ramle miethen wollte.

Mustafa-Machmud und sein Harem.

Mustafa-Machmud wohnte in der Okella Hassan-Pascha. Durch den Thorweg des Vorderhauses betraten wir den gewaltigen Hof, der von Hintergebäuden eingeschlossen, ein architektonisches Chaos ohne Gleichen war und malerisch wider Willen. In der Mitte des Hofes und in allen Ecken, kunterbunt durcheinander, hatten sich Leute angebaut, ohne den Platz je erworben oder gepachtet zu haben und ohne Miethe zu bezahlen.

Ein solcher Bau beginnt gewöhnlich, wie Alles im Orient beginnt, mit dem Bakschisch. Eine moderne Schöpfungsgeschichte für den Orient müßte mit den Worten „Im Anfang war der Bakschisch" anheben. Man spendet also dem Boab oder Thorhüter einige Piaster und erhält dafür seine stillschweigende Erlaubniß, ein leeres Faß in irgend einen Winkel des Riesenhofes hinzustellen. Darauf werden bei Gelegenheit einige alte Bretter und eine alte Strohmatte hinzugefügt, um das Faß zuzudecken und angeblich gegen Sonne und Regen zu schützen. Dann wird, um das Faß gegen Diebe zu sichern, ein Kafaß herbeigeschafft, d. h. ein Gestell aus Palmenzweigen, das wie ein Hühnerkäfig aussieht und dem Wächter zum Sitzen und Schlafen dient. Im Winter wird dann, um den Wächter des Fasses vor den Unbilden der Witterung zu schützen, ein leichtes Dach von Holz oder Segeltuch darüber gespannt. Ist dieses ohne Zwischenfall gelungen, so wird der Anbau einer kleinen

Kammer riskirt, indem durch kleine Geschenke die Freundschaft des Boab und der Bau zusammen aufwachsen und allmählig größer werden. Diese Baracke erhält dann ein Fenster und eine Thür und bildet einen Grundbesitz, von welchem der Inhaber auf gesetzliche Weise schwer zu vertreiben ist. Nun kam noch ein langjähriger Erbschaftsprozeß hinzu. Die Verwaltung der Okella Hassan-Pascha funktionirte unregelmäßig und eine Zeit lang war es wirklich zweifelhaft, an wen die Miethe zu entrichten war. So entstanden ein paar Dutzend solcher Schmarotzerbauten von verschiedenster Form und Größe, welche nur durch die gemeinsame Verwahrlosung, durch Staub und Sonne ein einheitliches Gepräge erhielten.

Dieser Hof glich einem Riesenbazar, einer Stadt im Kleinen, wo fast alle Gewerbe vertreten waren, wo der Hammer des Schlossers das Ohr, das Rad des Seilers die Augen, das frische Brod des Bäckers die Nase gefangen nahm. Das war ein scheckiges Durcheinander von Arabern, Italienern, Griechen und Maltesern, die hier ausnahmsweise die besten, friedfertigsten Nachbarn waren, da ein gemeinsames Interesse sie gegen den rechtmäßigen Eigenthümer zusammenhielt. Gleiches Recht bindet nie so dauerhaft wie gleiches Unrecht. Die Wohnungen in Okella Hassan-Pascha waren sehr gesucht und nur gegen eine bedeutende Entschädigung des fortziehenden Wohnungsinhabers zu erlangen, da seit vielen Jahren vollständige Miethsfreiheit damit verbunden war.

Eben wollte Achmed mit dem Bronzehammer an die Hausthür pochen, als sich dieselbe aufthat und Mustafa Machmud, gefolgt von einem Neger, der eine leere Kiepe trug, über die Schwelle trat und bei dem Anblick des Beduinen mit fragender Miene wie angewurzelt stehen blieb. Nachdem er ihn angehört, grüßte er mich kühl und gemessen. Das Tempo seiner Bewegungen war langsam und der mächtigen

Statur des Mannes entsprechend. Zögernd und geräuschlos, so ging und sprach er; gleich schleppend war sein Gang und seine Rede.

Er war eben im Begriff, wie alle Hausherrn im Orient, selbst auf den Markt zu gehen, um die Einkäufe für die Küche zu besorgen, als im oberen Stockwerk das Gitterfenster der Muscharabijeh, d. h. des Erkers, eilig fortgeschoben wurde. Mit vorgehaltenem Kleiderzipfel das Gesicht verhüllend, rief ein weibliches Wesen: „Mustafa-Machmud, o Herr, vergiß ja nicht den Hammelrücken, aber fett muß er sein."

„„Mager,"" rief eine kreischende Frauenstimme dahinter.

„Nein fett, Mustafa-Machmud, fett muß er sein, sonst schmeckt der Braten nach Stroh."

„„Mager, mager, sonst kriegen die Kinder das Jucken wieder.""

„Fett, fett! Was versteht die Borullos vom Kochen?"

„„Und was verstehst Du davon?""

Unter den Rufen „Fett, mager!" entstand ein verdächtiges Kreischen, Zerren und Schieben oben, während in der unbesetzten Oeffnung eine andere Larve „Mustafa-Machmud, Bamijen!" rief.

„„Keine Bamijen, lieber Melenjan!""

„Nein, Bamijen!"

„„Die ewigen Bamijen wachsen uns zum Hals heraus.""

„Ach was, zu Hammel gehören Bamijen."

Jetzt rief ein Chor von Frauen und Kindern durcheinander: „Bamijen, Bamijen, Melenjan, Bamijen!" Bamijen ist ein sehr volksthümliches Gemüse in Form kleiner Gurken, während Melenjan die sogenannte schwarze Eierfrucht ist.

Langsam entfernte sich Mustafa-Machmud, den Kopf schüttelnd aber schweigend, als wollte er lästige Gedanken abwehren. Sein Harem war ihm längst über den Kopf

gewachsen. Seine Mutter vermochte die drei Frauen nicht im Zaum zu halten.

Wo keine orientalische Leibwache den Harem beaufsichtigt, da hat die Schwiegermutter für Ordnung und Disziplin zu sorgen. Sie ist der natürliche Wächter, der geborene Argus des Hauses und hat ihrem Sohne die Treue seiner Frauen zu sichern. Die Lage der Schwiegermutter ist, wenn sie es nicht vorzieht, ein Auge zuzudrücken oder mit den Frauen gemeinschaftliche Sache zu machen, eine wahrhaft bedauernswerthe. Jede Stunde ihres Lebens ist ihr durch den Haß und die Widerspenstigkeit der Schwiegertöchter, die in ihr nur den Aufpasser erblicken, vergällt. Aber sie ist selbst Schuld daran, denn sie war es ja, die diese Auswahl getoffen, die als Mustafa-Machmud zwanzig Jahre alt geworden, auf die Brautschau für ihn gegangen war und bei allen besseren Familien angeklopft hatte. Ja, das war eine herrliche Zeit. Wo sie sich auch meldete, da hieß es „Etfaddal ja sitteh!“ „Bitte herein, o Herrin!“ Ueberall war sie ein hochwillkommener Gast, sobald ihre Absicht, die Tochter des Hauses kennen zu lernen, offenbar wurde. Diese erhielt einen bedeutungsvollen Wink, sich auf's Schnellste und Feinste anzukleiden, während ihre Mutter unterdessen aus der Unterhaltung so viel als möglich mit Bezug auf den Freier zu erfahren suchte.

Endlich erscheint das junge Mädchen und bringt in Silberfiligran ein „finján gächna“, ein Täßchen Kaffee herein. Feierlich schüchtern reicht sie es der Dame, dann stellt sie sich bescheiden neben die Thür, beantwortet leise die an sie gerichteten Fragen und wartet, bis das Täßchen leer ist, um mit demselben wieder zu verschwinden. Einer Tasse Kaffee und einem Mädchenherzen auf den Grund zu sehen, dünkt der Mutter kinderleicht, wenigstens sie glaubt es.

Zuerst hatte sie ihrem Sohne die hübsche, jetzt etwas

welke Haneneh ausgewählt, die Tochter des Fischpächters vom Borullossee bei Rosette, dessen Theilhaber im Fischhandel er wurde. Um die störende Konkurrenz auf diesem Gebiete zu beseitigen, entschloß er sich sehr bald, die einzige, aber häßliche Tochter seines Hauptnebenbuhlers, des Pächters vom Menzalehsee bei Damiette heimzuführen und seinen Pachtvertrag gegen eine jährliche Rente zu übernehmen. Das war ein gutes Geschäft, aber kein schönes, denn er bekam die braune Nailah dazu, oder, wie er sich ausdrückte, den Menzaleh voll der schönsten Fische und einen faulen Fisch dazu. Vielleicht, um nur an die Lichtseiten dieses Handels erinnert zu werden, nannte er seine Frau die goldene Menzaleh.

Der Unfriede war mit ihr eingezogen. Seine erste Frau, die er nach derselben Methode seine sanfte Borullos hieß, war merklich abgekühlt. Wie konnte es auch anders sein? Einst hatte er sie seine einzige genannt. Als er sie heimführte, hatte der Himmel voller Geigen gehangen. Als aber die goldene Menzaleh wie ein Blitz aus heiterm Himmel über die Schwelle trat und ihre Herrschsucht sich geltend machte, da war die Aermste wie vernichtet. Sie fühlte sich gedemüthigt und unter den Trümmern eines Glückes, dessen sie sich kaum bewußt geworden, begraben. Die Energie des gelbbraunen Eindringlings, der tausend Ansprüche aus dem väterlichen Reichthum herleitete, verjagte sie vom warmen Plätzchen, das sie bis dahin inne gehabt, und am liebsten flüchtete sie in ihre freudlose, einsame Kammer, in welche sie sich mit ihren Kindern einschloß.

Ja, mit der goldenen Menzaleh hatte Mustafa-Machmud einen großen Fischzug gethan, aber kein Glück und keine Liebe erbeutet; im Gegentheil, vermißte er jetzt doppelt die natürliche Wärme und Zärtlichkeit Hanenehs. So geschah es, daß er kurze Zeit darauf, um Ersatz zu finden, eine dritte Frau

heimführte, ein junges, blühendes Geschöpf, die Tochter des Fischpächters von Mariut bei Alexandrien. Die war von der Vorsehung als Zuchtruthe für ihn ausersehen. Durch angeborenen Stolz und offen zur Schau getragene Gleichgültigkeit wußte sie nach und nach eine Leidenschaft in ihm zu entfachen, die sonst seinem phlegmatischen Temperament fremd gewesen.

Mit dieser Frau war Geist und Leben in sein Haus gekommen. Bald stand sie mit ihren zwei Ehegenossinnen auf dem besten Fuße und mit vereinten Kräften wurde der Einfluß der Schwiegermutter lahm gelegt. Sie verstand es vortrefflich, sie durch Liebenswürdigkeit zu gewinnen und sicher zu machen; die unvermeidliche Schwiegermutter nannte sie die unentbehrliche und nahm sie überall mit, um sie dann um so leichter hinters Licht zu führen. Ein Wirbelwind von Gesellschaften, Schmausereien, Badefestlichkeiten, Ausflügen zu Wagen und zu Fuß oder zu Esel lösten einander ab. Eine der drei Frauen, gewöhnlich Haneneh, blieb zu Hause, um die gemeinschaftlichen Kinder, die verwahrlost wie in der Wildniß aufwuchsen, angeblich zu beaufsichtigen, in Wahrheit, um sich selbst der Aufsicht des häuslichen Argus zu entziehen.

Auf diese Weise erzielte das kluge Bündniß der drei Frauen so manche Freiheit auf Kosten des Gemahls, der nur kalten Blicken und liebloser Abwehr begegnete und sich wie ein Fremdling und höchst ungemüthlich in seinem eigenen Hause fühlte. Doch hatte sich dieses nach wenigen Jahren schnell bevölkert, und ein liebliches Durcheinander von zwölf Sprößlingen, theils lärmenden Rangen, theils schreienden Säuglingen, begrüßte ihn, so oft er die heimische Schwelle betrat. Daher seine Anwesenheit daheim auf das unumgänglichste, gewöhnlich auf die Mittags- und Nachtzeit, beschränkt blieb.

Besonders bitter empfand er die abweisende Haltung

seiner jüngsten Frau, der schönen Mariut, welche jeder Annäherung mit überlegenem Spotte begegnete, indem sie bald seinen ewig zunehmenden Mond, womit sie seinen Kahlkopf meinte, bald seine wachsende Korpulenz und sein Alter unbarmherzig zur Zielscheibe ihres Witzes wählte oder ihn „Abu busa“, „den Vater des Bieres“ titulirte. Um sich seiner Liebenswürdigkeit zu erwehren, da ihr ihre eigenen Kinder, die noch zu klein waren, keinen genügenden Schutz gewährten, so hatte sie sich in einem Zimmer mit der gelben Menzaleh einquartirt. Diese sah es gern, wenn ihre schöne Nebenbuhlerin auf diese Weise unschädlich gemacht war. Keine Sympathie verband die Beiden, sondern nur ein Gefälligkeitsbund und eine Art Vernunftfreundschaft.

Verdrossenen Sinnes suchte sich Mustafa-Machmud außer dem Hause möglichst zu entschädigen und fand, was eben draußen zu finden war. Er hätte ja seine strikenden Frauen fortschicken können, nichts leichter als das, er brauchte nur die Scheidungsformel „ente talikah!“ „du bist verstoßen!“ vor Zeugen auszusprechen, aber dann stand seine glänzende Stellung als Fischpächter auf dem Spiel. So hatte er sich in seinen eigenen Netzen verstrickt. Die Versorgung Alexandriens mit Fischen, die fast ein Monopol zu nennen war, gewährte ihm großen Reichthum und, sowohl bei den Fischern der Meeresküste, die ihn ihren „großen Schech“ nannten, wie bei den Kaufleuten der Stadt, Anhang und Ansehen. Sein befriedigter Ehrgeiz konnte aber den nagenden Wurm im Herzen nicht bannen, in dessen liebloser Oede Uebermuth und Selbstsucht mächtig emporwucherten. Dazu hatte er sich dem Spielteufel ergeben; er verbrachte halbe Nächte mit höchst zweifelhaften Gesellen beim Roulette und anderen Hazardspielen.

Bis zum Thorweg mit den Zurufen „Bamijen, Mustafa-

Machmud, Bamijen!“ verfolgt, betrat er schweigend in unserer Begleitung den Konsulsplatz, um bald links in eine Seitengasse, die zum Strand führte, einzulenken. Hier, im Kaffee Pelikan, setzten wir uns im Freien an einen Tisch, während der Beduine Achmed und der Neger am Boden neben uns niederhockten. Der ganze Platz am Strande war mit Tischen und Stühlen besetzt. Einige Naturenthusiasten, welche Mokka schlürfend dem Meere ihre Aufwartung machten, waren allein am Platz.

Mustafa-Machmud sah sich fragend um, ging zur Gaststube und blieb auf der Schwelle stehen. Am Zahltisch saß ein bildhübsches, blondes Mädchen in lebhafter Unterhaltung mit einem jungen Manne, beide offenbar Deutsche. Er, in einem alexandrinischen Handelshause angestellt, hatte sich seit Jahren rechtschaffen geplagt mit jener Bescheidenheit und Ausdauer, die dem germanischen Stamme eigen sind und immer zum Ziele führen. Sie war noch kürzlich Mitglied einer böhmischen Musikbande gewesen.

Spielleute aus Böhmen, Schlesien und den benachbarten Provinzen durchziehen jahraus, jahrein singend und musizirend den Orient. Da die weiblichen Mitglieder, unter der Obhut ihrer Väter und Brüder, sehr zurückhaltend und oft sehr hübsch sind und vielen Takt, nicht nur musikalischen, entwickeln, so ersingen sie sich bald erkleckliche Summen, manchmal auch gute Ehemänner und bleiben nicht selten als Pioniere des Abendlandes unterwegs zurück.

Mit unserer blonden Lisel hatte es eine eigene Bewandtniß. Als ihre Gesellschaft nach einer erfolgreichen Rundreise im Begriff war, Egypten zu verlassen und nach Beirut hinüberzudampfen, meldete sich bei ihrem Vater, dem Haupt der Musikbande, Hadji Antun, der Wirth des Kaffee Pelikan, und bot ihm eine bedeutende Geldsumme und dem Mädchen

ein hohes Gehalt, falls es bleiben wollte, um seinem neu begründeten Lokal vorzustehen. Es wurde abgemacht, daß sie die Wirthschaft und die Kasse führen, nicht aber singen oder die Gäste bedienen sollte. Nach sechs Monaten, falls es ihr nicht gefiele den Vertrag zu erneuern, war sie frei nach Konstantinopel abzureisen und wieder zur Gesellschaft zu stoßen. Uebrigens wurde der Lisel das Bleiben, zum Erstaunen ihrer Eltern und verschiedener musikalischer Vettern, gar nicht schwer, zumal sie es durchgesetzt hatte, daß auch ihre ältere Schwester Resi, mit ihr engagirt, zurückbleiben sollte.

Im Stillen freilich war sie beunruhigt und voll Bangigkeit und wäre am liebsten wieder fort mit den Ihrigen. Es wußte ja Niemand, daß sie sich mit Konrad Heller heimlich verlobt hatte, der, sowie heute, täglich seine geschäftsfreien Augenblicke hier zubrachte.

Als das junge Paar den auf der Schwelle erschienenen Mustafa-Machmud gewahrte, tauschten sie blitzschnell verständnißvolle Blicke, und er machte eine leise Bemerkung, die ihr glockenhelles Lachen hervorlockte. Und doch wäre ihre Munterkeit schnell verflogen, wenn sie geahnt hätten, daß Mustafa-Machmud der eigentliche Urheber ihres Engagements war, daß er den Hadji Antun, der es übrigens nicht bedauern sollte, durch einen bedeutenden Geldzuschuß zu diesem kostspieligen Schritte überredet hatte. Denn Resi und Lisel übten, diese durch ihre wunderbaren Veilchenaugen, die aus einem Wald von blonden Haaren wie aus einer fremden Welt herüberglänzten, jene durch ihre aufmerksame und freundliche Bedienung der Gäste — und Beide durch Unnahbarkeit, große Anziehungskraft auf die alexandrinische Herrenwelt aus.

Vor einem Jahre noch war Hadji Antun ein armer Schlucker gewesen, nein, weniger als das, denn damals hatte er

durchaus nichts zu schlucken, noch zu beißen. So pflegte er denn mit einem ausrangirten Gewehre und mit einem abgemagerten, verkommenen, egyptischen Hunde, einem Leidensgefährten, der, ein Hungervirtuos wie er, sich freiwillig zu ihm gesellt hatte, auf die Jagd zu gehen. Einmal verwundete er einen Pelikan, den er flügellahm schoß. Der Hund leckte die Wunde so lange, bis sie heil war, während der arme Vogel ihm aus Dankbarkeit mit seinem Riesenschnabel die kleinen Thierchen, die sich in seinem Felle eingenistet, ablas. Beide faßten ihre Samaritermission ernst auf, und dies führte zu einem dauernden, innigen Freundschaftsbunde, dessen Bethätigung viele Neugierige herbeilockte und dem Hadji Antun den ersten Gedanken zur Errichtung des Kaffeehauses eingab.

Sein ganzes Anlagekapital ging drauf, um ein leeres Faß, eine henkellose Kaffeekanne mit langem Schnabel und einige ungleiche Tassen anzuschaffen. Einen großartigen Schritt vorwärts bedeutete die Anbringung eines Aushängeschildes, auf welchem ein dankbarer Kaffeegast, ein italienischer Maler, die höchst eigenartige Szene, die zwischen Pelikan und Hund sich abspielte, in Oel nach der Natur dargestellt und mit der Aufschrift „Caffé del Pelicano" versehen, dem glückseligen Hadji Antun verehrt hatte. Jetzt war sein Stern im Steigen. Bald hatte er eine Gaststube zusammengezimmert, ein Orchester engagirt und mit der dauernden Anstellung von Resi und Lisel hatte er abermals den Vogel abgeschossen.

Nachmittags und gegen Abend strömten an diesem kühlen Plätzchen Hunderte von Gästen zusammen, um bei einem Glase Sorbet, beim Eis oder Kaffee den Vorstellungen, die das seltsame Künstlerpaar, Hund und Pelikan, hier gaben, beizuwohnen.

Wahrhaft närrisch war es anzusehen, mit welcher grotesken Komik sie spielten, sich jagten, wie der Hund sich absichtlich

von dem schwerfälligen Thier einholen ließ, um sich dann mit ihm im Sand zu wälzen, sodann über ihn fortzuspringen, worauf der Pelikan mit der Miene verletzter Würde, wie eine komische Alte, mit dem Nasenkolben nach ihm stieß, aber sich wohl hütete, ihm weh zu thun. Es war eine wirkliche Posse, deren Darsteller Thiere waren, nein, Komödianten, die, ohne abgerichtet zu sein, sich des Vergnügens, das sie bereiteten und das ihnen durch reiche Beifalls- und Futterspenden bereitet wurde, vollkommen bewußt waren. Das war mehr als Instinkt. Denn solch neckisches Spiel und solche nicht anzuzweifelnde Kunst der Verstellung verrathen eine andere Geistesthätigkeit als die blos instinktive.

Mustafa-Machmud waren die, bei seinem Erscheinen, von Lisel und Konrad gewechselten Blicke nicht entgangen, und der Silberton ihres melodischen Lachens schnitt ihm in die Seele, denn er war ein großer Bewunderer weiblicher Reize, und dieses blonde, vielbegehrte Mädchen hatte es ihm ernstlich angethan.

Verdrossen mit den Lippen zuckend, drehte er sich um, kam auf uns zu und schlug geräuschvoll, ganz gegen seine Gewohnheit, mit seinem Stocke ein paar Mal auf den nächsten Tisch. Ein Kellner und der Wirth Hadji Antun kamen gelaufen.

„Endlich, Allah sei gelobt! Hier kann man verhungern, ehe Einer erscheint. Und die Kaffeeprinzessin rührt sich nicht. Gebt uns Kaffee!“

Nachdem wir unsere winzigen Schälchen geleert, begann er, während die Perlen seines Rosenkranzes unablässig zwischen seinen Fingern hinglitten, wegen des Landhauses in Ramle mit dem Beduinen Achmed und mir zu verhandeln. Dann sagte er, die Miethe werde jährlich dreißig Pfund*) betragen, aber ich

*) ungefähr 600 Mark.

müßte alle Ausgaben und Steuern selbst übernehmen, was ich entschieden ablehnte. Außer der Miethe willigte ich nur in die Zahlung von einem Pfund jährlich an den Gafir des Hauses, den bei der Verhandlung gegenwärtigen Beduinen und behielt mir das Recht vor, ein Stockwerk des Hauses anderweitig zu vermiethen. So wurden wir handelseinig. In dem schriftlichen arabischen Miethsvertrage war im Wesentlichen nichts anderes enthalten. Nur fiel mir ein Satz auf, nach welchem ich auf jeden Einwand als Fremder, wegen Unkenntniß der Verhältnisse, ausdrücklich verzichten mußte. Die volle Bedeutung dieser Klausel sollte mir erst später aufgehen.

Nächtlicher Spuk in Ramle.

Meine Möbel und einige Habseligkeiten — es waren im Ganzen zwei Kameelladungen — ließ ich nach Ramle in das neu gemiethete Landhaus, dessen Oberstock für meinen Bedarf genügte, schaffen. Von der Anstrengung des Einräumens ermüdet, ruhte ich eben auf dem Balkon aus und athmete in tiefen Zügen die herrliche Seeluft ein, als Daud mit sehr ernster Miene erschien und mir mittheilte, daß er nur bei Tage, in keinem Falle bei Nacht in diesem Hause mit mir bleiben werde. Ich hätte sehr übel gethan, solch' ein Haus zu miethen. Es sei ein verrufenes Haus, in welchem viele Djinns*) und Afrit**) hausten. Deshalb sei es seit Jahren unbewohnt.

Ich lachte ihn aus und suchte ihm die Narrheit auszureden, aber vergeblich. Er sei ein Moslim und glaube an Teufel. Er habe mit dem Beduinen Achmed abgemacht, daß er die Nächte in einem zweiten Zelte in der Nähe zubringen werde.

Als die Nacht anbrach, blieb ich allein im Hause. Alle Fensterläden hatte ich durch Querstangen geschlossen und die Hausthür verriegelt. Zu meiner Sicherheit hatte ich einen Revolver.

Ich bewunderte noch die Aussicht von den Balkonen.

*) Geister. **) Teufel.

Nachdem ich mich vom geheimnißvoll rauschenden Meere verabschiedet und dann auf der Gegenseite, dem Mareotissee, der von einem dunklen Palmenwalde eingerahmt war, gute Nacht gesagt, ging ich zu Bett.

Gegen drei Uhr wurde ich plötzlich erweckt. Es war ein unglaubliches Scharren und Rasseln, Rollen und Pfeifen, ein Kratzen und Sausen, als ob die Hölle los wäre. Mit gespanntem Ohr studirte ich die Natur des Geräusches. Nachdem ich mich versichert hatte, daß ich nicht träumte, stand ich auf, nahm Licht und Waffe zur Hand und machte die Runde an allen Fenstern und Thüren, sowohl zu ebener Erde wie im Oberstock. Die Verschlüsse waren unangetastet, nichts Verdächtiges zu entdecken. Nach einiger Zeit nahm der Lärm ab und war nach einer halben Stunde oder dreiviertel verstummt. Nicht einmal die Richtung, aus welcher er kam, war mir klar geworden. Ich legte mich nieder und schlief unbehelligt bis zum Morgen. Alle Nachforschungen, die ich am nächsten Tage auf dem Boden und im Keller anstellte, blieben erfolglos. In der folgenden Nacht erwachte ich wieder kurz vor drei Uhr. Wieder derselbe unbegreifliche Spuk, wobei mir schien, daß ein Brausen und Klirren diesmal aus dem Lärm deutlicher hervorklang. Aber ich mußte mir gestehen, daß bei der fieberhaften Erregtheit meiner Gehörnerven, wo ich so ziemlich Alles, was die Phantasie mir vorgaukelte, wirklich zu hören glaubte, eine Sinnestäuschung durchaus nicht ausgeschlossen war. Nach meinem bewaffneten Rundgang legte ich mich nieder.

Diese Störung wiederholte sich in jeder Nacht, kurz vor dem ersten Tagesgrauen. Ich gewöhnte mich so sehr daran, daß ich noch nach Jahren, als ich längst nicht mehr im Nillande weilte, regelmäßig gegen drei Uhr Morgens von selbst aufwachte und bei einiger Aufmerksamkeit auch immer irgend ein Geräusch vernahm. Das ist nicht zu verwundern, da ab-

solute Stille, ebenso wie absolute Dunkelheit, auf unserem Erdenrunde nicht zu finden sind. Je stiller es ist, um so deutlicher hört man das Leben und Weben um uns her, den eigenen Pulsschlag oder den Pulsschlag der umgebenden Welt.

Wenn ich nach dem Rundgang auf den Balkon hinaustrat, dann war es mit dem Schlaf für den Rest der Nacht vorbei. Ein belebender, berauschender Duft wehte mich an. Selbst im leisesten, kaum wahrnehmbaren Luftzug kamen seltsame verlorene Stimmen von der hohen See oder aus den Palmenwipfeln vom Walde am Mariotissee. Aus der durch den Wüstensand von allen Dünsten befreiten, rein filtrirten Atmosphäre sprachen die wunderbar hell und lebhaft leuchtenden Sterne ihre eigene Sprache. Es ging ein geheimnißvolles Tönen durch die Luft, das schwer zu deuten ist. War es das Wehen unseres Planeten durch den Aether? War es jene Sphärenharmonie der Alten? War's ein Widerhall, ein verwandtes Mitschwingen geheimer Saiten in unserer Brust?

Ich weiß es nicht, aber soviel ist gewiß, daß wenn auch der fatale Spuk im Hause mich nicht schreckte, ich doch nachdenklich und kopfhängerisch wurde und aus mehr als einem Grunde sehnlich bestrebt war, der Ursache desselben auf die Spur zu kommen.

Nach außen war ich durch einen wachsamen, jungen Hund gesichert, das Geschenk eines Nachbars in Ramle. Dazu hatte ich mir ein kleines, weißes Kätzchen verschafft, das meine Wohnung von Mäusen, Eidechsen, Skorpionen säuberte. Es waren zwei liebe Thierchen, die sehr schnell sich an einander gewöhnten und die thaufrische, kalte Nacht gewöhnlich im Freien, auf der erhöhten Holzschwelle der Hausthür, in einer Ecke eng zusammengekauert, zuzubringen pflegten.

Eines Nachts ward ich vor der gewöhnlichen Stunde durch sehr lautes und anhaltendes Bellen des Hundes geweckt.

Vom Balkon, auf den ich hinaustrat, war Niemand zu sehen. Eine herrliche, mondhelle Nacht! Der Hund bellte heftig, in die äußerste Ecke der Thürschwelle ängstlich gedrückt, während das Kätzchen in einiger Entfernung auf dem freien Platze vor dem Hause gar seltsame Sprünge machte. Es stand auf den Hinterfüßen und bäumte sich gewaltsam, wobei es sich manchmal in der Luft überschlug und niederfiel. Ich wußte mir diese Kapriolen im Mondschein nicht zu deuten, bis der nächste Morgen mir Aufklärung brachte. Da lag es todt am Boden, das arme Kätzchen, an derselben Stelle, wo ich es hatte Nachts herumspringen sehen, offenbar von einer Schlange umgebracht, mit der es muthig gerungen, und die ich aus der Höhe nicht hatte wahrnehmen können. Während der Hund in feiger Angst, in die äußerste Ecke gedrückt, nur gebellt, mußte das tapfere Thierchen den ungleichen Kampf allein ausfechten. Aber nun es todt war, schien der Hund untröstlich. Er wies die Nahrung zurück und blieb Tag und Nacht an der Stelle, wo das Kätzchen verscharrt war, liegen, so daß es wieder ausgegraben werden mußte, — wobei sich zeigte, daß es dick angeschwollen war — um dann in größerer Entfernung vom Hause der Erde übergeben zu werden. Von der Stunde an war der Hund verschwunden. Das treue Thier konnte den Verlust des zärtlichen Genossen nicht vergessen noch verschmerzen.

Unterdessen hatte ich nach vielfachen Erkundigungen unter den französischen Schulbrüdern, welche zur katholischen Klosterkirche in Alexandrien gehören, einen Mönch ausfindig gemacht, dem der Schlüssel zur Kapelle des heiligen Victor in Verwahrung gegeben war. Diese Kapelle hatte mit dem von mir bewohnten Hause eine gemeinsame Wand und war mir längst wegen des nächtlichen Lärmens verdächtig geworden.

Auf mein wiederholtes Drängen erschien eines Tages

eine derbe, rüstig zuschreitende Gestalt, mit blitzenden, von hundert Fältchen fein umzogenen Augen, von langem, weißem Bart umwallt, in brauner Kutte, Kapuze und Strick. Nur mit großer Mühe und sich öfter bekreuzend, gelang es ihm, den langen, rostigen Schlüssel im rostigen Schloß herumzudrehen. Als die Thür der Kapelle endlich aufging, prallten wir zurück, er, mit dem Ausruf: „Jesus, Maria, Joseph!" denn es bot sich uns ein seltsamer Anblick.

Alles, was da kreucht und fleucht, schien hier zum Stelldichein versammelt. Es wimmelte im dunklen Raum, in der Luft und in allen Ecken ein Heer von aufgescheuchten, pfeifenden Fledermäusen. Nachtvögel aller Art huschten und stießen sich an den Wänden, während es am Fußboden, der mit einer dicken Schicht Staub und Schmutz bedeckt war, hin- und herraschelte. Eine Unzahl von Eidechsen kletterte mit Klebefingern an Wänden und Decken umher. Aufgescheuchte Hornissen flogen uns wüthend entgegen. Taranteln und allerlei fremdartiges Gewürm rettete sich vor dem eindringenden Licht in die Ecken. Die Schlangen wanden sich geräuschlos unter den Altar. Große und kleine Spinnen, langbeinige und dickbäuchige, hatten Wände und Kruzifix mit dichten, grauen Schleiern ausstaffirt und sich häuslich eingerichtet. Skorpione sah man am Fußboden mit drohend hoch in der Luft gezücktem Giftstachel sich schnell seitwärts bewegen. All' das lichtscheue Gesindel stob wie vom Blitz getroffen auseinander, als der erste Sonnenstrahl durch die geöffnete Pforte hineinfiel.

So mag es in mancher alten Kirche aussehen, wenn nach langer Ruhepause plötzlich ein neuer Gedanke hineinleuchtet.

Am Altar war eine viereckige Tafel mit einer langen, französischen Inschrift angebracht, welche besagte, daß der

Stifter dieser Kapelle aus fernem Frankenlande durch widrige Geschicke hierher verschlagen, an diesem einsamen Strande auf fremder Erde, eine zweite Heimath gefunden. Nach langer, bitterer Trübsal habe er endlich hier, was Lebenslust und Lebenszweck und wahres Lebensglück sei, erfahren. So habe er denn, in Erfüllung eines freiwilligen Gelübdes, aus dankbarem Gemüthe, seinem Schutzpatron, dem heiligen Viktor, diese Kapelle gestiftet.

Bruder Martin, so hieß der Mönch, machte mich darauf aufmerksam, daß der Altar einen Kasten enthalte, in welchem die heiligen Gefäße, einige Bücher, Briefe und Schreibereien, eine rostige Jagdflinte und ein Degen sich befanden. Das Alles habe der frühere Besitzer und Erbauer des Grundstücks, Viktor-Bey, der Brudergemeinde hinterlassen — werthloses Zeug (wie er meinte), ob auch der gute Wille zu loben.

„Ja, es ist ein Sonderling gewesen, zu Zeiten frommer als ein Heiliger und dennoch schlimmer als ein Heide. Niemals sah man ihn zur Messe oder mit den Vätern, immer nur mit Beduinen und Fellachen gehen, die abgöttisch an ihm hingen und ihn wie einen Vater liebten. Er arbeitete im Garten von früh bis spät, hat drüben das Palmenwäldchen auch erweitert. Nur Sonntags legte er Spaten und Hacke bei Seite, nicht aber um zu ruhen oder das Wort des Herrn zu vernehmen, sondern um zur Büchse zu greifen und der Jagd nachzugehen. Das war seine Hauptpassion. Man sagt, in seiner Heimath sei er ein großer Herr, ein Oberst in der französischen Armee gewesen. Plötzlich war es ganz seltsam über ihn gekommen. Er legte seine blitzende Uniform bei Seite und ging auf Reisen. Nirgends wollte es ihm gefallen, bis er hier im Lande sich niederließ. Er bewohnte zuerst ein Zelt wie die Beduinen, baute sich dann nach Jahren dieses Haus und fügte kurze Zeit vor seinem Ende diese Kapelle hinzu. Unter

jenen Palmen ist er begraben. Bei den Eingeborenen geht die Sage, daß er gar nicht gestorben sei, sondern hier im Hause weile und des Nachts mit seinen Hunden zur Jagd ausziehe."

Auf meine Frage, ob er es glaube, sagte er: „Warum nicht? Wie eine Fiedel, wenn das Stück zu Ende ist, noch eine Weile nachklingt, so kann auch die Seele, die bei Lebzeiten wild und unbändig gewesen, nach dem Tode nicht so bald zur Ruhe kommen, zumal wenn der Armesünder ohne die heiligen Sakramente von hinnen gegangen".

„„Könnt Ihr frommen Väter denn nicht durch heilige Messen und Gebete der gequälten Seele beispringen?""

„Das könnten wir schon, warum nicht? Es müßte von unserem Obern, dem Superior des Klosters, genehmigt und angeordnet werden".

Ich muß gestehen, der Erbauer meines Hauses interessirte mich sehr, und ich brannte vor Begier, seine Bücher und Papiere anzusehen. Daher sagte ich dem Bruder Martin:

„Laßt mir den Schlüssel zur Kapelle hier; ich will sie reinigen lassen; denn der Zustand, in welchem sie sich befindet, ist ihrer heiligen Bestimmung nicht würdig".

Diese Unterhaltung fand in meinem kühlen, dicht verhängten Eßzimmer statt, bei einem Gläschen kräftigen Chio, der, mit Wasser gemischt, ein im Orient beliebter Trank und sehr erfrischend ist. Auf meine Erkundigung, ob er den französischen Obersten persönlich gekannt, erzählte er:

„Ein einziges Mal bin ich mit ihm in Berührung gekommen, obwohl sich unsere Wege häufig genug gekreuzt hatten. Das geschah vor Jahren in Damiette, wohin ich zur heiligen Messe und Sonntagsandacht beordert worden war, u. z. als ich mich eben auf den Rückweg nach Alexandrien begeben wollte. Der Himmel war bewölkt und Regenwetter im Anzug. Ich glaubte aber nicht, daß es so nahe bevorstände, als ich plötzlich im

nahen Schilfdickicht aus einem kleinen Boote, das, mit Jagdbeute beladen, soeben landete, in meiner lieben Muttersprache angerufen werde. Der Oberst sprang an's Ufer und sagte mir, daß zweifellos ein Unwetter heraufzöge, daß ich nicht weit kommen werde und bot mir als Landsmann und Bruder freundlich an, mit mir sein Quartier zu theilen. Er hatte gute Unterkunft bei braven Leuten. Sie hatten ihm ihr bestes Zimmer eingeräumt, in welchem sich auch ein zweites Bett befand.

Aus seinem Jagdvorrath ließ er dann Bekassinen braten. Er bemerkte noch schmunzelnd, das wäre sein Lieblingsschuß und keine leichte Sache, weil ein unverhoffter spitzer Winkel beim Aufflug dieses schlauen Sumpfvogels das Treffen sehr erschwere. Er nannte ihn lachend einen Winkeladvokaten und fügte glückselig prahlerisch hinzu, aber die Winkelzüge habe er auf dem Strich. Dann gingen wir zur Ruhe.

Nachdem ich mich im Voraus wegen meines allzugesunden, ungedämpften Schlummers nach Gebühr entschuldigt, sei es nun, daß er von der Jagd auf dem Wasser und ich von meiner geistlichen Jagd nach Gleichnissen ermüdet war, wir schliefen bald ein. Mitten in der Nacht, Jesus, Maria Joseph! werde ich durch ein mörderliches Schreien geweckt. Ich bekreuze mich, zünde mit zitternder Hand die Kerze an, leuchte an sein Bett — es ist leer. Im offenen Nebenzimmer, auf einem Divan, liegt der schwere Mann, Gesicht und Hals geröthet, keuchend und in Schweiß gebadet. „In Gottes und der Dreifaltigkeit Namen, was ist Euch widerfahren? Kaum hörbar verlangt er nach Wasser.

Draußen war ein schweres Unwetter losgebrochen. Der Regen prasselte an die Scheiben. Da erschien das ehrwürdige Ehepaar, bei dem wir zu Gaste waren, in langen Nachtkleidern, sie mit einem brennenden Licht in der erhobenen

Rechten, auf der Schwelle. Der greise Hauswirth schlug die Hände über den Kopf zusammen und schwor: „Seit vierzig Jahren sind wir verheirathet und hausen in diesen Räumen. Wir gaben Euch unser Hochzeitszimmer; solche Nacht ist hier nie erlebt worden."

Ich beruhigte die erschreckten, guten Alten, indem ich ihnen sagte, daß der Herr krank geworden, daß der Anfall aber vorüber sei. Die Frau wollte den Namen der Krankheit wissen. Ich zuckte die Achseln, worauf sie sich in Anbetracht ihrer sehr unchristlichen Blößen bald entfernte.

Am nächsten Morgen, niedergeschlagen und schweigend, bestiegen wir zwei Reitesel und traten den Rückweg an. Meine wohlmeinenden Winke wollte er nicht verstehen. Obwohl ich ihm mehr als eine Gelegenheit bot, Herz und Gewissen zu erleichtern, schwieg er beharrlich und gegen Jedermann bis an sein seliges oder vielmehr unseliges Ende. Gott sei seiner Seele gnädig!

Ein Weib, sagte man, habe es ihm angethan und ihn in schweren Träumen geängstigt. War sonst ein kreuzfideler Herr, zutraulich und munter wie ein Kameelfüllen. Die Beduinenkinder ließen sich von dem eisengrauen Schnauzbart gar zu gerne küssen und herzen.

„Den Schlüssel gebt, wenn ihr zur Stadt kommt, im Kloster für mich ab. Lebt wohl! Und wenn's Euch hier im Hause bei Nacht ängstigt, so sprecht mit unserem Superior, hört Ihr?"

Ich öffnete die Kapelle, ließ Licht und Luft einströmen und forderte Daud auf, sie zu fegen und zu scheuern. Erschreckt trat er zurück „Là chauagha, di haram, ana moslim!" „Nein, Herr, das ist Sünde, ich bin ein Muselmann!"

In der nächsten Nacht wollte ich zur Zeit, wo der Höllenlärm zu entstehen pflegte, eindringen und auch hierüber

Klarheit gewinnen. Ich ließ mir beim Moallem eine Fackel holen, die der Zugwind nicht so leicht auszulöschen vermag, und die weithin leuchtet und, wie ich meinte, besonders geeignet war, alles, was da klettert, kriecht und flattert, zu verscheuchen.

Kurz vor drei Uhr morgens kleidete ich mich an, ging leise die Treppe hinunter ins Freie und stellte mich vor der Eingangsthür der Kapelle auf. Ich horchte. Drin war alles still. Ich drehte den Schlüssel um, zündete die Fackel an und trat ein.

Der Raum war leer, wie ausgestorben. Keine Fledermaus, keine Eidechse, nichts regte sich, weder am Boden, noch in den Ecken, sodaß ich am Altar, der an der linken Seite angebracht war, vorbei bis zur gegenüberliegenden Wand ohne Fährniß gelangen konnte. Diese Todtenstille, so ganz gegen alle Erwartung, war beängstigend. Ich holte aus dem Altarkasten einige Bücher und Hefte hervor, auch ein Packet Briefe, als in der Luft hoch über mir ein heftiger Lärm entstand.

In der Kuppel war ein Fenster mit zerbrochenen Scheiben offen. Nun begann ein Schwarm von Riesenfledermäusen und andern Nachtvögeln mit Macht hereinzuzustürmen und ergoß sich mit wildem Flattern in den Innenraum über mir. Gleichzeitig regte es sich an den Wänden und am Fußboden und schien in allen Ecken und Ritzen lebendig zu werden und zu rascheln.

Mich schauderte und ich beeilte meinen Rückzug, während die Thiere von ihrer angestammten Behausung mit Pfeifen und Zischen Besitz ergriffen. Von der Flamme angelockt, schwirrten und huschten große Nachtfalter vorüber; auch Skorpione näherten sich, und eine Schlange kam züngelnd und äugelnd und ihr kluges Köpfchen in der Luft hin und her bewegend, mit wogender, federnder, unnachahmlicher Grandezza geräuschlos auf mich los, während ich,

die Fackel vorhaltend, mich scheu zurückzog. Mit dem Fuße warf ich hastig die Thür in's Schloß, aus der das flatternde Hui der Fledermäuse unheimlich hinter mir her gellte.

Offenbar war das die Stunde, wo diese Raubthiere, deren Zahl Legion war, nachdem sie ihrer Nahrung im Freien nachgegangen und ihre Gier gestillt, beutefroh und gesättigt, in erregter Stimmung kurz vor Tagesanbruch heimkehrten und hier jenen Hexensabbat vollführten, dessen unfreiwilliger Ohrenzeuge ich trotz der massiven Zwischenwand von meinem Schlafzimmer aus gewesen.

Ich löschte die Fackel, die mir als Leuchte und Waffe vortreffliche Dienste geleistet, und kehrte froh, des Räthsels Kern gefunden zu haben, in mein Schlafzimmer zurück. Von allen finstern Mächten ist die Dummheit die unausstehlichste. Nun war ja Alles, ohne die Geisterwelt oder Gespenster zu bemühen, aufgeklärt. Doch half es nichts. Wie gesagt, noch lange Jahre mußte ich um die bestimmte Stunde meinen gewohnten nächtlichen Rundgang antreten.

Inzwischen war mir auch klar geworden, warum ich im Miethsvertrage auf jeden Einwand, als Fremder und wegen Unkenntniß der Verhältnisse, hatte verzichten müssen. Die Thatsache, daß es im Hause spukte, reichte nämlich hin, um den Vertrag aufzuheben. An der Existenz der Djinn und Afrit zweifelt kein Rechtgläubiger, und jeder Polizeichef hätte einen Vertrag für ungültig erklärt, in welchem ein so erheblicher Hinderungsgrund verschwiegen war.

Was Mustafa-Machmud betrifft, so glaubte er selbst an nichts, weder an Gott noch Teufel, zweifelte aber auch an nichts. Eine sehr radikale, freigeistige Strömung, die nichts mit Aufklärung gemein hat, beherrscht augenblicklich viele muhamedanische Köpfe. Jedenfalls eine Errungenschaft des lebhaften Verkehrs mit den Europäern, deren Gleichgültigkeit in

Religion, Sitte und kaufmännischer Moral sich die Eingeborenen sehr schnell angeeignet haben.

Mustafa-Machmud hatte geglaubt, mir durch die Vermiethung seines Landhauses, wie die Orientalen sagen, einen großen „kasúk" beigebracht, d. h. mich tüchtig hineingesetzt zu haben, und es fand sich im Gegentheil, nachdem ich die untere Etage an einen Arzt vermiethet hatte, daß ich sehr billig wohnte.

Haremsdamen im Bade.

Immer wieder mußte Mustafa-Machmud zu seinem großen Verdruß erleben, daß seine Superklugheit ihm nur schadete, ebenso sehr im Geschäft, wie auch sonst im Leben. Daß Wahrheit und Ehrlichkeit die beste Kriegslist sei, davon hatte er keine Ahnung.

Mit seinem stets glatt rasirten, sanft gerötheten Gesichte, seiner selbstbewußten, äußern Würde und seiner beunruhigenden Einsilbigkeit sah er nichts weniger als verlockend aus. Am wenigsten erzielte er mit dieser Methode bei den Frauen, vielleicht, weil sie selbst so gut spielen und ein feines Unterscheidungsvermögen für alles Echte und Gemachte besitzen.

Auch Lisel ließ sich von seinen grotesken Betheuerungen, seinen plumpen Verführungskünsten, die ihr durch willfährige Dollmetscher in Wort und Schrift wiedergegeben wurden, nicht täuschen. Daß seine Geschenke zurückgewiesen wurden, war ja selbverständlich. Gerade das war dem alten Sünder das Unbegreiflichste. Denn welche Orientalin hatte jemals soviel Charakter gezeigt? Solche glitzernde Dinger stehen doch so schön zu Gesicht, sind so kleidsam und so klein und so ganz unverbindlich!

Für Konrad und Lisel waren die Liebesbetheuerungen des Großtürken, wie sie ihn nannten, ein reizend amüsantes Operettenmotiv und würzten ihre Unterhaltung.

Wie hatten sich die Beiden eigentlich gefunden? Wie

findet sich ein Lerchenpaar im unendlichen Luftkreis? wie die Finken und Rothkehlchen im weiten Waldrevier? War's der Gesang, war's das bunte Gefieder, war's der linde Frühlingshauch, der sie zusammenführte? Ohne zu suchen, ohne zu ahnen, hatten sie einander aus Tausenden herausgefunden.

Aus einer täglich im Kaffeehause sich erneuernden Schaar von Bewunderern, aus einem bunten Kreise von jungen Männern, welche ohne Ausnahme das Recht beanspruchten, wenigstens mit Wort und Blick zudringlich zu sein, hatte ihr just der stillsten und bescheidensten Einer, der sie nur schüchtern angesehen und den sie sofort für einen Landsmann erkannt hatte, allein gefallen.

Lisels Altstimme war's wohl, mit ihrem glockenreinen, thaufrischen Klange, die sein Herz gefangen, und ihre vier Augen hatten sich längst in goldenen Netzen verstrickt, als er endlich einmal beim Fortgehen der Musikanten sich ein Herz nahm und das Kaffeehaus auch verließ, um ihr draußen zum Abschied einen guten Abend zu bieten. Warum bebte sie, als sie seine Stimme vernahm?

Seitdem hatten sie sich so viel, so unendlich viel zu sagen. Wenn sie sich trennten, schien Beiden, als ob nichts Rechtes über ihre Lippen gekommen. So voll, so unerschöpflich waren ihre Herzen. Es waren keine großartigen Staatsgeheimnisse, die sie sich anvertrauten, nein, meist selbsterlebte, selbstempfundene Dinge, die nur ihnen wichtig, aber unendlich wichtig waren.

Durch die Bewerbung Mustafa-Machmuds wurde ihnen klar, daß sie an ihre Zukunft zu denken hatten. So beschlossen sie, sobald Lisels Vertrag abgelaufen, ihre Ersparnisse zu vereinen — er hatte fünf Jahre im Orient fleißig gespart, — sie zählten und zählten und fühlten sich mächtig reich. Zuerst also sollte es zu Lisels Eltern nach Konstantinopel gehen; dort wollten sie sich trauen lassen; sodann in seine schlesische

Heimath zum Mütterlein, um der herzigen Alten noch eine rechte Freude in dieser Welt zu bereiten.

Sehr bald entdeckten sie sich der Schwester Resi, die längst Alles wußte und mit herzlichem Antheil und großem Eifer sie fortan bemutterte. Und wenn das Pärchen zu zärtlich wurde, dann konnte sie mit ihrem Goldherzen ernsthaft böse werden. „Rechtschaffen, Kinder, immer rechtschaffen, denn ich leide es nicht! Bei Gott, sonst sag' ich es dem Pastor Lüttke, und der versteht keinen Spaß!“ So hieß der deutsche Pastor in Alexandrien.

Während den jungen Leuten die Zeit in träumerischem Glücke, voll Sehnsucht und Weltvergessenheit verstrich, merkten sie nicht die Gefahr, die ihnen von Mustafa-Machmud drohte. Er ließ sie unausgesetzt beobachten und bewachen und umschlich sie wie ein Raubthier, das seine Beute zu verlieren fürchtet. Dabei hatte er es zu offen und zu ungeschickt angefangen, so daß Viele um seine verlorene Liebesmüh wußten, darüber lachten und ihn verspotteten.

Die Kunde war auch in seinen Harem gedrungen, und Mariut war glückselig, so oft ihr eleganter Vetter Selim-Effendi, ein regelmäßiger Besucher des Kaffee Pelikan, ihr davon erzählte. Und er hatte sehr triftige Gründe, diese Geschichte immer wieder aufzutischen und Mustafa-Machmud nicht zu schonen.

Selim-Effendi und Mariut waren als Kinder in demselben Hause aufgewachsen. Sie waren Spielgenossen gewesen, bis die Schule und der Schleier sie getrennt hatten. Nach Jahren hörte er von ihrer Schönheit und Klugheit, und obwohl er nie ernsthaft an sie gedacht hatte, so redete er sich ein, daß ihm groß Unrecht widerfahren, ein Raub an ihm begangen worden an dem Tage, wo Mustafa-Machmud sie heimgeführt.

Als vollendeter kleiner Weltmann, der Lackstiefel, Hand-

schuhe und rothe Kravatte trug und nach Rosenöl duftete, hielt er sich, weil er drei Monate in Paris gewesen, für unwiderstehlich und versuchte durch rosafarbene, französische Briefchen, die der Gemahl nicht verstand, die verlorene Provinz zurückzuerobern. Sie kam ihm auf himmelblauem Papier auf halbem Wege entgegen. Bei ihr war die Erinnerung an den zierlichen Vetter Selim von selbst wieder aufgelebt, als Mustafa-Machmud, ein Bär im Sonntagsstaat, zum ersten Mal seine ungeschlachte Liebeswerbung angebracht hatte.

Ein gar poetisches Band umschlingt in jungen Jahren Vetter und Muhme im Orient, und heirathen sie sich beide, so nennen sie sich und bleiben auch später Vetter und Muhme für einander. Denn nur zu oft werden Ehen gelöst, während jene Blutsverwandtschaft dauernd ist.

Dazu kam der süße Reiz des Unerlaubten, die Schwierigkeit einer Begegnung und die Gefahr der Entdeckung, die sie erbeben machte; kurz, es war schrecklich schön! Und war es nicht, genau genommen, ein wahrer und wirklicher, echt französischer Roman, den sie heimlich in langen Pausen blätterte, nein, selbst erlebte? Wer hätte da gefühllos bleiben, sich gar noch zur Wehre setzen können! Und wie konnte man einen leiblichen Vetter mit den glänzenden Eigenschaften eines Selim-Effendi, nicht lieben, wie dem Zauber widerstehen, mit dem ihre glühende Einbildungskraft ihn eigentlich selbst geschmückt hatte!

Das ganze Elend und die ganze Wonne dieses aufregenden Doppelspiels hatte ihre Nerven von Grund aus aufgewühlt, und eine ewige Unruhe war über sie gekommen. Wie vom bösen Geist besessen, ersann sie in schlaflosen Nächten alle möglichen und unmöglichen Listen, die beim ersten Strahl des nüchternen Tageslichts in Nichts zerstoben. Und dennoch versuchte sie manchmal, diese Phantasien festzuhalten und zu verwirklichen.

So fuhr sie eines Nachmittags mit der goldenen Menzaleh und der Unvermeidlichen, alle drei verschleiert, bei verhängten Wagenfenstern, vor Kaffee Pelikan vor und ließ durch ihren Saïs die Almeen Lisel und Resi herausrufen. Da sie ein wenig Deutsch verstand, so führte sie das Wort.

Sie forderte die Mädchen auf, am nächsten Tage um die Mittagszeit im ersten türkischen Bade zu erscheinen, um ihnen und befreundeten Haremsdamen, die Freude zu machen, einige Lieder vorzutragen. Zugleich reichte sie der Resi ein gesticktes Taschentuch, in dessen einem Zipfel eine Goldmünze eingeknotet war. Freundliche Worte, Geschenke und Vorausbezahlung sind dreimal unwiderstehlich, und so versprach denn Resi der Nailah-Hanum, das war der Mädchenname der Mariut, pünktlich in's bewußte Bad zu kommen.

Um die Mittagsstunde fuhren mehrere Wagen am säulengeschmückten Portal vor. Verschleierte Damen stiegen aus und betraten nebst schwarzen Dienerinnen, die geheimnißvolle Bündel und Kartons nachtrugen — sie enthielten Wäsche und Kleider, — die schwarz und weiß gewürfelten Marmorstufen. Einige Levantinerinnen waren auf Eseln rittlings, was schrecklich unverführerisch aussieht, angekommen. Diese befreundeten Harems hatten im Voraus für sich die ganze, sonst Jedermann zugängliche Badeanstalt reserviren lassen.

Sie bestand aus einer Reihe von größeren und kleineren Badezimmern von allmählich steigender Temperatur, mit Springbrunnen und Fontänen. Fußboden und Wände waren aus weißem Marmor; die hohen, im feinsten maurischen Stil ausgestatteten Räume hatten Oberlicht und liefen in mit zahlreichen, schöngeformten Fensterchen versehene Kuppeln aus, deren edles Ebenmaß und reicher architektonischer Schmuck jedes Auge entzückte, was die Leidenschaft der Orientalen, sich möglichst lange im Bade aufzuhalten, mit erklären mag.

Die besonderen Einrichtungen dieser Bäder knüpfen an uralte römische Traditionen aus der Kaiserzeit an und haben sich Jahrhunderte lang bei den Arabern erhalten, die sie, nachdem die Vorbilder untergegangen waren, auf ihren großen Eroberungszügen überallhin, manchmal sogar in ihre Ursprungsländer einführten. So besitzt Spanien und Sizilien monumentale Bäder, welche von der glänzenden Herrschaft der Araber noch heute ein beredtes Zeugniß ablegen.

Eine Stunde lang widmeten sich die Damen in ernster Weise dem Baden, Waschen und Massiren. Dann ruhten sie an verschiedenen, sorgsam abgestuften Stationen, sich allmählich abkühlend, aus. Zuletzt wurden sie von den sie begleitenden Sklavinnen auf das Eleganteste angekleidet.

Es entspann sich ein edler Wetteifer um die schönste Haartracht, den feinsten Gürtel, den reichsten Schmuck, um die gediegensten Armbänder und Armspangen. Einzelne Levantinerinnen trugen auch Fußspangen mit kleinen goldenen Schellen, deren Gebrauch zu den raffinirtesten Verführungskünsten zählt und schon im Koran gerügt wird. Das verborgene, goldene Geläute soll den Bewegungen einen namenlosen Liebreiz verleihen und der Ruhe der Männer besonders verhängnißvoll sein. Breite, blitzende, goldene Spangen hoben, durch die Seidengaze des Obergewandes hindurchschimmernd, das sanfte, matte Relief der schöngeformten Arme.

Mariut zeichnete sich durch die Eleganz und das bestrickende Ebenmaß ihrer wohlgerundeten, mittelgroßen Gestalt und durch die angeborene Grazie ihrer lebhaften Bewegungen aus, während einige Levantinerinnen imposante, wahrhaft junonische Formen zeigten, ohne jedoch diese äußere Fülle durch Kraft und Regsamkeit genügend zu beleben.

Von berückender Schönheit waren zwei junge im Lande

geborene Griechinnen, die Schwestern Odio, mit Namen Katharina und Kalliope. Besonders die letztere, die jüngere, mußte jeden Maler und Bildhauer begeistern. So wunderbar schlank waren diese von der Natur entzückend modellirten Glieder, so schwellend die Arme und Schultern, so liebreizend die Gesichtszüge und die gehauchten, träumerischen Augen, so verführerisch dieses ganze, in weihevoller Stimmung ersonnene, schwungvolle Menschengedicht. Dies Schwesternpaar war wegen seiner Schönheit im ganzen Delta berühmt und in großen Gesellschaften, auch bei Hofe, als Schaustück sehr begehrt.

Sie waren die beneidenswerthen Erbinnen jenes Schönheitsideals, das die Bildhauerkunst ihrer großen Vorfahren einst aus dem Marmor hervorgezaubert und das in der Folge, als einziges Vermächtniß einer großen Zeit, Alles, Ruhm, Freiheit, Macht und Ehre überdauerte. Zumal neben der Plumpheit und moralischen Versunkenheit ihrer Männer, ist die edle Haltung und Formenreinheit der Griechinnen überraschend und ein Geheimniß magischer Naturkräfte, die unzerstörbar, weltverjüngend, unbeirrt von Kultur und Unkultur, fortwirken. Sollte einst die Verschönerung des Menschengeschlechts, wie so Manches, von hoher Stelle verfügt werden, dann würde die Griechin bei der Auswahl gewiß die Palme davontragen. Aber wo fände sich der ebenbürtige Mann? Vielleicht unter den herrlichen Männergestalten der lombardischen Ebene, wo die Römerzüge noch sichtbar nachwirken?

Nachdem die Damen nach und nach die lange Reihe der Badestationen unter der Führung der Bellahne, d. h. der Badewärterin, durchlaufen und ihre Toilette beendet hatten, trafen alle im großen Saale, dessen Seiten rings mit weichen Polstern belegt waren, zusammen. Lustig sprudelte ein kleiner Springbrunnen und fiel sprühend in ein schönes Marmor-

becken nieder. Allerlei Erfrischungen, feines Backwerk und Eingemachtes wurde herumgereicht, auch jene gallertartigen, aus Reiß und Früchten bereiteten Hallana, d. h. Süßigkeiten, wie Rahatlekum, Kunafeh, auch süße Nudeln und Veilchen-eingemachtes. Die Damen griffen tapfer zu, bis Kaffee und Zigarretten zum Schluß alles Andere verdrängten. Nur Nailah wählte ein Nargileh*), dessen feine Moschuswolken zum hochgewölbten Raum emporschwebten.

Einige Damen ergaben sich mit Leidenschaft dem Triktrak-spiel, andere waren in lebhafter Unterhaltung begriffen, als die arabischen Almeen und bald darauf das deutsche Schwestern-paar erschienen, um unter Gesang und Saitenspiel in ihren Vorträgen abzuwechseln.

Eine ältere Araberin begleitete den sehr eintönigen und etwas näselnden arabischen Gesang auf der Tarabuka, während Resi, wenn sie mit Lisel zweistimmige Lieder sang, ihre Guitarre meisterhaft handhabte. Ganz von selbst entspann sich ein Wettstreit der einheimischen und fremden Sängerinnen, zumal als es Mariut übernahm, die Textworte ins Arabische zu übersetzen, wobei sie sich in liebenswürdiger Weise mit Lisel unterhielt. Besondern Eindruck machte das Lied vom armen Peter.

„Der Hans und die Grete tanzen herum
Und jauchzen vor lauter Freude."

Des armen Peter Eifersucht, sein Liebeskummer und sein beweinenswerthes Ende sind Motive, so ganz auch dem arabischen Herzen abgelauscht, daß das Lied, nachdem die Worte übersetzt waren, wiederholt werden mußte.

Darauf sang die arabische Almee das Lied von der verschollenen Gazelle:

---

*) Wasserpfeife.

„Wo weilst Du, meine liebliche Gazelle,
Du meiner Augen Trost und Thränenquelle?
Warum entfloh Dein Fuß, der windesschnelle,
Und wandelt fern der heimathlichen Schwelle?“

„Und bist Du, Seelenvolle, noch am Leben?
Denkst Du des Quells, den Palmen rings umgeben?
Und wenn Erinnerungen Dich umschweben,
Muß nicht Dein Herz, wie meines, dann erbeben?“

„Doch wehe, wenn Du treulos mich vergessen,
Um Deinen Mund an fremden Quell zu pressen!
Dann bricht mein Herz und unter den Cypressen
Versinkt das Glück, noch eh' ich es besessen.“

„O kehre, liebliche Gazelle, wieder
Zum Palmenhain, o komm' zum Quell hernieder,
Daß ihn Dein Bild, o Holde, schmücke wieder!
O komm' zum süßen Quell, zum Glücke wieder!“

Gesang und Begleitung der arabischen Liebeslieder sind die denkbar einfachsten. Der ganze Zauber ruht in den Worten und in ihrem Vortrage, welcher, dem Geschmacke des arabischen Publikums entsprechend, meist raffinirt leidenschaftlich ist.

Hierauf sangen die deutschen Schwestern:

„Entflieh mit mir und sei mein Weib.“

Die wenigen Strophen, von Mariut erklärt, erregten allgemeine Bewunderung. Die goldene Menzaleh sagte zu Mariut: „Nailah, das ist ja Deine eigene und Deines Vetters Herzensgeschichte,“ worauf Mariut erröthend sie scheinbar ernsthaft ausschalt, von Lisel aber zu erfahren suchte, was aus dem unglücklichen Paar geworden? Darauf sang diese den zweiten Theil:

„Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht.“

Der Vortrag des Liedes erzielte eine tiefe, wehmüthige Wirkung. Mariut fiel ihr um den Hals, küßte sie leiden-

schaftlich und fragte mit Thränen in den Augen, warum denn das Loos der Beiden ein so trauriges sei?

Lisel antwortete: „Weil sie Vater und Mutter vergessen und verlassen konnten.“ Nun fragte jene weiter: „Aber warum mußten sie denn fliehen?“ „„Weil sie arm waren und nicht heirathen durften,““ lautete die Antwort.

„Vetter Selim ist nicht arm, aber heirathen dürft Ihr auch nicht,“ sagte die unverbesserliche Menzaleh.

Mariut hörte nicht, denn sie war in inniger und liebreicher Weise mit Lisel beschäftigt. Sie hatte sie gefragt, ob sie bald heirathen werde?“ Diese antwortete erröthend: „Ich hoffe, Herrin!“ worauf Mariut mit erhobenem Finger schnell einwendete: „Aber doch nicht in Alexandrien? Hütet Euch, sonst seid auch Ihr bald „gestorben und verdorben.“

Als Lisel verwundert fragte: „Warum sagt Ihr das, o Herrin?“ trat ihr Mariut näher und flüsterte:

„Du liebes, junges, süßes Kind, es sollte mir wirklich leid thun, wenn es dem Unhold gelänge! Es ist ein treuloser, herzloser Wicht, der Dich wie einen Pinienkern knacken und dann fortwerfen wird.“

„Ihr kennt ihn nicht, o Herrin“, entgegnete Lisel.

„„Ob ich ihn kenne! Es ist mein ewiges Herzeleid, daß ich ihn kenne. Hüte Dich vor Mustafa-Machmud, wenn Dir Dein Leben lieb ist!““

„Ihr irrt, o Herrin! Mustafa-Machmud ist mir ein Fremder, der wie die Andern zudringlich ist. Aber glaubt es, ich schwöre Euch, ich sehe ihn nicht an. Ein Türke ist für mich eine Vogelscheuche, kein Mann.“

„„Wenn er Dich quält, dann sage ihm, daß Du es Nailah-Hanum klagen willst, so nennt man mich. Wir müssen uns kennen lernen, Liebste. Ich komme bald einmal, wie

gestern, im Wagen und hole Dich zur Spazierfahrt ab. Dann sprechen wir viel, viel deutsch.""

Jetzt sang die Almee das Lied „el leel, el leel", „o Nacht, o Nacht", das Lieblingslied der Araber, das wohl hundert Strophen hat, zu denen alljährlich immer neue hinzukommen:

„O Nacht, o Nacht, o wundervolle Nacht!
In schweren Träumen liegt die weite Welt,
Die braunen Kinder ruh'n im dunklen Zelt,
Nur Eine wacht und horcht und rührt sich sacht —
O Nacht, o Nacht, o wundervolle Nacht!

Am Himmel blitzt der Sterne hehre Wacht,
Kein Laut, kein Lüftchen regt sich weit und breit.
Doch still! Ein Schatten naht, es rauscht ein Kleid,
Zwei Augen tauchen auf, voll Zauberpracht —
O Nacht, o Nacht, o wundervolle Nacht!

Weh' uns! Fern braust der bösen Geister Jagd!
Dich, Allah, ruf' ich, wenn die Eule ruft!
Vorbei! — Gottlob, jetzt spür' ich Moschusduft —
Ja, höchste Zaubermacht ist Liebesmacht!
O Nacht, o Nacht, o wundervolle Nacht!

Und trippelt leis' heran, ihr Auge lacht,
Von Rosenlippen leis' mein Name klingt,
Ein Arm sich weich um meinen Nacken schlingt —
Warum, o Nacht, entschwandst Du, eh' gedacht?
O Nacht, o Nacht, o wundervolle Nacht!

Begeistert sangen sie Alle den Rundreim „o Nacht, o Nacht, o wundervolle Nacht!" mit, und als die Sängerin schwieg, herrschte eine gehobene Stimmung im Saal.

Diese Frauen und Mädchen hatten keine Geheimnisse vor einander. Während die Männer es auf's Peinlichste vermeiden, auch nur den Namen ihrer Frau vor anderen Männern auszusprechen, drehte sich hier im Gegentheil die Unterhaltung im Ernst und Scherz und unter allerhand Anspielungen vor-

nehmlich um die Männner und Brüder. Jede wußte ganz genau, wie es im Herzen der anderen aussah und wo sie der Schuh drückte, und all' diese fatalen, drückenden Schuhe waren hier abgestreift, wenn auch nur auf kurze Zeit.

Die reizende Kalliope erzählte, ein Franzose, ein Herr von Korporal, sei vor einigen Tagen bei ihrem Vater gewesen und habe um ihre Hand angehalten. Dieser habe ihm einen Korb gegeben.

Nun wollten sie Alle wissen, warum man ihn abgewiesen und wie der Franzose aussieht?

Kalliope sagte: „Nun, eher klein und breitschultrig mit spitzem, gedrehtem Schnurrbart à la Napoléon trois. Auf Vaters Frage nach seinem Stande antwortete er: ci-devant Gutsbesitzer. Ich weiß aber, er ist ein Millionär, denn er besitzt eine Million Sommersprossen, sonst freilich keinen rothen Heller."

Die goldene Menzaleh meinte: „„Das schadet nichts, das sind die besten Männer. Sommersprossen bei einem Schwiegersohne sind Schönheitsflecke.""

„Aber von einer Million Sommersprossen kann man nicht leben," bemerkte Kalliope.

„„Nun, soviel, als zum Leben nöthig ist, wird Papa Odio seiner Kalliope schon mitgeben.""

Den Kopf schüttelnd und melancholisch lächelnd, schwieg Kalliope.

Eine ältere Levantinerin meinte: „Da kennt Ihr ihn schlecht. Er selbst in seiner Heimath heirathete griechisch und bekam eine schöne Mitgift. Nun er seine Töchter verheirathen soll, hält er streng auf Landessitte und erwartet von seinem Schwiegersohn einen Brautschatz."

Wer war in Egypten und kennt nicht den alten Odio, den grauen Geizhals mit dem klugen, breitmäuligen

Lachen und dem gewaltigen Vorgebirge auf dem Rücken? Er leidet von jeher an einem nervösen Zittern der Hände und Arme, doch behaupten die Leute, daß es ihn nur dann befalle, wenn er zahlen muß, niemals beim Empfangen des Geldes.

Die Geschichte des auf eine große Mitgift spekulirenden Herrn von Korporal, dem Papa Odio, als er um Kalliope anhielt, sagte: „Jetzt nicht, Mussieh Korporal, jetzt nicht, aber wenn Sie General sind, dann kommen Sie hübsch wieder", erregte allgemeines Gelächter.

Mariut, heiter erregt, sprang auf und rief: „Dabei muß Herr von Korporal köstlich ausgeschaut haben. Ich will ihn Euch mal vorstellen. Paßt auf, ich werde gleich als Franzose wiederkommen."

In der That kehrte sie nach wenigen Minuten zurück mit einem kleinen, spitzen Schnurrbart und einer Stambulina*) über ihrem Kleide und mit einem recht herausfordernd aufgesetzten Filzhut, lauter Dinge, die die anstellige Bellahne für solche Verkleidungen bereit hält.

Unter tiefem Hutabnehmen und zahlreichen, höchst feierlichen Bücklingen, näherte sich die köstlichaussehende Mariut der schönen Kalliope und sagte ihr französisch mit griechischer Aussprache:

„Bonzour, mamselle Calliope! bonzour! Ick sein verliebt von Ihnen, o serr verliebt! Parole d'honneur ze vous adore! Mamselle Calliope sein der, die, das Königin von dies 'Erz und Sultanin von das Kopp'. Aber Kopp' sagt zu 'Erz, sei still 'Erz! bis monsieur de Corporal errst gesprock' mit Papa Odio. Ade, o mein süß' 'Erz! Ade!"

Damit kniete sie vor Kalliope und reichte ihr schmachtend,

*) Türkischer Beamtenrock mit Stehkragen.

als Bukett, ein Bündel Lif — das sind Palmenfasern, womit man im Bade eingeseift wird.

Dann erhob sie sich und, rückwärts schreitend bald übermüthige Kußfinger zuwerfend, bald die Hand auf's Herz gedrückt und die Augen zum Himmel verdrehend, entfernte sie sich unter tiefen Reverenzen, begleitet vom Lachen und Beifallklatschen der ganzen Gesellschaft.

So vertrieben sie sich die Nachmittagsstunden auf die lustigste Weise, und ehe sie sich trennten, wurde ein Tag der nächsten Woche, an dem sie wieder im Bade zusammentreffen wollten, bestimmt.

Diese häufigen Besuche der öffentlichen Bäder sind eine wahre Passion der einheimischen Damen. Während der stundenlangen Abwaschungen, des endlosen Knetens und Haarkräuselns sind sie meist aller Ueberwachung entzogen, und unter dem Schutze des Schleiers werden Liebesintriguen gern angeknüpft und Ausflüge in die Nachbarschaft unternommen.

Auch wird im Bade von diesen schönen Kannegießerinnen oft hohe Politik getrieben, indem die Frauen der Machthaber mit Vorliebe von hier aus angegangen und veranlaßt werden, ihren Einfluß für oder wider Jemand beim Gemahl geltend zu machen.

Wie Mustafa-Machmud Mekkapilger wurde.

Es war gegen Sonnenuntergang, als Resi und Lisel in ihre Wohnung, nahe dem Kaffee Pelikan, zurückkehrten. Eine verschleierte Frau erwartete sie an der Hausthür. Sie wünschte mit Sitteh Lisel zu sprechen.

Es war eine Vermittlerin. In der Wohnung zwei Treppen hoch angekommen, löste die geschminkte Alte ihren Schleier, zog dann geheimnißvoll etwas aus der Tasche und wickelte es vorsichtig aus dem Papier. Ein blinkender Halsschmuck kam zum Vorschein, aus hundert kleinen Goldmünzen zusammengesetzt, den sie ihr mit dem Ausruf „Ach, Du glückseliges Vollmondgesicht!" umhing. Und nun ergoß sich ein Strom von Anpreisungen des herrlichen Looses, das ihr beschieden sei. Sie solle künftig eine feinmöblirte Wohnung, ganz anders als diese hier, für sich allein haben und schöne seidene Kleider dazu und eine schwarze Sklavin — und als Lisel ihr das Wort abschnitt und sich die Kette und alles Weitere verbat, sagte sie, Mustafa-Machmud werde sie, wenn es sein müsse, auch heirathen. Er habe nur drei Frauen, sei also berechtigt, eine vierte zu nehmen, und sie solle vor dem Kadi ehrlich und richtig getraut werden, und als Unterpfand seiner redlichen Absichten sende er — „sieh nur, sieh nur, Herzenstäubchen! — diese herrliche Kette von echtem Golde."

Als Lisel sie entrüstet fortschob und die Alte zur Thür hinaus komplimentirte, saß Mustafa-Machmud schon eine

Weile im Kaffee Pelikan an einem Tische allein, ganz vorn am Meere und erwartete mit Ungeduld sein Schicksal oder vielmehr die braune Schicksalsschwester. Endlich kam sie angesegelt, näherte sich geheimnißvoll und begann mit glückstrahlender, vielversprechender Miene:

„Uallah ennebbi, ja shech, hat bakschisch!“ —

„Beim Allah und dem Propheten, o Schech, gieb ein Bakschisch!“

„„Habbaréh? — Was giebt's denn?““

„Ein wahrer Zuckerschatz, beim Allah! Und wie erröthete die Ungläubige, als ich ihr von hadrittak, von Ew. Gnaden sprach! Gebt her mein Bakschisch!“

„„Jallah, habbaréh? — Vorwärts, was giebt es?““

„„Was es giebt? Ein rothbäckiges Täubchen giebt es, mit Grübchen voll Lächeln, sobald der Name von Ew. Gnaden nur ausgesprochen wird. Ich habe aber auch von Euch geredet, Euch herausgestrichen, ich sage Euch, es war der reine Honig. Wo ist mein Bakschisch?“

„„Taieb, baden? Gut, und was weiter?““

„Sie will, beim Allah, sie will — das habe ich gleich gesehen. Sie wagte nur nicht, weil die Schwester dabei war, versteht Ihr? Aber ich schwöre es Euch, sie will. Wie könnte auch, wer Ew. Gnaden kennt, nicht wollen? Gebt mein Bakschisch!“

„„Sie will, sie will — Was will sie? So rede doch endlich, Du alte Hexe!““

„Du alte Hexe, das ist mein Bakschich? Ich danke Ew. Gnaden! Wenn die alte Hexe eine junge Hexe wäre, dann wäret Ihr freigebiger! Ich danke Ew. Gnaden!“

„„Jassalam! Ach du meine Zeit!““

„Ja wohl, jassalam! Ein Knauser ist hadrittak, Ew.

Gnaden; sie hat ganz Recht, wenn sie von einem solchen alten Knar nichts wissen will.“

„„Und wo bleibt meine Kette?““

„Da ist die Kette. Ihr solltet Eure Zunge an die Kette legen. Das räth Ew. Gnaden die alte Hexe.“

Mustafa-Machmud verließ erbost und innen fluchend, den Platz, wobei ihm Gesicht und Lippen sichtlich zuckten, um seine gewohnte Gesellschaft, die allabendlich in einem abgelegenen Lokale der Straße Machmudijeh, des Hazardspiels wegen, zusammentraf, aufzusuchen.

Hier verkehrten meist Griechen und Malthesér, selten Einheimische. Nachdem er heute im Handumdrehen eine runde Summe verloren, nicht im Pharao, seinem Lieblingsspiel, sondern im ortsüblichen Rulett, setzte er sich mit einigen Spielgenossen abseits und sprach dem Raki*) tapfer zu. Dann steckten sie die Köpfe über dem schmalen Tisch zusammen. Ihre leidenschaftlichen, leise geführten Reden, ihre Blicke weissagten nichts Gutes.

In der Zwischenzeit war Konrad Heller, nach Schluß des Geschäftes, als er Lisel und Resi weder im Kaffee Pelikan noch zu Hause gefunden, langsam in den deutschen Verein geschlendert. Die einfachen, traulichen Räume, auch die Bibliothek, waren menschenleer. Nachdem er einen Blick in die neu eingetroffenen deutschen Blätter geworfen, entfernte er sich wieder und ging planlos, ziellos weiter. Bald gelangte er an's Meer und folgte dem Strand, in Gedanken versunken. Ja, endlich sollte es jetzt anders werden! Ein neues Leben wollte er beginnen. Namenlose Sehnsucht zog ihn heimwärts, trieb ihn fort aus dem fremden Lande. Ein eigenes Heim und eine eigene Heimath wollte er wie andere Menschenkinder auch be-

*) Ein beliebter Branntwein.

sitzen. Fünf lange Jahre egyptischer Frohnarbeit hatte er hinter sich. Wie ein Söldner kam er sich vor, obwohl er in Ehren gedient hatte. Sein Chef wollte von seinem Austritt nichts hören. Der wichtige Verkehr mit den Behörden und den eingeborenen Händlern war ihm anvertraut. Rechtschaffenheit, Gewandtheit, Personenkenntniß hatten ihn beliebt und unentbehrlich gemacht.

Er beschloß für seinen Nachfolger sofort das Wichtigste zusammenzustellen, damit er sich in dieser scheinbaren Wildniß zurechtfände, dann aber unbeugsam auf seiner Entlassung zu bestehen.

Er wollte fort mit seiner Lisel, fort aus diesem so hochgepriesenen Lande, das ihm eine ungastliche Herberge gewesen, wo er in der langen Zeit weder Freund noch Anhang gewonnen und Anhänglichkeit weder spürte noch schuldete. An der Seite der wackern Kameradin werde er, für die lange Entbehrung entschädigt, endlich die Heimath wiedersehen, aus der so berauschende Kunde gekommen. Der ruhmvolle Aufschwung der letzten Jahre klang ihm wie ferne Musik. Wie Trompetensignale hallten die Nachrichten in seinem Herzen wieder. Er wollte mitthun, mithelfen, wenigstens mit dabei sein bei der Wiederaufrichtung der alten, langersehnten Herrlichkeit. Lieber zu Hause trockenes Brod essen, als hier im Ueberfluß schwelgen. Er fühlte Kraft und Muth, den Kampf um's Dasein von Neuem zu beginnen, denn seine Ersparnisse, das sagte er sich, konnten nicht weit reichen. Arm in Arm mit Lisel werde ihm Alles leicht, nichts unerreichbar sein. Nur fort aus dieser Oede, aus dieser geistigen Wüstenei, aus dem Lande der Mumien, fort zu wahrer Lebens- und Schaffensfreude! Und wie schwelgte er im Vorgefühl, sein bezauberndes, blondes Weibchen daheim der guten, alten Mutter zuzuführen!

So war er am Strande hin immer weiter nach Westen gewandert, auf der langgezogenen Halbinsel, welche vom blendend weißen, vizeköniglichen Schloß Rasettin gekrönt ist.

Ein süßer Abend war hereingebrochen. Als die Sonne am wolkenlosen Horizont im Meere versank, glich der Abendhimmel einer rothglühenden Kuppel, während die See, wie ein funkelnder Saphir, in heiliger Stille dalag. Erde und Osthimmel waren schon in Nacht getaucht, Palmen, Häuser, Dünen ein todtes, farbloses Grau. Das Meer, purpurschwarz und völlig undurchsichtig, ging westwärts allmählig in jenen feenhaft blitzenden, blauen Schmelz über. Die dünne, schwach glänzende Mondsichel, an welcher in leiser Andeutung auch der Rest der Scheibe sichtbar war, stand wie verzaubert hoch am Himmel. Ein Adler schwebte mit ausgespannten Schwingen, in langen majestätisch ruhigen Kreisen vorüber und ließ sich auf dem weit in's Meer hinausragenden, schwarzen Riff nieder. Aber nur auf kurze Zeit. Dann flog er westwärts weiter und verschwand im Abendduft. Ferne, verspätete Segel hoben sich dunkel von der leuchtenden See, wie nimmer rastende, menschliche Gedanken, die die weite Welt durchfurchen. Das Rauschen der Wellen war verstummt, eine lautlose Stille, wie zurückgehaltener Athem der Natur, lag auf der dämmernden Landschaft.

In seinem Fühlen und Denken gefesselt, hatte Konrad vor dem wunderbaren Schauspiel, das ihm wie ein Ebenbild seiner Sehnsucht entgegen leuchtete, lange still gestanden, dann kehrte er langsam, in der Richtung zur innern Stadt, zurück, um Lisel und Resi im Kaffee Pelikan noch einmal aufzusuchen.

Am Spätnachmittag des nächsten Tages fuhr eine Equipage mit herabgelassenen Fenstergardinen an der Thür des Kaffee Pelikan vor. Der Saïs trat in die Gaststube und

frug nach Lisel. Sie möchte herauskommen. Die Sitteh sei draußen. Als Lisel an den Wagenschlag trat, wurde er geöffnet. Feste Männerarme hoben sie hinein und feste Männerarme fingen sie im Wagen auf. Vom Schreck gelähmt und sprachlos, fiel sie in Ohnmacht. Während ihr die Sinne schwanden, rasselten die Räder vorwärts; im scharfen Trabe ging es um die nächste Ecke, und bald war die Equipage auf Nimmerwiedersehn verhallt und verschwunden.

Erst spät am Abend hatte sich die Kunde von der gewaltsamen Entführung Lisels in der Stadt verbreitet. Die öffentliche Stimme bezeichnete sofort Mustafa-Machmud als den Thäter oder Anstifter. Resi war in Verzweiflung, bis sie Konrad gesehen und ihm die furchtbare Sorge überantwortet hatte. Es war schon finster, als er, außer sich vor Schrecken, athemlos am deutschen Konsulat pochte. Das ist die erste Zuflucht in jeder Noth.

Aber kein Beamter war zu so später Stunde gegenwärtig, und als der dienstthuende Kawaß erfuhr, daß Lisel nicht dem deutschen Konsulate angehöre, zuckte er die Achseln und rieth, als das Beste, zur Zaptijeh, d. h. zur Polizei zu gehen.

Konrad stürmte in wilder Seelenangst fort über den Mehemedaliplatz, zurück zum Frankenviertel, wo die Zaptijeh sich befand, ein wüster, weitläuftiger, halb verfallener Bau, die würdige Residenz von Dieben und Diebsgenossen.

Was von der Polizei anwesend war, gähnte und rauchte und lachte seines Eifers und Zornes, und als er drohend sich auf Ali-Bey, den Polizeichef, berief, erhielt er den trostlosen Bescheid, daß dieser längst nach Hause gegangen und in dem entfernten Stadttheil Karmus wohne.

Durch die ausgestorbenen Gassen, in denen längst kein Wagen und kein Reitesel zu haben war, rannte er wie ein Besessener, von den Nachts in Rudeln umherschweifenden Hun-

den verfolgt, mehr von der drängenden Sorge gepeitscht, als in Hoffnung auf Erfolg. Nach einer bangen Stunde stand er, in Schweiß gebadet, vor der Thür der Okella Ali-Bey.

Der Boab lag quer vor dem Eingang auf seinem niedrigen Kafaß*) und schnarchte. Nachdem er mit Mühe aus dem Schlafe gerüttelt war, gab er den Bescheid: „taieb, taale bukra!" d. h. „gut, komm morgen wieder!"

Nur durch ein klingendes Bakschisch konnte er dazu vermocht werden, aufzustehen, in seine gelben Pantoffeln zu schlüpfen und in's Haus zu schleichen, das er mit dem gewaltigen Holzschlüssel hinter sich abschloß. Nach einer halben Ewigkeit schlürfte es näher und näher, dann knarrte das Schloß, und er erschien mit dem geheimnißvollen Bescheid, der Bey sei im Harem, d. h. also selbst für den Landesherrn unsichtbar, und „taale bukra!" „Komm' morgen!"

An der nächsten Ecke brach Konrad wie vernichtet zusammen. Kraft, Muth und Stolz waren dahin, und er stürzte in konvulsivischem Weinen auf das Pflaster, während der Boab nahebei in sein früheres Schnarchen verfiel.

Da erinnerte er sich der Resi, erhob sich, und schwankenden Fußes trat er seufzend den Rückweg an. Die lautlose Nacht hallte von seinen Schritten wieder. Was war das? War's sein Schatten, der wie ein Gespenst bald vor ihm, bald hinter ihm nachhuschte? War er allein? oder war's sein armes, todtgequältes Herz, das sich seufzend neben ihm herschleppte? Da zuckte er zusammen. Schon wieder! Aus der Finsterniß glaubte er eine Stimme zu vernehmen, bald Wimmern und Weinen, bald leise hinsterbende Hilferufe. Er schrie: „Lisel, Lisel!" und rüttelte an fremde Thüren. Umsonst! Keine Antwort! Der Glückliche ahnt nie, wenn Verzweiflung an seine Thür klopft.

*) Palmengestell.

Im zweiten Stock, wo Resi wohnte, war Licht. Eine Gestalt lag im offenen Fenster. Auf seine Frage nach Lisel klang es herab: „Keine Spur!“

„„Gute Nacht, Resi!““

Mehr taumelnd als schreitend, ging er nach seiner Wohnung, tastete sich wie ein Fremder durch die gewohnten Räume, nahm, ohne zu wissen wozu, den Revolver an sich und stieg wie ein Fremder die Treppe hinab zur Straße.

Es tagte im Osten. Ein kalter, schauriger Wind hatte sich erhoben. Die See rauschte auf, und die Wellen brachen sich mit lautem Tosen am Strand.

Aus einer finstern Seitengasse eines abgelegenen Stadttheils näherte sich gesenkten Hauptes, mit flatterndem Haar und zerfetzten Kleidern ein weibliches Wesen und schien dem Schall der Brandung nachzugehen. War's eine Obdachlose? eine Bettlerin? eine Irre?

Sie kletterte am Ufer empor, das hier steil und von den Wellen unterwühlt ist, und ging hastig suchend am Wasser entlang, ein drohendes Phantom, dunkel vom dämmernden Himmel sich abhebend.

In diesem Augenblicke entdeckte sie Konrad. Wie der Blitz war er an ihrer Seite, noch gerade recht, um sie vor dem verzweifelten Sprung in die Tiefe aufzufangen und festzuhalten.

„Lisel! Lisel!“ Mit einem Schmerzensschrei lag sie in seinen Armen.

„„Laß mich! Laß mich sterben! Nach dem tausendfachen Tod, den ich erlitten, laß mich sterben!“

„Besinn' Dich, Lisel, liebe Lisel! Die Resi wartet in Todesangst. Komm zu Resi!“

„„Laß mich, Konrad! Ich kann, ich will nicht leben. Laß mich, sag' ich!““

„Aber Lisel, höre doch! Erst höre mich, dann reiß' mich mit in die Tiefe. Dann will ich gern mit Dir sterben."

„„Laß mich, Konrad! Laß mich! Du kannst mit mir nicht leben, Du sollst mit mir nicht sterben! Laß mich! Den Tod hab' ich im Herzen, nur Tod, sonst nichts, nicht Liebe, nichts, nichts! O laß mich sterben! laß mich!""

„Höre mich nur einen Augenblick, einzige, geliebte Lisel! Du bist mein Weib vor Gott, das bist Du längst. Ja, Gott ist mein Zeuge, daß ich ohne Dich nicht leben will. Was habe ich Dir zu Leide gethan, daß Du mich wie einen Feind von Dir stößest? Komm' nach Hause, komm' zu Resi! Ich schwöre, noch heute soll das fällige Lloydschiff uns aus diesem verfluchten Lande fortführen. In der Heimath wirst Du aufleben und vergessen lernen. Komm' zur armen Resi, die jetzt noch weint und sich abhärmt."

Von seinem Arm fest umklammert, mehr fortgetragen als selbstthätig schreitend, mit schwankenden Schritten entfernte sich das schwergeprüfte Paar. Gar Mancher, der jetzt aus seinem Hause trat, um das neue Tagewerk zu beginnen, blickte den heimkehrenden zwei sonderbaren Nachtschwärmern kopfschüttelnd nach.

Die erste Sorge Konrads war, nachdem er seine Lisel den Händen der treuen Schwester anvertraut, nach der Okella Hassan-Pascha zu eilen, um Mustafa-Machmud aufzusuchen. Am Vorabend sei er verreist, hieß es. So war es auch.

Die Nacht hatte er in einem abgelegenen Quartier mit seinen Helfershelfern und Spielkumpanen zugebracht. Beim Tagesgrauen war er zum Menzalehsee aufgebrochen, wo er einen großen Anhang hatte und sich inmitten seiner Unterpächter und Fischer in Sicherheit fühlte.

Nachdem Konrad auf dem betreffenden Konsulat die

Anzeige erstattet und sich von seinem Chef verabschiedet hatte, schiffte er sich mit den Schwestern am nämlichen Tage nach Konstantinopel ein.

Der Fall hatte ungeheuren Lärm gemacht. Mustafa-Machmud, von der Polizei verhaftet und nach Alexandrien gebracht, wurde mit Mühe vor der Wuth der empörten Bevölkerung geschützt. Die öffentliche Stimme forderte als Sühne für ihn gebieterisch den Strick. Das betreffende Konsulat setzte Himmel und Erde in Bewegung, um eine exemplarische Bestrafung zu erzielen, so schien es wenigstens.

Wer beschreibt das Erstaunen und die allgemeine Entrüstung, als man nach einiger Zeit erfuhr, daß Mustafa-Machmud entlassen, unmittelbar aus dem Gefängniß nach Kairo geeilt und sich als frommer Mekkapilger der großen Karawane angeschlossen.

Die fatalsten Gerüchte durchschwirrten die Luft. Es hieß, der überführte Verbrecher habe sich mit klingender Münze losgekauft, sei es bei den türkischen Behörden, sei es beim Konsulat. Außerdem habe er eine große Summe als Zivilanspruch deponiren müssen — man sprach von dreitausend Pfund —, wovon die Geschädigten nie etwas erhielten, da sie fortgereist und angeblich verschollen waren.

Eine deutsche Baumwollpflanzung in Egypten.

Die wichtigste Kulturpflanze des egyptischen Delta ist dem Ausfuhrwerthe nach die Baumwolle. Mit ihrem Anbau und mit ihrer Kulturmethode streifen wir ein Problem, das uns Deutsche sehr lebhaft interessirt und unter vielen frommen Wünschen unser jüngstgeborener ist, nämlich die Gründung deutscher Ackerbaukolonieen auf dem afrikanischen Kontinente. Freilich liegen die Verhältnisse, unter denen der Deutsche in Egypten, wo das Klima ein für ihn sehr zuträgliches ist, Ansiedelungen gründen kann, bei Weitem günstiger als irgendwo sonst im „wilden" Theile von Ost- und West-Afrika. Doch bleiben auch da noch Hindernisse genug zu überwinden und vor allem ein Stein des Anstoßes, über den zu straucheln er immer in Gefahr ist, die Rechts- und Eigenthumsfrage.

Eines Tages theilte ein Freund, ein Maltheser, mir mit, er habe eine vortreffliche Gelegenheit, einen langersehnten Wunsch sich erfüllen zu sehen. Oft hatte er nämlich geklagt, es sei zu traurig, aus einer Miethskaserne in die andere zu ziehen und keinen Winkel auf dem weiten Erdenrund sein eigen zu nennen. Wie schön dagegen, einen Acker, einen Garten, ein Haus zu besitzen und als Herr darin zu schalten und zu walten, wie ein König auf dem eigenen Grund und Boden! Nun werde in wenigen Tagen vom italienischen Genralkonsulat

in Alexandrien eine Abadieh, d. h. ein egyptisches Gut, von etwa hundertdreißig Feddân*) meistbietend verkauft. Er sei überzeugt, es werde Niemand zum Termin kommen und das Terrain umsonst zu haben sein. Er sei ganz entschlossen, es zu erwerben, falls ich mich betheiligen und die Hälfte dazu beitragen wolle. Ich erklärte mich im Scherze bereit, die Hälfte beizutragen, wenn das Terrain, wie er meinte, „umsonst zu haben sei.“ Uebrigens rechnete ich meine Ersparnisse zusammen, die Rechnung war schnell gemacht, und diesen Betrag stellte ich ihm für alle Fälle zur Verfügung.

Nach einigen Tagen zeigte er mir, zu meiner nicht geringen Ueberraschung, eine im Namen des Königs von Italien ausgestellte Urkunde, in welcher wir Beide, als Ersteher des betreffenden Grundstücks genannt und benachrichtigt wurden, an einem bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde uns in Schota bei Damanhur in der Provinz Behera einzufinden, damit die feierliche Besitzergreifung der Abadieh, in Gegenwart des Dragomans des italienischen Generalkonsulats, stattfinden könne.

Wir verfügten uns der Verabredung gemäß nach dem von Alexandrien eine Eisenbahnstunde entfernten Damanhur. Dort trafen wir in Begleitung von drei Kawassen des italienischen Generalkonsulats den sehr korpulenten Dragoman. Er war in glänzender Uniform. Ein stolzer Dreimaster bedeckte sein Haupt. Mit seinem sehr hohen, goldgestickten Kragen schien er in gespanntem Verhältniß, denn Mutter Natur hatte ihm einen kurzen Hals beschieden.

Wir selbst hatten einen uns empfohlenen „Nasar“, d. h. Gutsverwalter, halb Griechen, halb Türken, mitgebracht, einen etwas umständlichen Graukopf mit rothem Tarbusch oder Fez, der überall in der Welt herumgewesen und überall Haare gelassen hatte. Auch die bestellten „Staatskutschen“ waren zur

*) Zu 0,5929 ha.

Stelle, nämlich eine Anzahl kleiner, elend aussehender Reitesel mit den dazu gehörenden Eselsjungen, ein unentbehrliches Verkehrsmittel im Landesinnern, wo von Straßen keine Spur und wo selbst die Fußwege durch die Nilüberschwemmung alljährlich wieder verwischt werden.

Wir bildeten eine stattliche Karawane, als wir vom hohen Eisenbahndamm herunter rechts querfeldein nach Schoka fortritten. Der Dragoman, für den wir den besten Esel ausgesucht hatten, war an der Spitze des Zuges, erstens als Respektsperson, sodann, weil wir fürchteten, ihn unterwegs zu verlieren, falls sein Thier mit den vier Schwefelhölzchen unter der kolossalen Last zusammenknickte.

Von Weitem zeigte man uns den „Com" von Schoka als das Ziel unseres Ausflugs. Diese Com oder Hügel, welche die horizontale, baumlose Fläche des Deltas unterbrechen, sind Ueberreste uralter, untergegangener Städte, in denen aber nach Alterthümern zu suchen vergebliche Mühe wäre. Die alten Egypter bauten ihre Wohnungen aus sehr vergänglichem Material, aus an der Sonne getrockneten oder schlecht gebrannten Ziegeln. Im Gegensatz hierzu waren ihre Gräber in den nächstgelegenen Bergen der Libyschen Wüste, aus dem härtesten Felsgestein, mit unendlicher Sorgfalt, wie für die Ewigkeit aus dem Vollen herausgearbeitet. Das entsprach ihrer Ueberzeugung, wonach dieses Leben flüchtig und werthlos und nur eine Vorbereitung für das Leben nach dem Tode, das ewig dauern werde, sei. Der Unsterblichkeitsgedanke hat nie wieder, weder bei den alten noch bei den modernen Völkern, einen so unerschütterlichen, Jahrtausende überdauernden Ausdruck gefunden wie hier. Jetzt dienen diese Com den benachbarten Dörfern als Fundstätte ammoniakreicher Erde, um ihre Durrahfelder zu düngen.

Nur auf großen Umwegen konnten wir uns, wegen des noch überall auf den Feldern stehenden Wassers, Schoka nähern.

Oft mußten wir auf den ganz durchweichten schmalen Grenzkanten, die die Grundstücke trennen, vorwärts zu kommen suchen, während rechts und links ein zusammenhängender Wasserspiegel sich weithin ausdehnte. Mit bewunderungswürdiger Ausdauer schleppten uns die schwachen Thiere auf dem schlüpfrigen Boden dahin.

Der Tag war mäßig warm, da ein frischer Luftzug und ein ziemlich umfangreiches Gewölk die Kraft der Sonnenstrahlen dämpfte. Ein herrlicher Wohlgeruch von den nahen Bersimfeldern — Bersim ist der egyptische Klee — und von den rothblühenden Bohnen erfüllte die Luft. Schwärme von Sumpfvögeln belebten die Landschaft, besonders Wildenten und Wildgänse. Auf Schritt und Tritt scheuchten wir Wasserschnepfen auf, und in der Ferne sahen wir Flamingos und Pelikane fliegen.

Nach einer Stunde gelangten wir an die Turrah el Hanasch, d. h. zum Schlangenkanal, den wir auf einer baufälligen Brücke aus Ziegeln überschritten, und dann ins Dorf Schoka. Wir hielten vor dem größten der niedrigen, würfelförmigen Häuser. Eine Mauer mit einem Thorweg umgab den Hof und schloß sich unmittelbar an die Hauptfront des Hauses an. Vor der Thür hockten Ibrahim abu Hadra, der Schech-el-beled, d. h. Dorfschulze, und einige Fellachen, die uns erwarteten. Denn wir waren vom Mudir von Damanhur, dem der italienische Generalkonsul Zweck und Ziel unseres Ausfluges angezeigt hatte, nach Schoka gemeldet worden.

Der Schech-el-beled, eine große schmächtige Gestalt mit langem weißem Bart, mochte wohl siebzig Jahre alt sein. Er war noch sehr rüstig und hatte ein Paar unheimlich funkelnde Augen. Freundlich von ihm eingeladen, in's Haus einzutreten, gelangten wir in ein geräumiges Fremdenzimmer, das mit dem Rest des Hauses nur durch den Flur zusammenhing. Eine Matte von Palmbast war am Boden

ausgebreitet, auf der wir alle Platz nahmen. Es wurden Pfeifen gereicht, und neben mir hockte der Schech-el-beled. Die Begrüßungsformeln: „Essaiak? Taïb! Taïbin! Enschalak!“ u. s. w. nahmen kein Ende. Gar oft steht ihre Länge in umgekehrtem Verhältniß zur Herzlichkeit. Nachher wollte er uns das Terrain schon zeigen. Unterdessen sollten wir ausruhen und etwas essen. — Eine sehr weit getriebene Gastfreundschaft ist dem Schech-el-beled auf dem Lande, wo es nirgends Gasthöfe giebt, zur Pflicht gemacht; dafür erhält er von der Regierung gewisse Staatsländereien unentgeltlich in Pacht.

Nachdem der Sohn des Schech mit einer blanken Messingschüssel und Kanne nebst weißem Handtuch und Seife den Rundgang gehalten und jeder sich sehr gewissenhaft die Hände gewaschen, wurde der niedrige Präsentirschemel hereingebracht und in die Mitte des Zimmers auf den Fußboden gestellt. Wir gruppirten uns rund um denselben, und nun wurde ein sehr großes, messingnes Präsentirbrett mit den Speisen darauf hingesetzt. Eine flache Schüssel enthielt die Meluchijeh, eine sehr wohlschmeckende, dicke Suppe aus einer Art Sauerampfer. Neben einem Haufen flacher, knuspriger, runder Brodfladen lagen zarte Zwiebelpflanzen, die unreif aus dem Boden genommen frisch gereicht werden. Sie schmecken sehr süß und sind weder der Nase noch der Zunge so lästig wie ihre anrüchigen Namensschwestern bei uns zu Lande. Auch der feierliche Truthahn lag auf der Platte — aber weder Löffel, noch Messer noch Gabel. Jeder nahm ein paar Brode zur Hand, brach sie in längliche Stücke und löffelte damit in der gemeinsamen Suppenschüssel herum. Dann packte der Hausherr den Truthahn an einer Keule und hielt ihn dem Nachbar hin, der die andere Keule oder sonst ein Stück faßte; dann zog er mit einem herzhaften Ruck den

Truthahn wieder an sich und bediente so der Reihe nach jeden. Wenn irgend eine Stelle zu fest war und sich nicht lösen wollte, dann genirte er sich nicht, sondern packte das widerspenstige Thier mit beiden Händen und lehrte es „mores“, dabei natürlich mehr guten Willen als Anmuth entwickelnd. Nach dem Essen kam wieder die unentbehrliche Messingschüssel an die Reihe und dann Kaffee in Miniaturtassen. Darauf brachen wir mit tausend „katercherak“ d. h. Danksagungen auf.

Es war wohl zwei Uhr, als wir nach Ueberschreitung der vorhin passirten baufälligen Brücke jenseits des Schlangenkanals Halt machten. „Hier dieser Kanal ist Eure Grenze, und dort das lange Haus gehört zum Grundstück. Alles, was hier vor Euch liegt, sind hundert, und dort das Stück linker Hand sind dreißig, zusammen hundertdreißig Feddan. Das ist Eure Abadieh.“

Vor uns lag ein einziger, zusammenhängender Wasserspiegel. Ein mäßiger Sontbaum mit langen Stacheln und das langgestreckte Gebäude, das einer Scheune glich, ragten allein aus dem Wasser. Mein Freund und ich sahen uns an, aber nicht wie die schlauen Augurn, im Gegentheil. Der Dragoman erklärte, um das Protokoll aufsetzen zu können, müßten wir erst alle Grenzen des Grundstücks selbst begangen haben. Aber wie sollte das geschehen, da wir keinen Schritt vorwärts konnten, ohne bis an's Knie in's Wasser zu gerathen? Kaum hatten wir dieses Bedenken geäußert, so ergriffen uns schon feste Arme, und wie kleine Kinder wurden wir ein jeder von einem handfesten Fellachen in die Höhe gehoben, und nachdem er sein einziges Kleidungsstück, sein blaues Hemd, damit es nicht naß werde, hoch aufgeschürzt hatte, ging es im Galopp in's Wasser hinein. Auf einen solchen Akt der Besitzergreifung waren wir nicht gefaßt. Eigentlich hatte man von uns Besitz ergriffen.

Der komische Umzug ließ die aufsteigende böse Laune nicht aufkommen. Ich gratulirte meinem Freunde, weil er jetzt ein König auf eigenem Grund und Boden und gleich am ersten Tage vom Volke auf Händen getragen werde. Nachdem wir das Vergnügen, Huckepack geschleppt zu werden, fast eine Stunde lang genossen hatten, wurden wir endlich am Hause abgesetzt. Es war ein großes, mit dicken Wänden aus ungebrannten Ziegeln aufgemauertes Gebäude. Es hatte kleine Fenster, war Stall und Scheune zugleich und enthielt an dem einen Ende eine bewohnbare Kammer. Hier nahmen wir um einen alten Tisch Aufstellung. Der Dragoman schrieb den Text des Protokolls auf, unterzeichnete, ließ uns glückliche Eigenthümer und einige Zeugen auch unterzeichnen und der Besitzergreifungsakt war perfekt. Wir waren eben fertig, als einer der Fellachen hereinrief: „Mattar, Mattar!“ d. h. Regen, Regen!

Der erste Regen verursacht immer eine gewisse Aufregung unter den Eingeborenen. Wir waren im Januar. Die Regenperiode oder der egyptische Winter, fällt in diesen Monat und ist im Quellgebiet des Nil in den Bergen sehr naß und stürmisch. Von den Wassermassen, die dann niedergehen, schwellen alle Bäche, Seen und der Nil so an, daß eben ganz Egypten regelmäßig dadurch überschwemmt wird. Diese Wassermassen legen den ungeheuren Weg bis zum Delta in sechs bis sieben Monaten zurück und bewirken alljährlich gegen den 15. August das erste sichtbare Steigen des Nil in Kairo. Im Delta regnet es nur nahe am Meere und auch da nur wenig. Daher achteten wir nicht darauf und begaben uns auf den Rückweg nach Damanhur, um rechtzeitig den Schnellzug nach Alexandrien zu erreichen.

Unterdessen hatte sich der Himmel ganz bezogen, der Regen nahm sichtlich zu, und von Zeit zu Zeit wehte der

scharfe Nordost uns mächtige Windstöße gerade in's Gesicht. Der Dragoman musterte mit besorgter Miene seine glänzende Uniform und band sein Tuch um seinen goldgestickten Dreimaster, auf den der Wind es abgesehen zu haben schien, während sein armer Reitesel die Beinchen immer unsicherer setzte. Auch mein Thier schwankte sehr bedenklich, und der Eselsjunge mit seinem einzigen, dünnen, am Leibe klebenden Baumwollhemde lief hinterher wie ein triefendes Klümpchen Unglück. Die Karawane dehnte sich immer länger und rückte langsam vorwärts. Das Tempo wurde zum Trauermarsch, je mehr es zu dunkeln begann.

Das Wetter war nach und nach ernstlich böse geworden, sodaß die Eselsjungen, vor Angst und Frost heulend, hinter uns weit zurückblieben. Zuletzt waren wir, mein Freund und ich, ganz allein. Die unter uns zusammensinkenden Thiere hatten wir verlassen, und wir wateten in seltsamen Sprüngen über tiefe Gräben durch die schnell hereinbrechende Nacht. Glücklicherweise wurden auf dem hohen Eisenbahndamm bei Damanhur einige Laternen angezündet, die uns von weitem als Wegweiser dienten.

Das Wetter war zu einem tropischen Regensturm von unbeschreiblicher Heftigkeit ausgeartet. Ich habe nie wieder etwas Aehnliches erlebt. Dabei steckten wir ohne Weg und Steg in einem wogenden Morast. Von unseren Begleitern war nichts zu hören und nichts zu sehen. Im Finstern schien es uns, als ob mit jedem Augenblick die Fluth höher und höher stieg und uns zu verschlingen drohte. Endlich erreichten wir den ersehnten Eisenbahndamm, der steil in die Höhe emporsteigt. Mit großer Mühe erkletterten wir ihn auf allen Vieren und glaubten das Schlimmste überstanden zu haben. Aber erst jetzt begann unsere größte Noth und wirkliche Lebensgefahr. Zwei Geleise lagen auf dem engen

Fahrdamm knapp neben einander, so daß wir zwischen den Schienen vorwärts eilen mußten, die, statt auf hölzernen Schwellen hier auf zwei eisernen, durch Querstangen einige Zoll über dem Erdboden verbundenen, Becken ruhten. Ueber diese Querstangen stolperten und stürzten wir mehrere Mal nieder, obwohl wir uns an der Hand festhielten. Abgesehen davon, daß wir im Finstern durch einen Schritt in falscher Richtung den hohen Damm hinunterstürzen konnten, drohte uns noch viel Schlimmeres dadurch, daß wir bei dem furchtbaren Pfeifen und Heulen des Sturmes nichts hören, und, da uns der Wind die Wassermassen mit unerträglicher Gewalt in's Gesicht peitschte, auch nichts sehen konnten, jeden Augenblick also gewärtig sein mußten, von einem Zuge überfahren zu werden. Diese drohende, dem Auge und Ohr entrückte Gefahr, war ganz unheimlich, und ihr auszuweichen kaum möglich. Wie Besessene liefen wir, als ob uns der böse Feind an den Fersen wäre, in der Richtung nach Damanhur vorwärts.

Wir hielten es für rathsamer und waren schon im Begriff, vom Damm in die schwarze Fluth wieder hinunterzurutschen, als wir einen hellen Schein vor uns gewahrten. Es war eine Bahnwärterbude, in der ein helles Feuer brannte. Als wir keuchend an der offenen Thür erschienen, schrie uns eine garstige Hexe, die sich am Reisigfeuer wärmte, entgegen: „Barra ja killâb, barra!" „Fort, ihr Hunde, fort!" und ergriff hastig den Zipfel ihres blauen Hemdes, um sich das Gesicht zu bedecken. Aber zehntausend Hexen hätten uns in dem Augenblick von der rettenden Thürschwelle nicht fortgebracht, auf welcher wir die Rückkehr des an einer nahen Weiche hantirenden Wärters erwarteten. Da brauste der Zug vorüber. Bald erschien der Wärter und begleitete uns zur Station. Der letzte Zug nach Alexandrien war längst fort, und nun mußten wir

in der einzigen Herberge des Ortes, bei Christi, einem Griechen, zur Nacht einkehren.

Nach und nach fanden sich die versprengten Mitglieder unserer Karawane ein. Ein Bild des Jammers war der vor Kurzem noch so stolze Dragoman. Er fluchte, wie nur ein Italiener fluchen kann. Die graue Bestie habe an der schlimmsten Stelle, wo eine metertiefe Pfütze war, plötzlich das Beten bekommen und sei auf's Knie gesunken und er über den Kopf in den tiefsten Strudel hinuntergeflogen. Wie lange er da gelegen und wie er sich endlich aus dem Schlamm herausgewühlt, das wisse er nicht; aber soviel wisse er, daß auf seinen Hilferuf keine menschliche Seele, kein Kawaß, nicht einmal ein Eselsjunge geantwortet, und daß sein Esel, die feige Bestie, auch verschwunden gewesen. Bei dieser Gelegenheit habe er seinen Dreimaster, Revolver, Uhr und Portemonnaie verloren und könne überhaupt mit seiner Uniform sich in seiner Gesellschaft nie mehr zeigen. Er wolle aber gegen die Regierung eine Entschädigungsklage einreichen, die sich gewaschen habe. Wie kann der Vizekönig die Wege in solchem Zustand lassen?!

Dieser Schlußrefrain war für die damalige Zeit charakteristisch. Das Schlimmste verlor seinen Stachel, wenn man daraus die Möglichkeit einer Entschädigungsklage gegen den Vizekönig herleiten konnte. So sah ich einmal einen Photographen, einen Württemberger, in Kairo mit Staub und Blut bedeckt, mit zerrissenen Kleidern, jubelnd in die Wirthsstube hereinstürzen und erzählen, die Prozession sei am Auszug gewesen; er habe sie aufnehmen wollen, und da hätten sie ihn durchgehauen und fortgejagt. Und sich die Hände reibend rief er: „Bei Gott! Du kannscht es glaubbe. Die wüschte, fanatische Kerle! Und mei Apparat ischt kurz und klei geschmisse!“ Er erhielt vom Vizekönig ein Schmerzensgeld von 25 000 Francs.

Nach der Rückkehr war mein Freund wie umgewandelt. Er nahm abergläubisch, wie alle Südländer sind, das erlittene Unwetter als böse Vorbedeutung, und von dem Tage an bereute er den Ankauf der Abadieh. Doch half es nichts. Unser Verwalter mußte mit Geld versehen und zur Anschaffung von vorläufig zwei Paar Büffeln nach Schoka entsendet werden. Auch wurden drei Esel, Ackergeräth und Saatgut von ihm angekauft. Aber kaum waren vierzehn Tage vergangen, so erschien er mit der Hiobspost, Schech Ibrahim sei mit andern Fellachen gekommen, habe unser Gespann, mit dem er gepflügt, mit Schlägen fortgetrieben und habe selbst mit seinen Stieren an dieser Stelle zu pflügen begonnen, indem er ihm zugerufen, das Land gehöre uns nicht, und wir hätten kein Recht, darauf zu pflügen.

Ich verfaßte einen Protest, der vom Verwalter unterschrieben wurde. Doch — zu unserer Schande sei es gesagt — nicht um dem Vizekönig einen Prozeß zu machen, wir hatten Beide kein Talent dazu, sondern um den Thatbestand dem italienischen Generalkonsul mitzutheilen, damit er uns, wie es seine Pflicht war, das unbestrittene Recht auf das uns verkaufte Terrain verschaffe. Er versprach das Beste, aber es blieb beim Alten, zumal der Dragoman zu einer Mission nach Damanhur oder Schoka nicht wieder zu haben war. Wir mußten uns an andere Götter wenden, mein Freund an den englischen, ich an meinen deutschen Generalkonsul. Dieser empfahl mir einen Umweg, der vielleicht schneller zum Ziele führen werde. Er wies mich an Ali-Bey, den damaligen Polizeipräfekten von Alexandrien, der uns einen Brief für seinen Freund den Mudir, d. h. den General-Gouverneur von Damanhur und zugleich einen guten Rath mitgab. Wir sollten selbst hingehen, ihm fünf Pfund mit der Erklärung übergeben, daß wir unsere Steuern bezahlen wollten, und eine Steeru-

quittung von ihm verlangen. Gelänge es, eine solche zu erhalten, dann könnten wir ganz ruhig sein, denn solch' eine Steuerquittung sei für alle Zeiten ein giltiges Dokument, und dann könne uns unser Eigenthum von Niemand angefochten werden.

Wir fuhren zum Mudir der Provinz Behera nach Damanhur. Er las den Brief, ließ uns neben sich niedersitzen und uns Tschibuke reichen. Es war ein schöner, stattlicher Raum mit großen, weithin geöffneten Thüren. An den Wänden liefen rings breite, teppichbelegte Polster; auch der Fußboden war mit einem Teppich bedeckt. Viele Bittsteller standen vor dem Mudir entweder barfuß oder in weißen Strümpfen. Die Schuhe blieben vor der Thür des Divans, d. h. des Empfangszimmers, abgelegt. Von zehn Uhr Morgens bis drei Uhr Nachmittags war hier täglich Empfang für Jedermann ohne Ausnahme. Die Schreiber gingen ein und aus und legten die nöthigen Schriftstücke, die Verwaltung der Provinz betreffend, vor. Der Mudir unterzeichnete, indem er sein geschwärztes Siegel daraufpreßte. Alle Klagesachen, alle Bittgesuche wurden hier offen verhandelt und entschieden. Geldbußen oder eine Anzahl Peitschenhiebe wurden hier als Strafen verhängt und auf der Stelle vollzogen. Eine solche Exekution ist schrecklich anzusehen.

Die Hiebe werden dem Delinquenten, der in den Stock geschnallt am Boden liegt, von einem Kawassen mit einer Peitsche von Rhinozeroshaut auf die Fußsohlen aufgezählt. Nach dem dritten Schlage beginnt das entsetzliche Heulen und Schreien; bei jedem neuen Hiebe wird ein neuer Heiliger angerufen. Zuletzt artet das Brüllen in ein wüthendes Flehen um Gnade aus, das einem Fluche verzweifelt ähnlich klingt und Straßen weit zu hören ist. Nach dem zehnten, zwanzigsten oder dreißigsten Schlage — dem Fortschritt der Neuzeit gemäß ist hier

das Dezimalsystem eingeführt — werden die Fußknöchel vom Stocke losgeschnallt und der Armesünder schwankt, wie ein Trunkener oder wie ein Kind, das die ersten Gehversuche macht, auf zerfetzten Sohlen zur Thür hinaus. Weder mir noch einem andern Anwesenden ist es je gelungen, durch Fürbitte den Mudir oder den Säbat, d. h. Polizeipräfekten — alle diese hohen Beamten sind Türken — milder zu stimmen. Mit überlegenem Schmunzeln ob unserer unmännlichen Schwäche wurde die Rechnung erst voll gemacht und dann erklärt, daß es gar nicht so schlimm und daß Jedermann hierzulande es gewöhnt sei.

Manchmal kam es mir vor, als wäre nicht Grausamkeit, sondern ein falschverstandenes Pflichtgefühl die Ursache dieser Härte. Denn eben dieselben Barbaren waren zum Schutz der Frauen und Kinder stets bereit und zeigten ein weiches Herz, und ihre Fürsorge für die Thiere war oft rührend anzusehen. So geschah es einmal — es wird, ich weiß nicht mehr welchem Mudir nachgesagt — daß ein hochbeladenes Kameel, vom Führer sich selbst überlassen, den Weg verfehlte und plötzlich in den hohen Divan, der zur ebenen Erde sich befand, zum Schrecken aller Anwesenden den langen Hals zur Thür hereinsteckte. Offenbar war das arme Thier in unmenschlicher Weise beladen. Ein Gesetz verbietet, mehr als sieben Kantar, nach unserem Gewicht gegen sechs Zentner, aufzulegen. Sofort ließ der Mudir durch seine Leute das Thier zum Knieen niederzwingen, abladen und das Gewicht feststellen. Die Last wog fast zehn Kantar. Der herzlose Führer, der sich unterdessen eingefunden, wurde neben seinem Kameel niedergelegt und erhielt zehn Peitschenhiebe. Dann entließ ihn der Mudir mit den Worten: „Aber jetzt nimm Dich in Acht! Wenn Dich das Kameel noch einmal bei mir verklagt, dann kommst Du nicht mehr so leichten Kaufs davon!“

Als wir unsere Beschwerde gegen den gewaltthätigen Schech-

el-beled vorbrachten, sagte uns der Mudir, der Schech-el-beled habe auf seinen Befehl gehandelt, denn der italienische Generalkonsul habe kein Recht, mohammedanische Erde meistbietend zu verkaufen, noch weniger für Egypten giltige Besitzurkunden auszustellen. Nur ein Hodjet, d. h. ein vom Mehkemeh, dem höchsten geistlichen Gerichtshof, ausgestelltes Dokument, verleihe Eigenthumsrechte. So lange wir ein Hodjet nicht hätten, dürften wir auch von den Behörden keinen Schutz und keine Anerkennung als Eigenthümer beanspruchen. Erste Bedingung, um ein Hodjet zu erlangen, sei eine schriftliche, bindende Erklärung, daß man sich dem Gesetz und der Gerichtsbarkeit des Landes unterwerfen und auf den Schutz des eigenen Konsulates verzichten wolle. „Bringt mir ein Hodjet, und ich will Euch gern zu Diensten sein!"

Als wir mit den fünf Pfund für Steuern herausrückten, da lächelte er und sagte: „Da erkenne ich meinen Freund, den Schlaukopf Ali Bey; aber obwohl wir sehr arm sind und mein Herr das Geld sehr nöthig braucht, so darf ich es doch nicht annehmen."

Darauf sagten wir: „Was soll daraus entstehen? Wir haben nun einmal das Land gekauft und auch bezahlt und wollen und müssen es bearbeiten. Vergiß nicht, daß der Eine von uns ein Engländer, der Andere ein Deutscher ist, und wenn der Schech-el-beled uns noch einmal auf unserem Grund und Boden in die Quere kommt, dann wisse, daß wir uns mit den Waffen in der Hand vertheidigen werden, und wenn uns nur ein Haar gekrümmt wird, dann wehe Dir und Deinem Herrn, denn die Königin Victoria und Kaiser Wilhelm sind viel mächtiger als Du und Dein Herr und werden für uns strenge Rechenschaft von Euch fordern." Er sagte: „Gott ist groß! Ziehet hin in Frieden! Der Schech-el-beled soll Euch nichts zu Leide thun," und wir empfahlen uns.

Er stand auf und gab uns mit ein Paar Schritten das Geleit. Diese Höflichkeit, die er gewöhnlich nur den Paschas und hochgestellten Personen erwies, hatten wir der Königin Victoria und dem Kaiser Wilhelm zu verdanken.

Wir kehrten etwas enttäuscht nach Alexandrien zurück, denn unsere Eigenthumsrechte hingen nach wie vor in der Luft und wir hatten nichts Positives, nichts Schriftliches erlangt. Mein Freund wurde immer unzufriedener mit dem Besitz, der nur Aerger und Kosten verursache, und theilte mir mit, daß er einen Eingeborenen gefunden, der ihm seinen Antheil und, wenn ich wolle, auch meinen für den Erwerbspreis abzunehmen bereit sei; oder, falls ich es vorziehe, wolle er mir seine Hälfte überlassen. Das Geld könne ich ihm bezahlen, wann ich wolle. Ja, er stelle sich mir auch sonst in freundschaftlicher Weise zur Verfügung. Ich bat um Bedenkzeit, bis ich noch einmal in Schoka gewesen und Alles genau überlegt hätte.

Als ich am nächsten Sonntag nach Schoka kam, hatten sich die Wasser etwas verlaufen. Die trockenste Stelle war vom Verwalter selbst gepflügt worden; aber er war allein an der Arbeit, und die war von geringem Nutzen.

Er verstand es nicht, sich mit den Dorfbewohnern zu stellen. Er verachtete sie, wollte Alles besser wissen, war rechthaberisch und zänkisch, bestellte unnützer Weise europäisches Ackergeräth, das später unberührt liegen blieb, und verfehlte gründlich seine Bestimmung. Anstatt die Bewirthschaftung der Abadieh zu leiten und Arbeiter heranzuziehen, arbeitete er selbst und leistete höchstens, was ein guter Tagelöhner viel billiger auch geschafft hätte. Er war sich dieses Fehlers bewußt, schob ihn aber auf Rechnung seiner falschen Stellung gegenüber den Ortsbehörden. Unbrauchbare Leute lieben solche Ausflüchte, hinter denen sie sich gegen alle möglichen Angriffe gedeckt fühlen. Ich sah den Schech-el-beled auf dem

benachbarten Grundstücke arbeiten. Ich ging hin und lud ihn ein, zu mir zu kommen, da ich für ihn Tabak aus Alexandrien mitgebracht habe. Das Wort „duchân“ „Tabak“ übt eine unwiderstehliche Macht auf jedes Fellachenherz. Zwar etwas unsicher und scheu, mit ein paar phosphoreszirenden Augen, in denen sein schlechtes Gewissen zu lesen war — aber er folgte mir doch.

Vor der Thür unseres Gebäudes war im Schatten ein sauberes Plätzchen, wo eine Strohmatte ausgebreitet lag. Dort setzten wir uns nieder und ich reichte ihm eine Düte mit Tabak, den er sofort mit Kennermienen musterte. Nachdem er sich eine Zigarrette gedreht und mit Wohlgefallen angeraucht hatte und an den Vorbereitungen merkte, daß der Verwalter Kaffee koche, thaute er auf und wurde zutraulich. Ich fragte ihn, wie ihm unsere Büffel gefielen. Er meinte, das seien gar keine Thiere für solchen Boden. „Hier mußt Du Stiere, mindestens zwei Gespanne haben.“ — „„Ich verstehe mich nicht auf den Ankauf von Stieren. Willst Du es für mich besorgen?““ — „Nein, hier würdest Du schlecht und theuer kaufen, aber ich will Dir einen „kalláf“ d. h. einen Thierpfleger geben, der Dir auf dem Markte zu Tanta Prachtthiere aussuchen soll.“ — „„Wieviel wird das kosten?““ — „Du giebst ihm zwanzig Pfund pro Stück mit, und nach acht Tagen ist er mit den Thieren wieder hier.“ — „„Das macht zusammen achtzig Pfund. Das ist viel Geld. Wer ist denn Dein Kallaf?““ — „Er heißt Mohammed. Niemand versteht es wie er, das Vieh zu füttern. Du kannst jeden Tag zweimal pflügen, und doch bleiben Deine Thiere rund und fett.“ — „„Kann man ihm soviel Geld anvertrauen?““ — „Soviel und noch viel mehr. Er läßt sich die Zunge ausreißen, ehe er einen Para zuviel von Deinem Gelde ausgiebt.“— Daß er fortbleiben oder das anvertraute Geld unterschlagen

könnte, dieser ungeheuerliche Gedanke, der uns so geläufig ist, war ihm nicht in den Sinn gekommen, er lag außerhalb der Sehweite dieser Naturmenschen. Ich fuhr fort:

„Wenn ich nun achtzig Pfund ausgegeben und die Stiere hier sind und ich die Arbeit beginne, dann kommst Du eines Tages und treibst sie mit Schlägen von meinem Felde?““ — „Niemals! Rabinah*) ist mein Zeuge, niemals!“ — „„Warum hast Du dann meine Büffel weggetrieben?““ — „Weil mit Büffeln hier nichts auszurichten ist. Heißt denn das arbeiten, was Dein Nasar hier treibt? Er schafft nichts und hindert uns, den Acker rechtzeitig zu bestellen. Wenn ich sehe, daß hier wirklich gearbeitet wird und daß es keine „maskára“ d. h. Gespött ist, dann wird Dich Niemand hier stören, wenn auch der Mudir sagt, daß Du eigentlich kein Recht hast, auf diesem Acker zu pflügen.“ — „„Und hast Du denn eigentlich ein Recht, auf diesem Acker zu pflügen?““ — „Ob ich ein Recht habe, auf diesem Acker zu pflügen? Urtheile selbst.“

„Vor Jahren war hier Alles, was Dein Auge sieht, ein einziger Sumpf voll Schilf und Röhricht und wimmelte von Schlangen und Wildschweinen. Damals zog mein Vater her mit seinen Brüdern; sie haben das Salzwasser abgeleitet und haben mit Hacke und Gassabijeh viele Jahre gearbeitet, bis es ein Acker wurde. Hier waren Löcher voll weißen Salzes so tief und breit, daß das Gespann bei der Arbeit darin verschwand. Viel Schweiß und viele Jahre sind verronnen, bis die Gassabijeh diese Löcher ausgefüllt und geebnet hat. Und als sie so weit waren, da wollte immer noch nichts wachsen, weil zu viel Salz im Boden war, und wiederum mußte viele Jahre lang der Nil hinaufgeleitet werden, bis der Acker

*) Der Herrgott.

süß war, und als er endlich süß war, starb mein Vater. Er hat mich als Buben hier pflügen und pflanzen gelehrt und ich habe hier gepflügt und gepflanzt, bis mein Bart weiß geworden, und Du fragst, ob ich hier zu pflügen ein Recht habe? — Und weil der Weizen hier so schön und der Reis noch schöner gedieh, so hatte eines Tages Saïd-Pascha beim Vorüberreiten ein Auge darauf geworfen, und wenige Tage nachher kam der Mudir mit einem Franzosen und sagte, daß Saïd-Pascha diesem Franzosen, der sein Koch gewesen und ihn so gut herausgefüttert hatte, achthundert Feddan auf dem Grund von Schoka geschenkt habe und befahl, sie ihm zuzumessen, und ich habe sie ihm selbst zugemessen. Aber dem Franzosen gefiel es hier nicht, denn er mußte hier zuviel schwitzen und keuchen."

„Wir sahen den Franzosen nur wieder, wenn es ihm gelang, ein Stück nach dem andern von diesem Acker weiterzuverkaufen. Jedes Mal gab's dann ein großes Schmausen aus den Körben, die er eigens mitbrachte; denn unser Essen schmeckte ihm nicht, es war ihm nicht fein genug. Ich aber und meine Söhne, wir fuhren fort hier zu pflügen, denn er hatte weder Pflug noch Vieh. Zuletzt verkaufte er dieses Stück, Deine hundertunddreißig Feddan, an den Italiener Nazio. Ja, das war ein anderer Mann, stark und arbeitsam Tag und Nacht, und mild und liebreich gegen Arme wie ein echter Muslim, hat auch der Erde wohlgethan mit Pflug und Egge, bis sein Konsul kam und ihn in Ketten fortführte. Manches Fellachenherz in Schoka hat geweint, als man ihn fortführte. Allah sei ihm gnädig! Dann kamen zwei Jahre und es war Niemand da. Endlich bist Du gekommen. Aber auch Du lebst in Alexandrien wie der Franzose, lebst dort in Freuden, willst rund und dick werden wie er und denkst nicht daran, Deinen Acker selbst zu bestellen. Und was Dein Nasar be-

stellt, ist so gut wie nichts. Und wir sollen Deinen Acker nicht anrühren? alle Tage vorübergehen und sehen, wie er brach liegt und verdirbt, wie das stehende Wasser Furchen hineinfrißt, vorübergehen und nicht anrühren? damit all unsere Arbeit und die Arbeit unserer Väter, die ihn in Stand gesetzt, verloren sei? Ist das Deine Meinung? Oder willst Du lieber kommen und selbst arbeiten? Wohlan, dann komm, und ich will Dir zeigen, wie ein Fellach arbeiten muß. Ja, komm nur! Du sollst ein echter Fellach werden und sollst es nicht bereuen."

Ich kam und ward ein echter Fellach und sollte es nicht bereuen.

Nachdem ich meines Freundes Antheil übernommen, wurde der Schulmeister an den Nagel gehängt. Ich zog an Stelle des Verwalters nach Schoka und begann hier zu wirthschaften. Und Arbeit gab's in Hülle und Fülle. Sehr zu Statten kam es mir, daß auf der Abadieh schon zehn Feddan mit Bersim und fast ebensoviel mit Gerste bestellt waren. Schech Ibrahim nannte mir die Fellachen, die diese Anpflanzungen gemacht hatten. Ich versicherte ihnen, daß sie dieselben ruhig weiterbesorgen und nach Landesbrauch die Hälfte des Ertrages für sich nehmen könnten. Diesen Vertrag nennt man „nuss-u-nuss", d. h. halb und halb, und er ist für den Eigenthümer sehr vortheilhaft.

Nach dem Vertrage Nuß-u-nuß hat der betreffende Fellach auf seine Kosten den betreffenden Acker zu bestellen und zu besäen, hat für rechtzeitige Bewässerung zu sorgen, ihn vom Unkraut zu reinigen, die reife Frucht zu schneiden, oder, wie es gewöhnlich geschieht, mit der Hand auszuraufen, wodurch der Acker, vom Wurzelwerk befreit, reiner zurückbleibt, dann die grüne Frucht, gewöhnlich mit Kameelen, auf die Tenne vor mein Haus zu schaffen und hier auszudreschen, das Korn und

Stroh in gleiche Hälften zu theilen und diejenige Hälfte, welche ich ihm bezeichne, zu nehmen.

Die Art des Dreschens ist eigenthümlich. Die grüne Frucht wird auf einen großen runden Haufen aufgeschichtet. Ein schlittenartiges Gefährt, das unter den zwei Spurhölzern mit scharfen, nach unten spitz hervorragenden Eisenstücken beschlagen ist, wird mit einem Kameel oder Büffel bespannt und, nachdem sich alle nackten Kinder der Nachbarschaft als Ballast hineingesetzt, wird der Schlitten in immer engeren Kreisen um den Haufen herumgefahren. Durch die scharfen Eisenstücke wird das Stroh zu Häcksel zerschnitten und die Aehren werden entkernt. Hierauf wird die zusammengefegte Frucht gegen den Wind geworfen und so das Korn von der Spreu gesondert. Dabei muß die Höhe des Wurfes der Kraft des Luftzuges angepaßt werden, denn der Wind darf die Körner nicht zu sehr zerstreuen, auch die Spreu nicht zu weit verwehen, sondern beide Theile müssen auf denselben, etwa zwei Meter von einander entfernten Punkt zurückfallen. Hierin war nun Hadr wiederum Meister.

Während die Buben und Mädchen im Schlitten jubiliren, sind auch diejenigen, die an dem Nuß-u-nuß-Vertrage theilnehmen — es sind ihrer gewöhnlich mehrere — mit Säcken zur Stelle, um ihre Hälfte einzuheimsen. Das ist wohl der schönste Moment im dornenvollen Leben des Fellachen. Aber auch diese seine einzige Freude hat ihren Schatten. Denn der Schech-el-beled ist auch dabei und merkt genau, wieviel ein Jeder fortträgt: er wird die Steuerrückstände sehr bald geltend machen, obgleich von Rückständen nicht die Rede sein kann, wo die Steuer jahrelang im Voraus, zuletzt gar ein Vorschuß von sechs Erntejahren, entrichtet werden mußte. Und wenn diese Eintreibung oft in unmenschlicher Weise vor sich geht, wer kann sich da des Mitleids mit dem traurigen

Loos des Fellachen erwehren? Die Fellachen aber, die auf meiner Abadieh arbeiteten, waren steuerfrei, da es dem Schech-el-beled aus dem früher angeführten Grunde streng verboten war, für mein Grundstück Steuerquittungen zu ertheilen. Daher auch der Andrang der Fellachen, um bei mir nuß-u-nuß zu arbeiten.

So kam es, daß ich, im Falle des Bedarfs, immer eine große Auswahl von Arbeitern zur Verfügung hatte. Den tüchtigsten unter diesen und solchen, die mir auch sonst gefielen, überließ ich einige Feddan Landes nicht weit von meinem Gebäude, damit sie sich mit ihrem Harem, so heißt die Familie, und wenn auch gewöhnlich nur eine Frau da ist, daselbst anbauen könnten. Ich lieferte die Ziegel, ungefähr vierzigtausend — sie waren aus einem Gemenge von Nilschlamm und Häcksel durch hölzerne Formen sehr regelmäßig hergestellt und ziemlich widerstandsfähig — und auch das nöthige Holz für Fenster und Thüren. Mit diesem Baumaterial, das ungefähr hundertundsechszig Mark kostete, wurden von den Betreffenden acht würfelförmige Häuschen erbaut, und bald hatte ich eine kleine Kolonie sehr brauchbarer Fellachen mit Weib und Kind auf meinem Grund und Boden angesiedelt.

Auch die Frauen und Kinder meldeten sich oft zur Arbeit. Den geschickteren unter den Fellachinnen wurden die Hühner zur Aufzucht anvertraut. Für hundert Stück in Kairo künstlich ausgebrüteter Hühner zahlte ich vier Mark, und diese Küchlein übergab ich einer derselben, unter der Bedingung, daß sie sie hüten, pflegen und füttern und mir davon nach Verlauf von vier Monaten fünfzig erwachsene Hühner zurückgeben sollte. Besonders müssen die Küchlein Nachts gut verschlossen werden, da die Schlangen nach diesen Leckerbissen sehr gierig sind. Was im Laufe der vier Monate umkam, das ging der Fellachin, nicht mir verloren.

Auch die Mädchen haben ihre Spezialität, die Verfertigung der „Gillen.“ Sie kneten den Mist in Kugelform und schleudern ihn mit großer Kraft in regelmäßigen Reihen an die Außenmauer ihres Hauses, sodaß abgeplattete, kreisrunde, festklebende Kuchen entstehen, die nach und nach eintrocknen und erhärten. Das geschieht nicht sowohl zur Dekoration des Hauses, als zur Gewinnung des nöthigen Brennmaterials, das in Ermangelung von Holz und Reisig in Unter-Egypten sehr rar ist. Mit diesen Gillen, die auf den Dorfmärkten ein gesuchter Handelsartikel sind, wird gekocht und Brot gebacken.

Es war der Monat Februar herangekommen, und nun galt es, den Boden für die Hauptproduktion des Jahres, die Baumwolle, sorgfältig zu bestellen. Hierzu bedarf es sehr kräftigen Arbeitsviehes, und ich hatte den mir von Schech Ibrahim empfohlenen Kallaf Mohammed zum Markt nach Tanta geschickt, um zwei Paar Stiere anzuschaffen. Ich hatte ihm, wie der Schech gerathen, achtzig Pfund eingehändigt, den muthmaßlichen Preis für zwei Gespanne. Ich muß gestehen, daß es mir unbehaglich war, ihm so viele Goldstücke anzuvertrauen, da ich nichts von ihm wußte, als daß er Mohammed hieß, deren es hunderttausende in Egypten giebt, und daß er ein armer Teufel war. Nach acht Tagen erschien er wieder mit zwei prächtigen Gespannen junger vierjähriger Stiere und hatte unterwegs für sich und das Vieh sehr wenig verbraucht; er war offenbar bestrebt gewesen, möglichst sparsam zu wirthschaften.

Die Stiere hatten glattes, großgeflecktes, braunweißes Fell, einen herrlich geraden Rücken, einen kurzen, sehr breiten Hals mit kurzgehörntem kleinem Kopfe und Augen, die Feuer sprühten. Das waren mächtige Thiere, in deren Nähe ich mich nicht herangetraute. Sie stießen mit den Hörnern nach

mir, wie die Fellachen meinten, wegen meines ungewohnten Kleides, während sie ihnen gegenüber sehr fromm und so zahm waren, daß sie sich von dem neunjährigen Jungen des Kallafs führen und in's Joch spannen ließen und seiner Stimme gehorchend, wie Lämmer, unter dem Pfluge gingen. Und wie vortrefflich förderten sie die Arbeit der Gassabijeh!

Die Gassabijeh ist eine Art flachen Schlittens, der mit der vordersten, den Thieren zugewendeten eisernen Breitseite auf dem Boden aufliegt und schleift und, wenn der Schlitten belastet und in Bewegung ist, in den Boden hineinschneidet und die aufgehobene Erde aufnimmt und weiterschafft. Wenn die Stiere vor die Gassabijeh gespannt waren, und es führte sie Salem Abdelrasak, und die eiserne Schneide der Gassabijeh in den Boden einschnitt, dann hatte der Beduine — eine mächtige Gestalt, er war das Haupt eines in der Nachbarschaft ansässigen Beduinenstammes — Mühe, sich auf dem über die steinharten Erdschollen rasselnden Schlitten aufrecht zu erhalten. Es hatte etwas Homerisches, die Kraft des Mannes und die Kraft der Stiere vereint auf's Höchste angespannt zu sehen, um den widerspenstigen Acker zu besiegen.

Es handelte sich nämlich darum, mit der Gassabijeh den Boden zu nivelliren, also von der Höhe das Allzuviel der Erde in die vom Wasser ausgewaschenen Furchen zu bringen und so eine völlig horizontale und ebene Fläche herzustellen. Dies ist in Egypten unbedingte Voraussetzung einer guten Kultur und eines nur einigermaßen befriedigenden Resultates. Auf unebenem Boden, wie bei uns, zu pflanzen, ist dort ganz unmöglich, da nur im Januar etwas Regen fällt und da während der übrigen elf Monate die Aecker auf die natürliche oder künstliche Ueberschwemmung durch Nilwasser angewiesen sind. Ist der Boden nicht ganz genau horizontal, so erhalten die Pflanzen auf der Höhe zu wenig, die im Thal zu viel Wasser,

und die ersteren verdorren, während die letzteren verfaulen. Nur auf gut nivellirtem Boden erhält jede Pflanze das angemessene Wasserquantum. Daher ist die Arbeit mit der Gassabijeh eine so wichtige und, je nachdem die Abweichung von der horizontalen Fläche bedeutend ist, eine sehr langwierige, Menschen und Thiere erschöpfende. Gewöhnlich handelt es sich darum, einen oder zwei Fuß Unebenheit auszugleichen, manchmal aber auch mehr, besonders da, wo die Wasser lange allein gewirthschaftet und den Acker verwüstet haben. Dazu kommt, daß die frisch nivellirte Stelle im ersten Jahre sehr wenig trägt, da die oberste, lufterfüllte und süße Erdschicht abgekratzt und ins Thal versenkt wurde. Dadurch geräth die salzreiche untere Schicht nach oben, die erst durch häufige Ueberfluthung mit Nilwasser, durch Anpflanzung von Bersim und Reis nach und nach versüßt werden kann.

Für die Baumwolle wird das ältere Kulturland bestimmt, das eine Weile brach gelegen oder wo eben die Gerste abgeerntet worden ist, oder noch besser, wo der Bersim gestanden hat und nach dem letzten Schnitt von dem Vieh abgeweidet worden ist. Auf dem sehr kompakten Boden von Schoka war ein dreimaliges Ackern des Baumwollterrains mit dem egyptischen Pfluge geboten.

Der egyptische Pflug ist noch ganz dasselbe primitive Instrument, wie es vor Jahrtausenden bei den alten Egyptern war und wie es an den Wänden der Todtenkammern sich vielfach abgebildet findet. Alle Versuche, dem Fellachen einen rationellen Pflug zu geben, der, auf Rädern laufend, ihm die Arbeit erleichtere und den Boden tiefer aufreiße und die Scholle besser umwende, sind total gescheitert, und die schönsten englischen, provençalischen Pflüge verrosten im Nilschlamm neben den andern ausländischen, landwirthschaftlichen Maschinen, neben den Dampfpflügen, Dreschmaschinen, Lokomobilen, die,

wenn man den sehr theuren Transport hinzurechnet, ein Heidengeld gekostet haben. Der Fellach will kein anderes Instrument als das herkömmliche. Er ist selbst ein Maschinentheil in dem Getriebe seiner Landwirthschaft; und es läßt sich nicht willkürlich ein einzelner Bestandtheil ausschalten und durch einen anderen ersetzen, ohne das Getriebe von Grund aus zu ändern. — Die Konstruktion des egyptischen Pfluges ist folgende:

Am langen Pflugbaum ist vorn das hölzerne Joch und hinten die mit einem verjüngt sich zuspitzenden handbreiten Eisen beschlagene Pflugschar so befestigt, daß der dadurch entstehende Winkel, der sich nach vorn öffnet, durch einen verschiebbaren, flachen eisernen Bogen mit Löchern beliebig steil oder spitz gesteckt werden kann. Dazu kommt ein aufrechter Ansatz hinten, der die Steuerung bezweckt und vom Fellachen fortdauernd in der Hand gehalten wird, sodaß er den Pflug bei der Arbeit nicht nur steuern, sondern auch tragen muß. Sobald er ihn losläßt, fällt derselbe zu Boden. An jeder Wendung muß der Pflug herausgehoben und in die neue Ackerfurche hinübergetragen werden. Diese schwere Arbeit wird dadurch gemildert, daß die Pflugschar höchstens vier bis fünf Zoll tief den Boden aufreißt. Dafür muß der Fellach aber oft kreuzweise pflügen und, wie wir eben gesehen haben, für die Baumwolle sogar dreimal. Nachdem er dann das Feld mit der Egge von allem Unkraut und Wurzelwerk gereinigt hat, stellt er die Pflugschar etwas steiler ein und pflügt über das ganze Feld von Meter zu Meter gleichlaufende tiefere Furchen, die einzeln noch mit der Hacke durch Zerkleinern der etwa vorhandenen größeren Erdschollen, sauber herausgearbeitet werden.

Ein solches für die Baumwollpflanzung bestelltes Feld hat eine feine Ackerkrume von sehr schönem Aussehen. Ich hatte auf diese Weise gegen zwanzig Feddan vorbereiten lassen. Jetzt

kam es darauf an, die geeigneten Leute zum Säen auszuwählen. Da sich Alle stürmisch anboten, wegen des erhöhten Tagelohns, der in diesem Falle einen Frank für den Mann und einen halben Frank für ein Mädchen oder einen Burschen beträgt, während der gewöhnliche Tagelohn nur halb so hoch war, wohlverstanden ohne Beköstigung — ich sage, da sich Alle anboten, so umging ich die Wahl, indem ich Hadr, den tüchtigsten und geachtetsten der Fellachen in Schoka, und den gefürchteten Beduinen Salem Abdelrasak beauftragte, sich ihre Leute selbst auszuwählen und am nächsten Morgen bei Tagesanbruch ein jeder mit sechs Mann, sechs Mädchen und sechs Burschen anzutreten, damit beide Parteien die Arbeit auf je sechs Ackerfurchen zugleich anfassen könnten. Die Führer, von Ehrgeiz und von einem auf Rassenunterschied begründeten Neid beherrscht, wählten sich die besten, kräftigsten und flinksten Stammesgenossen aus. Sie waren in Aufregung, wie vor einem Wettrennen, denn sie wußten, daß die gleichzeitige Arbeit die Leistungsfähigkeit jeder Partei in's klarste Licht stellen werde. Auch hatte ich dem Führer derjenigen Partei, welche die beste und schnellste Arbeit liefern werde, eine „abaja", d. h. ein weißes wollenes Gewand, zum Geschenk versprochen.

Einen Tag vor der Aussaat wurde der Baumwollsame in's Wasser gelegt und aufgeweicht. Ich hatte mir zwei „ardeb"*) von der Abadieh des Tussum-Pascha, dessen Baumwolle berühmt war, verschafft. Derselbe hatte vor einigen Jahren echten Sea-Island-Samen aus Nordamerika bezogen. Diese hochgeschätzte Baumwollsorte, die von den westindischen Inseln stammt und in den Südstaaten der Union vielfach gebaut wird, erzielt auf dem Markt von Liverpool den höchsten Preis.

*) Von je 2,71 hl.

Gleich nach Sonnenaufgang waren sie Alle an dem ihnen angewiesenen Posten. Nachdem die Ackerfurchen des Feldes abgezählt waren, stellten sie sich in der Diagonale schräg gegenüber auf, sodaß jede Partei ihre sechs Ackerfurchen vor sich hatte und die Fortschritte der Gegenpartei genau im Auge behalten konnte. Inmitten des Feldes waren große Gefäße mit Wasser aufgestellt und der Baumwollsamen, der zur Verwendung kommen sollte, in Körben herbeigeschafft.

Salem Abdelrasak stellte seine sechs Beduinen auf dem rechten Flügel des Ackerfeldes, das ein regelmäßiges Viereck bildete, an der Mündung von sechs Ackerfurchen auf. In der Hand hatte jeder von ihnen einen geraden, 1,25 Meter langen Stecken. Dahinter stand der dazugehörige Bursche mit dem Korb voll Baumwollsamen in der Linken und hinter dem Burschen ein Mädchen mit einem großen wassergefüllten Thonkrug in der Linken und mit einem flachen Holzstäbchen in der Rechten. Auf dem schräg gegenüberliegenden Flügel desselben Feldes, ganz genau in derselben Ordnung und mit denselben Waffen versehen, stellten sich die Fellachen in sechs Rotten drei Mann tief auf. Vor jeder Partei stand der Führer, der ihre Arbeit überwachte und sie anfeuerte. Auf ein gegebenes Zeichen ertönte ein lauter Schlachtruf: „Allah kerim!“ Gott ist groß! Und nun begannen sie mit einem Feuereifer zu arbeiten, der nur durch lauten Siegesjubel unterbrochen wurde, sobald eine Partei die vor ihr liegenden sechs Ackerfurchen einige Augenblicke früher absolvirt hatte, als die andere. Die Arbeit selbst ging aber in folgender Weise vor sich:

Der Vordermann legte seinen Stecken flach in die Furche, wodurch 1,25 Meter abgesteckt wurden, und grub mit der Spitze desselben auf der Abdachung der Ackerfurche in halber Höhe ein Loch von zehn Centimeter, in welches der nachfolgende

Bursche drei Finger voll Baumwollsamen, etwa 4 bis 5 Körner, mit der rechten Hand hineinlegte, worauf das nachfolgende Mädchen Wasser aus dem Kruge hineingoß und das Loch mit dem Holzstäbchen zuscharrte. In dieser Weise ging die Aussaat weiter und mit großer Regelmäßigkeit sehr schnell vorwärts, nur daß der Vordermann der zweiten, vierten und sechsten Rotte das erste Loch auf der halben Höhe des Steckens, der zu diesem Zwecke in der Mitte eingekerbt war, machte, während der dritte und fünfte Vordermann genau mit dem ersten auf gleicher Höhe arbeitete, wodurch die Stellung der Pflanzen in regelmäßiger Weise abwechselnd nach allen Richtungen 1,25 Meter von einander entfernt war.

Beide Parteien hielten sich im Allgemeinen gleich gut, doch war die Ausdauer der Fellachen ungleich größer und ihre Arbeit besser. Die zeltbewohnenden Beduinen sind Dilettanten des Ackerbaues, während die Fellachen im Schlamme des Ackers ihr Leben verbringen. Es ist ein gar schweres, mühevolles Loos, das des Fellachen! Die Arbeit mit Pflug und Gassabijeh in der Sonnengluth ist aufreibend, aber die Nachtarbeit im Schlamme ist noch schlimmer. Sobald der Nil zu sinken beginnt und das Wasser in den entfernten Kanälen spärlicher fließt, gilt es, diese Kanäle zu stauen und das Wasser alle zehn bis zwölf Tage auf den völlig ausgedörrten Acker hinaufzubringen. Von Schleusen ist nirgends eine Spur. Zehn bis zwanzig Fellachen werfen, sobald stromabwärts ihre Nachbarn im Schlafe liegen, ihr einziges Kleid, das blaue Hemd, ab und steigen in den Nachts sehr kühl strömenden Kanal, heben aus dem Grunde desselben mit bloßen Händen einen Erdkloß nach dem andern empor und werfen ihn auf eine und dieselbe, gewöhnlich die engste Stelle zusammen, bis der improvisirte Damm allmählich herauswächst und nach stundenlanger mühseligster Arbeit so hoch ist, daß das fernere Abfließen des Wassers unmöglich

wird; dadurch staut es sich und wird durch ein System von Rinnen auf die überschwemmungsbedürftigen Aecker geleitet. Zu diesem Zwecke ist jedes einzelne Feld mit einer Einfassung aus aufgeworfenem Schlamme versehen, die, geglättet und an der Sonne getrocknet, ziemlich widerstandsfähig wird.

Ist der Damm im Kanal aufgeworfen, dann gilt es, ihn zu bewachen und gegen Beschädigung zu vertheidigen. Deswegen bleiben zehn bis zwanzig Mann die ganze Nacht beisammen. Die Nachbarn stromabwärts, welche, anstatt zu schlafen, vielleicht dieselbe Absicht hatten, da ja auch ihre Aecker von derselben Sonne ausgedörrt werden, erwählen einen oder zwei beherzte Männer, die den Kanal stromaufwärts absuchen müssen, bis sie das Hinderniß entdecken. In diesem Falle brauchen sie dem hinfälligen Bauwerke nur einen Fußtritt zu geben, dann stürzt es zusammen und die gestaute Wassermasse schießt mit doppelter Geschwindigkeit zu Thale.

Nun sollte man glauben, daß die Schaar der Vertheidiger solche Möglichkeit ausschließt. Dem ist aber nicht so. Die egyptische Nacht hat etwas die Phantasie des Fellachen ungemein Aufregendes. Sie ist für ihn voller Schrecken. Er bevölkert sie mit allerhand Geistern und Gespenstern. Eine Nachts sich nahende Gestalt erscheint in einiger Entfernung riesengroß — vielleicht in Folge einer eigenthümlichen, der Höhenlage des Terrains und der Nachbarschaft des Meeres entsprechenden Strahlenbrechung, denn diese Thatsache steht fest — und wenn die zwanzig Mann das nahende übermenschliche Ungethüm erblicken, ergreift sie ein panischer Schrecken, und ihrer Sinne nicht mehr mächtig, laufen sie alle davon. Aber der Feind ist auch kein Held, und nachdem er den Damm im Kanal mit einem Fußtritt eingestoßen, ergreift auch er schleunigst das Hasenpanier. Kaum ist er verschwunden, so kehren die Fellachen

zurück, schimpfend und tobend und sich der Feigheit gegenseitig beschuldigend, wobei jeder schwört, daß der andere das Signal zur Flucht gegeben. Sofort steigen sie wieder ins Wasser, um den Bau wieder herzustellen.

Gewöhnlich, wenn es sich um die Bewässerung meines Grundstücks handelte, blieb ich bis ein oder zwei Uhr nach Mitternacht mit den Fellachen auf Wache und verscheuchte durch einen Schuß aus der Lefaucheux-Büchse die etwa nahenden Störenfriede. Nach zwei Uhr sind solche Besuche nicht mehr zu fürchten. Denn der Schlaf übermannt dann weit und breit die durch das Tagewerk ermatteten braunen Menschenkinder. Wenn ich dann in's Haus mich zurückzog und für die zurückbleibenden Wächter etwas Tabak zurückließ, um sie wenigstens so lange wach zu erhalten, als der Vorrath reichte, und wenn ihnen doch noch ein Ueberfall, wie der oben beschriebene passirte, so pflegten sie am nächsten Morgen bei meinem Erscheinen eine ganze Mordgeschichte zu erzählen. Wenigstens vierzig Feinde aus dem benachbarten Dorfe Endibbia waren herbeigestürmt, mit denen sie wie Löwen gekämpft, bis sie, von der Zahl übermannt, muthig zurückgewichen seien. Dann aber, nachdem die Feinde entflohen, hätten sie den Damm wiederhergestellt. Thatsächlich aber hatten sie sehr fest geschlafen und Alles geträumt. Beim Erwachen fanden sie den Damm eingestoßen und stellten ihn wiederher. Das war das einzige Wahre an der Geschichte.

Es existirt zwar eine vorgeschriebene Reihenfolge, in welcher die Grundstücke am Kanal Bewässerungsrecht haben, aber sie wird nicht inne gehalten und es herrscht darin die reinste Willkür. Ich konnte es nie erreichen, in die betreffende Liste, welche auf der Mudirieh zu Damanhur geführt wird, als Wasserberechtigter aufgenommen zu werden. Ich suchte mich mit dem Wasserbau-Inspektor gut zu stellen, eine Vorsicht,

welche ebenfalls überflüssig war, da das Wasser, das man brauchte, mit Gewalt genommen werden mußte, — sonst konnte man lange warten, bis man es erhielt.

Am fünften oder sechsten Tage nach der Aussaat des Baumwollsamens erscheinen die Blätter. Die ersten drei oder vier zarten Blättchen sind mit schwärzlichen Punkten gefleckt. Die Baumwollpflanze gehört zu den Malvaceen, und der botanische Name der Varietät hieß **Gossypium barbadense**, von der Insel Barbados in der westindischen Inselgruppe so genannt, von wo der erste Same, nach Sea Island und Georgia gebracht, dort die kleine einheimische, minderwerthige Varietät verdrängt hatte. Im Allgemeinen geben die strauchartigen Varietäten, zu denen auch unsere egyptische gehört, bessere Baumwolle als die krautartigen, und die baumartigen Varietäten bessere als die strauchartigen. Von den baumartigen sollen einige auf den Inseln des Stillen Oceans eine Höhe von zwanzig Fuß und ein Alter von fünfzig Jahren erreichen. Aber fruchtbar sind die Baumwollpflanzen im Allgemeinen nur in den ersten drei Jahren, am fruchtbarsten im ersten Jahre; daher zieht man vor, nach einem Jahre die Pflanze umzuhauen und von neuem zu säen.

Wenn wir unsere egyptische Pflanze näher betrachten, so finden wir, daß die Blätter drei= bis fünflappig und an der Rückseite nahe den Blattstielen mit einer oder mehreren kleinen Drüsen versehen sind. Die Blätter sind um die langen Aeste abwechselnd gestellt. Wenn alle Samenkörner aufgegangen sind, so werden an jeder Stelle vier bis fünf Pflänzchen sein, von denen man nur eins, natürlich das stärkste, oder höchstens zwei stehen läßt, während die andern entfernt werden müssen. Bei derselben Gelegenheit wird der Pflanze, welche auf der flachen Abdachung der Ackerfurche gepflanzt ist, durch Aufhäufeln der Erde von der Höhe eine breitere, sicherere Basis gegeben. Bald

muß auch der Boden mit der Hacke gelockert werden, wobei man sich in Acht nehmen muß, die seitwärts wagerecht laufenden, zarten Wurzeln zu verletzen. Die Hauptwurzel geht senkrecht ziemlich tief hinunter. Das Häufeln soll so oft wie möglich erneuert werden, besonders nach einer gründlichen Bewässerung, sobald der Boden wieder ausgetrocknet ist. In diesem Falle zieht er sich zu festen, harten, leimartig glänzenden Krusten zusammen, welche, von der Sonnengluth gesprengt, große fingerbreite, tiefe Sprünge zeigen, in denen die Eidechsen und Schlangen ihre Schlupfwinkel finden. Solch steinharter Boden muß so oft als thunlich aufgelockert werden, um den Wurzeln Luft zu geben. Wenn die Pflanze eine Höhe von zwei Fuß erreicht hat, dann geht man auch wohl mit einem ruhigen Gespann hinein und zieht mit der Pflugschar je eine große Furche in der Mitte zwischen den schon vorhandenen alten Ackerfurchen; dadurch wird die Erde umgeworfen und über die alten Ackerfurchen geschüttet.

Das kann aber nur mit so intelligentem Arbeitsvieh, wie das egyptische, geschehen, ohne die Baumwollpflanzen zu verletzen. Es ist bewunderungswürdig, wie vorsichtig die prächtigen Thiere ihre Hufe setzen, um den Pflanzen nicht zu nahe zu kommen. Aber das leisten nur Stiere. Ich versuchte es mit Büffeln, mußte aber den Versuch sofort aufgeben. Der egyptische Büffel ist ungeschickt, faul und gefräßig. Er hat nichts von dem Temperament des ihm äußerlich so ähnlichen nordamerikanischen Büffels. Seine Hauptleidenschaft ist, eine große Pfütze oder den Kanal aufzusuchen und sich so tief wie möglich hineinzuwühlen. Zuletzt sieht man nur noch die Nase, die Hörner und ein paar Glotzaugen aus dem Wasser ragen. In solcher Stellung verweilt das Thier stundenlang und ist schwer daraus zu vertreiben. Es scheint zu schwelgen, den Vorübergehenden zu bemitleiden und ihm zuzurufen: „Ach, Du ärmste Kreatur!

Was quälst Du Dich ab, Himmel und Erde nach einem unerreichbaren Glücke abzusuchen. Sieh mich an! Ich hab' es gefunden. Im Schlamm ist das Glück! Giebt's etwas Schöneres, als im Glück zu schwimmen, zu waten, zu wühlen, zu schlampampen?"

Die Büffel fallen den in Egypten periodisch wiederkehrenden Viehseuchen leicht zum Opfer und sind ihren Leistungen entsprechend, viel billiger als Stiere. Während ein Stier zwanzig Pfund kostet, zahlt man für jenen nur fünf Pfund. Höher im Preise ist die Büffelkuh, die acht bis zehn Pfund kostet, weil sie eine ungeheure Quantität Milch liefert. Die Luft rings um diese lebende Milchfabrik ist mit dem bekannten Kuhstallgeruch, aber auch mit einer fatalen Beimengung von Moschusduft erfüllt. Auch die Milch und Butter von der Büffelkuh haben einen daran mahnenden Beigeschmack, der mir beide ungenießbar machte. Die Europäer pflegen die Ziegenmilch vorzuziehen und sich der Butter in dem heißen Lande überhaupt zu enthalten.

Eine Büffelkuh gehört als unentbehrliches Familienstück zum Haushalt des Fellachen. Wenn sie Abends zur Tränke getrieben wird, so setzt man die kleinsten Sprößlinge, nackt wie sie sind, zu zweien und zu dreien auf den breiten Rücken der „djemussah", das ist ihr Name. Sie liefert die Hauptnahrung der Familie, daher auch die große Anhänglichkeit der Kinder. Eine charakteristische Szene sah ich einmal, als ich den Fellachen Hadr in seinem Hause aufsuchen wollte. Schon von weitem vernahm ich klägliches Geheul, wie es von den Klageweibern bei Todesfällen angestimmt wird, aber untermischt mit Kindergeschrei. Vor der Thür drängten sich die Nachbarn mit bekümmerten Mienen. Auch ich trat heran und erblickte im kleinen Hofe ein ergreifendes Bild. Die kranke Djemussah lag auf der Erde; sie war soeben umgesunken, nachdem sie

zwei Tage lang alle Nahrung zurückgewiesen und den Kopf in stumpfem Brüten immer tiefer hatte hängen lassen. Die Frau des Hadr, mit rothgeweintem, geschwollenem Gesicht, das Jüngste auf dem Arme, jammerte in lauten Klagetönen. Wie Orgelpfeifen umstanden sie die Kinder und begleiteten sie in ohrzerreißender Weise. Am meisten gefaßt war die Großmutter, die aufgeregt gestikulirte und dem Hadr Vorstellungen zu machen schien. Hadr selbst, mit Thränen in den Augen, hatte ein Knie auf die kranke Djemussah gestemmt und schwang in der Rechten ein großes Schlachtmesser. Daneben stand der Händler, der ungeduldig den Stoß erwartete, da er die Büffelkuh nur unter der Bedingung nehmen wollte, daß sie lebend geschlachtet werde. „Die gute Djemussah! Die liebe Djemussah! Die goldene Djemussah! Noch nicht, Hadr! Warte noch, Vater!" so klang es mitleidig in der Runde. Plötzlich brach Hadr in ein furchtbares konvulsivisches Schluchzen aus und stieß dem Thier das Messer in die Brust. Ein Aufkreischen der Weiber und Kinder verrieth eben so viel Schmerz wie Schrecken. Dieser harte Kampf zwischen Gemüth und Selbstsucht war greifbar auf den groben, aber in der Leidenschaft ausdrucksvollen Gesichtern zu lesen. Dabei hätte der herkulisch gebaute Hadr als Modell eines Opferpriesters jeden Bildhauer begeistert.

Ich brachte den Leuten einigen Trost, indem ich dem Hadr anzeigte, daß wir am nächsten Morgen eine große Arbeit beginnen wollten. Dabei konnte er ein gut Stück Geld verdienen und bald die Djemussah ersetzen; er solle nur einen tüchtigen Arbeiter mitbringen. Wir wollten nämlich eine Sakijeh erbauen. Die Sakijeh ist das uralte egyptische Schöpfrad, das zur Bewässerung der Baumwollpflanzung während der Monate Juni, Juli und August, wo das Nilwasser im Kanal fast ganz verschwindet, unentbehrlich ist.

An dem Punkte, den ich ihm bezeichnete, hob am nächsten

Morgen Hadr und sein Begleiter den Boden aus, um zu untersuchen, ob süßes Wasser und in hinreichender Menge vorhanden sei. Zuoberst lag dreiviertel Meter tief schwarze Humuserde, dann ein heller Sandstein mit vielen Muscheln, wie er am egyptischen Meeresufer, wo es regelmäßig vom Seewasser bespült wird, überall in der Bildung begriffen ist, dann eine schwache Thonschicht und endlich reiner Sand mit schönem süßem Wasser.

Die Stelle war also gefunden. Nun wurden das Dorf und die Beduinen aufgeboten und wie die Maulwürfe gruben sie sich ein; denn es handelte sich darum, eine sehr große und tiefe Kammer von vier Metern im Quadrat, auszuschachten, d. h. also von sechszehn Quadratmetern Grundfläche. Ein Theil der Leute arbeitete in der Tiefe und füllte die Körbe aus Palmstroh mit Erde, die dann von den andern, welche oben geblieben waren, an Stricken in die Höhe gezogen wurde. Bald häufte sich oben, ein Meter vom Rande des Brunnenschachtes entfernt, im Umkreise ein mächtiger Wall von ausgehobener Erde, welche festgestampft und als Saumpfad für den Esel, der die Sakijeh drehen sollte, bestimmt wurde.

„El Ain! El Ain!“ „Eine Quelle! Eine Quelle!“ heulten plötzlich die Leute aus der Tiefe, und von den Gefährten oben unterstützt, kletterten sie auf allen Vieren wie die Katzen empor. Eine mächtige Quelle war angebohrt und sandte ihr sprudelndes Wasser mit Gewalt in die Höhe. Die Aufregung war groß, die Darstellung der Gefahr, der sie entronnen und die von ihrer Einbildungskraft übertrieben wurde, wollte nicht aufhören. Jetzt setzten sie sich Alle auf den aufgeschichteten weißen Sand, der natürlich zu oberst zu liegen kam, und malten sich eine rosige Zukunft aus.

Aus der ganzen Umgegend würden die Leute kommen,

um hier das herrliche, kühle Wasser im Sommer zu genießen und die Kameele zu tränken. Die Fellachen sagten: „Natürlich muß man das Wasser verkaufen," worauf die Beduinen stolz einwendeten: „El chauagha musch sakkah!" d. h. der Herr ist doch kein Wasserverkäufer! Der Sakkah mit dem wassergefüllten Hammelschlauch auf dem Rücken ist nämlich eine bekannte, groteske Figur in den Straßen Kairos. Das Hammelfell sieht wie ausgestopft aus und die Beduinen hatten Recht — der Chauagha hätte nicht gern den Sakkah gespielt.

Schnell war auch Schech Ibrahim von einem der Fellachen benachrichtigt worden. Er kam und sah sich die Anlage an, kostete das Wasser und sagte: „Uallah bachtak kebir!" „Beim Allah, Dein Glück ist groß!" Nun wollten sie Alle von mir wissen, wie ich das unterirdische Auge, wie sie die Quelle nennen, ausfindig gemacht hatte. Ich hätte mich bei den abergläubischen Leuten als Zauberer und Hexenmeister aufspielen können. Ich sagte ihnen einfach, was die Wahrheit war. Bei sehr trockner, andauernder Hitze, wenn selbst das Unkraut, das überall wucherte und aller Bemühungen, es zu vernichten, spottete, zu verdorren begann, hatte ich bemerkt, daß es an einer Stelle immer grün blieb und ein viel größeres Wachsthum als ringsumher erreichte. Diese Stelle, die Feuchtigkeit enthalten mußte, hatte ich anbohren lassen. Sie sagten, sie wollten beim Brunnenbohren es künftig auch so machen, und Alle waren voll heller, ungeheuchelter Freude über den von Stunde zu Stunde steigenden Wasserspiegel.

Zur Feier dieses Glücksfalls erhielt ich am nächsten Tage zwei Geschenke: Hadr brachte ein schlankes Bäumchen, eine Akazie Labbach, mit der Wurzel und pflanzte es in die Humuserde einige Schritte abseits von der Sakijeh. Als ich ihn fragte: „Warum so weit ab?" erklärte er: „Damit der

Baum vom Vieh, das zur Tränke geht, nicht beschädigt werde. Uebrigens, wenn Du in zehn Jahren hier stehst, dann überschattet trotz der Entfernung dieser Labbach Deine ganze Sakijeh, so daß Du und ich und der Esel, der sie drehen soll, über den herrlichen Schatten uns freuen werden, denn der Labbach will den feuchten Dunst der Sakjieh einathmen und wird bald genug seine grüne Nase hineinstecken und später mit seiner Krone ganz und gar hinüberwachsen." Dieser Baum erreicht ein sehr hohes Alter und eine ungeheure Größe und hebt durch seine edlen Formen und sein dichtes Laubdach die egyptische Landschaft ganz bedeutend.

Vier starke Bohlen aus Sontbaumholz, welches im Orient das Eichenholz vertritt, wurden im Viereck zusammengefügt und gewissermaßen als Brunnenkranz auf den Grund des Brunnens gelegt. Rings um diese vier Bohlen wurden aufrechte, vierkantige türkische Pfähle, die unten zugespitzt und im Feuer geschwärzt waren, in den Boden hineingetrieben. Durch vier Querbalken wurden alle diese aufrechten Pfähle oben wieder zusammengehalten, so daß eine große, regelrechte Kammer entstand. Zwischen die Pfähle und die Erdwände wurde starkes Reisig der vorjährigen Baumwollernte der Quere nach in's Wasser versenkt und bis oben aufgeschichtet und festgestampft, um den Einsturz der Erdwände zu hindern. Der Zimmermann nennt das „absteifen." In diese Kammer wurde das mächtige Schöpfrad der Sakijeh auf einer kräftigen Achse eingehängt. An dem Umfang dieses Rades waren viele hölzerne Schöpfeimer angebracht, die bei der Drehung desselben auf der einen Seite sich füllten und auf der andern in eine große hölzerne Aufnahmerinne sich entleerten, wo das Wasser dann in kleinen Kanälen auf die Baumwollfelder weitergeleitet wurde. Um das Schöpfrad in Drehung zu versetzen, war ein kleines, gezahntes Holzrad horizontal so angebracht, daß es

in die mit Speichen versehene sehr lange Achse eingriff, sobald es vermittels einer Deichsel von einem eingespannten Esel im Kreise gedreht wurde. Dem armen Esel mußten die Augen verbunden werden, damit er, durch die ewige Drehung nicht schwindlig werde und stehen bleibe. Das ist die uralte egyptische Sakijeh. — In ihr war einige Jahrtausende vor Christi Geburt die Quintessenz der damaligen Ingenieurkunst niedergelegt. Wer sich gern bespiegelt, mag unsere Dampfpumpen und ihre Leistungen vergleichen.

Ich sagte oben, daß ich zwei Geschenke erhalten hatte. Das zweite war ein Topf voll lebender Aale, die mir der Beduine Salem Abdelrasak brachte, um sie innerhalb des Sakijeh in's Wasser zu setzen. Er erklärte mir, daß die Aale das starkfließende kühle Quellwasser aufsuchen und sich mit Vorliebe darin herumwälzen und so den Ain, „das Auge", immer wieder aufwühlen und offen halten. Doch hatte dieses Geschenk, nach der Meinung der Fellachen, üble Folgen. Sie behaupteten, die Aale kletterten am Reisig empor und sollten mit ihren Vettern, den Schlangen, unerlaubten Verkehr pflegen, wodurch bei Nacht die Umgegend der Sakijeh unsicher gemacht würde. Daher mieden Alle nach Einbruch der Dunkelheit die Stelle, wo ein fatales Pfeifen die Gegenwart von Schlangen verrieth.

Gegen den 15. Mai pflegen die Stauden schon mächtig emporgewachsen zu sein, und die Baumwollpflanzung gleicht dann einem buschigen Wald von einem Meter Höhe. Nun müssen die Pflanzen gelichtet werden. Man kneift oder bricht ihnen die Haupttriebe ab. Es kommen dann die Seitentriebe um so reicher, bringen zahlreiche Knospen und die schönste, feinste Baumwolle. Auch ist jetzt eine gründliche Beseitigung des Unkrauts geboten. Im Juni sehen wir dann die hellgelben Blüthen zahlreich erscheinen. Eine solche Blüthe ist

fünfblättrig, am Grunde mit den herzförmigen Hüllblättern, die verwachsen und eingeschnitten sind, versehen. Das Aussehen der Blüthen ist malvenartig. Wegen des sehr allmählichen Reifens der Frucht umfaßt die Ernte die lange Periode vom September bis Januar. Die Frucht ist eine drei- bis fünffächerige Kapsel. Wenn diese reif ist, dann springt sie auf, wobei die lange, weiße Baumwolle, deren einzelne Fasern an der Schale des Samens haften, zum Vorschein kommt. Die silberglänzenden, schneeweißen Flocken blitzen weithin, leider auch bei Nacht, so daß sich Diebe, durch die übermannshohen Büsche ganz gedeckt, sehr leicht in die Pflanzung einschleichen können; daher muß man die Baumwollfelder bei Nacht abpatrouilliren und an verschiedenen Punkten derselben das Gewehr losknallen.

Jeden Sonnabend wurde die Baumwolle eingesammelt, weil am Sonntag Markt in Damanhur war. Zum Einsammeln engagirte man Fellachenkinder von sieben bis zehn Jahren, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie mit einem Hemde bekleidet kommen. Nicht aus moralischen Skrupeln, denn ich hatte nichts gegen die schöne, unschuldsvolle Nacktheit. Aber in diesem Falle mußte ich durchaus auf einem Hemde bestehen, während die Mütter gegen diesen übertriebenen Kleiderluxus sich entschieden sträubten. Die Kinder sollten nämlich die Baumwolle in ihrem Hemde sammeln, indem sie den Schooß zu einem Bündel zusammenfaßten. Nachdem sie so viel Baumwolle, als sie darin tragen konnten, abgeliefert, kehrten sie immer wieder in die Pflanzung zurück, bis diese von allen aufgesprungenen Kapseln befreit war. Je häufiger die Baumwolle gesammelt und je schneller sie geborgen wird, desto besser ist ihre Qualität, da der Nachtthau ihr sehr schädlich ist. Noch schädlicher sind Regengüsse, von denen die aufgesprungene Baumwolle gelb wird; aber in

Egypten ist diese Gefahr kaum zu fürchten, während sie in den Südstaaten der Union großen Schaden thut.

Innerhalb der Baumwollkapsel befinden sich drei bis fünf Samenkörner. Diese sind oval, von schwärzlichem Aussehen und lassen sich von der sie umhüllenden Baumwolle ziemlich schwer lösen. Das besorgen im Großen die sogenannten Egrenirmaschinen, die mit einer gezahnten Welle die Baumwolle ergreifen und durch einen eisernen Rost pressen, wobei die dicken Samenkörner nicht hindurch können, daher getrennt zurückbleiben. Die Baumwolle wird dann durch hydraulische Pressen in Ballen zusammengepreßt und exportirt. In seinem vortrefflichen Buche über Egypten nennt Stephan die Egrenirwerke Baumwollenentkörnerungsetablissements. Das Wort ist etwas lang und zum Telegraphiren ungeeignet.

Die Reife und Ergiebigkeit der Baumwollstaude wird durch das Erscheinen des „rothen" Nil, der im September bereits so hoch gestiegen ist, daß man die Felder damit überschwemmt und düngt, sehr begünstigt. Das röthliche Wasser ist dickflüssig und mit organischen Substanzen gesättigt. Es ist flüssiger Guano, der von den Bergen, wo Milliarden von Vögeln während ihres Winteraufenthaltes nisten, durch die ersten Regengüsse hinweggeschwemmt und dem Nil zugeführt wird.

Nachdem der rothe Nil längere Zeit auf den Baumwollfeldern gestanden und den Acker gründlich durchweicht hat, pflegt man am Fuß der Baumwollstauden Bohnen auszusäen, die bis zur Reife hundert Tage brauchen. Ebenso lange dauert es, bis alle Baumwollblüthen abgeblüht und die Baumwollkapseln mit ihrem kostbaren Inhalt aufgesprungen sind. Besonders hübsch ist ein solches Feld im Monat Dezember, wo gleichzeitig mit der rothblühenden und prächtig duftenden Bohne noch immer gelbe Baumwollblüthen und

Tausende von aufspringenden schneeweißen Baumwollkapseln vorhanden sind.

Nach der egyptischen Methode zu rechnen, deckt die auf so gut vorbereitetem Boden sehr ergiebige Bohnenernte alle Auslagen, sowohl der Baumwoll- als der Bohnenpflanzung, sodaß der Ertrag der Baumwolle als Reingewinn des Jahres zurückbleibt. Ein Feddan bringt hundert bis zweihundert Kilogramm Baumwolle auf mittelmäßigem Boden, wie der meinige war. Wenn wir als Durchschnitt einen Ertrag von hundertfünfzig Kilogramm annehmen, so ergaben diese, nach dem damaligen Preise von dreihundert Francs für fünfzig Kilogramm, neunhundert Francs pro Feddan, also für das ganze Feld von zwanzig Feddan achtzehntausend Francs. Den Ertrag von zweieinhalb Ardeb Baumwollsamen pro Feddan und den Werth des Reisigs wollen wir als unwesentlich unberücksichtigt lassen. Nun nehmen wir an, daß der Rest der Abadieh, also die übrigen hundertzehn Feddan, zur Ernährung des Besitzers, seiner Leute und Arbeitsthiere verbraucht werden; sei es, daß nur zwanzig Feddan des Terrains zum Anbau der Baumwolle geeignet waren, sei es, daß das Betriebskapital nicht weiter reichte, so waren die achtzehntausend Francs oder rund fünfzehntausend Mark der Jahresreinertrag des ganzen Gutes. Da aber die Baumwollpreise damals außergewöhnlich hohe waren, so wollen wir sie um zwei Drittheile reduciren und, um jede Selbsttäuschung auszuschließen, nur fünftausend Mark als unbedingt sichern jährlichen Reinertrag hinstellen. Ein solcher Ertrag, zu fünf Prozent kapitalisirt, entspricht einem Werthe von hunderttausend Mark, auf den die hundertdreißig Feddan geschätzt werden können, oder 769 Mark pro Feddan. Nun kann man aber den Feddan in viel schönerer Lage und von viel besserer Qualität, also auch mit höheren Erträgnissen, für fünfhundert Mark, und in

der Lage, wo meine Abadieh war, für zweihundert Mark und billiger kaufen, d. h. also für weniger als ein Drittheil des von uns geschätzten Werthes. Aus dieser mit wenigen Strichen angedeuteten Rechnung ergiebt sich, wie vortheilhaft eine Niederlassung in Egypten für deutsches Kapital, im Verein mit deutscher Intelligenz und Thatkraft, werden kann, vorausgesetzt freilich, daß eine befriedigende Regelung der Eigenthumsfrage auf diplomatischem Wege erzielt wird.

Ich sagte, daß zur Zeit, als wir die von uns angepflanzte Baumwolle ernteten, die Preise derselben sehr hohe waren. Diesem Umstande hatte ich es zu danken, daß ich, nach Verlauf eines Jahres, nicht nur meinem Freunde seinen Antheil bezahlen, sondern auch ein kleines, sehr bequemes Haus aus gebrannten Ziegeln, die auf Kameelen herangeschafft wurden, erbauen konnte, mit einem kleinen Gemüsegarten dabei, so daß mein Besitznachfolger später unter wesentlich angenehmeren Bedingungen die Bewirthschaftung der Abadieh antrat.

Es ist bekanntlich das große Verdienst Mehemed Ali's, daß er die volkswirthschaftliche Bedeutung der Baumwollpflanze erkannte, als ihm eine solche in Kairo im Jahre 1821 im Garten von Mako-Bey gezeigt wurde. Er sorgte für gutes Saatkorn, ließ Spinnereien und Webereien anlegen, zog geschickte ausländische Arbeiter ins Land, die seine Fellachen in der Anpflanzung und Verarbeitung der Baumwolle unterweisen sollten, und wurde auch hierin, wie in allen anderen Beziehungen, der Begründer des egyptischen Wohlstandes. Wenn seine Mittel oft despotische waren, so war eben der phänomenale Aufschwung des Landes, der mit Recht eine Wiedergeburt genannt worden ist, nur mit solchen Mitteln durchzusetzen.

Der Eigensinn der Bewohner, denen jede Neuerung

zuwider war, sträubte sich auch gegen den Anbau der Baumwollstaude. Nur mit Zwang konnte Mehemed Ali in den ersten Jahren eine ausgedehntere Anpflanzung derselben erreichen, und als bei dieser Gelegenheit einmal — wie der Engländer Lane erzählt — die erforderliche Ueberschwemmungshöhe des Nil ausblieb, und die Fellachen in Gefahr waren, die Früchte dieser mühevollen Kultur durch Trockenheit einzubüßen, da entstand eine Gährung im Volke, die der Vizekönig dadurch zu beschwören suchte, daß er die Imams d. h. mohamedanischen Priester, am Ufer des rebellischen Stroms versammeln und einen Gottesdienst abhalten ließ, um das Steigen des Flusses vom Himmel zu erflehen. Aber er stieg nicht. Daher berief er die Priester der Kopten, d. h. der eingeborenen Christen, zu demselben Zwecke. Zuletzt, als auch dies nichts geholfen, ließ er die Rabbiner antreten und rief in komischer Verzweiflung: „Von allen diesen Religionen wird doch eine sein, die etwas taugt!"

Unter Mehemed Ali wurden im ersten Exportjahre neunhundert Centner Baumwolle verschifft. Das war im Jahre 1822. Im Jahre 1859 wurden fünfhunderttausend Centner exportirt, und im Jahre 1886 rechnete man in Egypten mit einem Export von drei Millionen Centnern. Das entspricht einer Einnahme von drei- bis vierhundert Millionen Francs von einem einzigen Ausfuhrartikel bei einer Bevölkerung von fünf Millionen Seelen. Da Egypten unter den Ptolemäern von acht Millionen bewohnt war, so ist auch von diesem Gesichtspunkte aus im Lande noch Raum für eine ganz bedeutende Einwanderung. Hierbei ist der Vortheil nicht zu unterschätzen, daß der Deutsche in Egypten nur sechs bis sieben Tagereisen von der Heimath entfernt ist und im neuen Lande niemals Gefahr läuft, seine Nationalität zu verlieren.

Die Frauen des Delta.

Wer verheirathet ist und aus Erfahrung weiß, wie es in einem Haushalt zugeht und hört, daß im Orient ein Haushalt mit vier Frauen keine seltene Erscheinung ist, den erfaßt ein leiser Schauer, ein neugieriger Schrecken, und wenn er Junggesell ist, schreckliche Neugier, dieses interessante Problem näher kennen zu lernen. Und wenn dieser Junggesell durch die Straßen Kairos wandert und an den reizenden Muscharabijehn vorüber kommt — so nennt man die zum Harem gehörenden engvergitterten Erker, hinter denen die Frauen in unbestimmten Umrissen von der Straße aus mehr geahnt als gesehen werden können, — dann fühlt dieser Junggesell plötzlich Heldenkraft in seiner Brust sich regen und möchte alle diese schönen Gefangenen oder wenigstens eine davon befreien.

Auch ich war Junggesell, als ich in Schoka bei Damanhur im egyptischen Delta mein Heim aufschlug. Da meilenweit in der Runde nur Eingeborene, meist Fellachen, aber auch hier und da Beduinen, ansässig waren, so war ich auf ihre Gesellschaft angewiesen, und es bildete sich sehr bald ein freundlicher Verkehr mit ihnen heraus. Aber eine Frage kehrte immer wieder, als unwillkürlicher Ausdruck ihres Befremdens und ihrer Neugier: „Chauagha*), wo ist Dein Harem?"

*) Herr.

Daß man im heirathsfähigen Alter einsam dahinlebe schien ihnen ganz unwahrscheinlich, unnatürlich, undenkbar. Sie zweifelten auch nicht daran, daß ich einen Harem besäße, aber — wo war nur dieser Harem? das hätten sie gern gewußt.

Selbst in der Landeshauptstadt, in Kairo, ist ein Junggesell ein anrüchiges Wesen. So erzählt Lane, daß er als solcher daselbst eine Privatwohnung nur mit Mühe habe finden können und daß sein arabischer Hausbesitzer mit ihm ausgemacht hatte, daß er die große offene Veranda, die zu seiner Wohnung gehörte, um die benachbarten Ehemänner nicht zu beunruhigen, am Tage nie betreten und Herrenbesuch im Cylinder nicht empfangen durfte, denn der europäische Cylinder ist ihnen das Symbol eines Don Juan und in der Seele zuwider. „Rabínah elbissak bornéta!“ Der Herrgott bescheere Dir einen Cylinder! So fluchen sie, wenn sie heftig werden. Und in der Schule ist ein wirksames Strafmittel ein alter Cylinder, der den unfleißigen Schülern, zu ihrer großen Schande, auf den Kopf gesetzt wird.

„Chauagha, wo ist Dein Harem?“ Mit fataler Ausdauer kamen sie immer wieder auf dasselbe Thema zurück. Ich muß gestehen, so sehr mir die Lüge in der Seele verhaßt ist, ich konnte nicht umhin anzudeuten, daß ich bárrah, „draußen“, fil belledi franchi, „im Frankenlande“, oder, was dem Araber dasselbe ist, „in Europa“, einen Harem besäße, wobei ich mir den stillen Vorbehalt gestattete, daß die reizenden Geschöpfe, die fern in der deutschen Heimath mich einst begeistert hatten, und die jetzt mir doppelt begehrenswerth erschienen, meinen unsichtbaren, idealen, platonischen Harem bildeten.

„Chauagha, wann bringst Du Deinen Harem nach Schoka?“

„„Wo soll ich denn den Harem in Schoka unterbringen, da ich hier kein Haus besitze?““

„Chauagha, dann mußt Du ein Haus bauen.“

Und nach der ersten guten Baumwollernte baute ich ein Haus aus gebrannten Ziegeln, die auf Kameelen herbeigeschleppt wurden. Und als das Haus fertig war, klang es wieder:

„Chauagha, wann holst Du Deinen Harem nach Schoka?“

„„Sobald ich heimfahre, dann will ich ihn holen.““

Mit diesem Bescheid mußten sich meine Nachbarn beruhigen, wenigstens vorläufig.

Meine nächsten Nachbarn waren die Fellachen, welche sich auf meiner Abadieh angesiedelt hatten, eine kleine Kolonie, die, sei es im Tagelohn, sei es im Verhältniß von nuss u nuss, also für den halben Ertrag, bei mir arbeiteten. Auch ihre Frauen arbeiteten mit, denn außer der Besorgung der Wirthschaft, dem Mahlen des Kornes zwischen zwei Mühlsteinen, dem Brotbacken, dem Kochen, dem Waschen mußten sie bei der Feldarbeit tüchtig mithelfen. Ihre Arbeitsleistung übertraf bei Weitem die der Männer, die sich oft beim Tabak gütlich thaten und gerade die schwersten Arbeiten den Frauen überließen, z. B. das Kneten des Nilschlammes mit Strohhäcksel für die Ziegelfabrikation.

Dies Kneten geschieht mit den Füßen und ist sehr anstrengend, wobei die armen Frauen im festen, klebrigen Lehm bis über die Knie herumwaten müssen, nachdem sie ihr einziges, indigoblaues Hemd, um es zu schonen, sehr hoch aufgeschürzt, einzig darauf bedacht, nach der Vorschrift des Koran ihr Gesicht bedeckt zu halten. Die Frau darf einem fremden Manne ihr Gesicht niemals unverschleiert zeigen; ein Verstoß hiergegen könnte dem eigenen Manne leicht Veranlassung oder Vorwand zur Ehescheidung geben.

Die Fellachen auf dem Lande leben alle nur mit einer Frau, aber nichtsdestoweniger sprechen sie von ihrem Harem. Harem heißt das Verbotene, Heilige, also auch die verbotene Schwelle, die der Fremde nicht überschreiten darf, und dann allgemein die Familie. Mag diese nun aus einem Weibe, so häßlich wie die Nacht, und aus einem einzigen, schmutzigen, nackten Bengel bestehen, so spricht der glückliche Gatte und Vater doch stolz von seinem Harem. Bei so harter Existenz werden die Fellachenweiber arg mitgenommen, altern schnell und sehen dann abschreckend häßlich aus. Sonst sind es vortreffliche Geschöpfe, die gewiß ein besseres Loos verdienten, denn abgesehen von ihrer grenzenlosen Leidenschaftlichkeit und Zanksucht, haben sie ganz herrliche Eigenschaften. Neben unverdrossener Emsigkeit und Arbeitsfreude sind sie von einem unverwüstlichen Frohsinn; zumal wenn ihrer mehr beisammen sind, dann fliegen die Scherzworte hin und her und ein unaufhörliches Gelächter erfüllt die Luft. Dieses goldene Temperament erleichtert ihnen wesentlich ihr schweres Dasein.

Wenn sie die mächtigen Wasserkrüge im Nil füllen und sie dann auf dem Kopfe im Gleichgewicht heimtragen, kann man besonders unter den Mädchen gar hübsche und stattliche Gestalten erblicken. Vor Allen zeichnete sich Aïscheh, die Tochter meines Kallafen*) Mohammed aus. Das eben aufblühende fünfzehnjährige Beduinenmädchen war, was der Araber ein süßes Vollmondgesicht nennt. Sie verdiente diese Bezeichnung vollauf, denn sie war rund nach allen vier Himmelsrichtungen.

Wenn große Wäsche war, dann sah man die Frauen reihenweise bis über die Knöchel im Flusse stehen. Ihr munteres Schnattern hörte nicht auf und von Weitem machte es

*) Thierpfleger und Stallknecht.

den Eindruck eines Ententeiches. Dann sind sie glücklich, dann sind sie in ihrem Element und machen sich's bequem. Das lästige Tuch wird vom Gesicht gestreift und sie gehen tiefer in's Wasser hinein, um beim Spülen sich nicht zu sehr bücken zu müssen, und wenn dann auf dem Flusse eine Nilbarke vorüberkommt und die Schiffer oder gar die reisenden Engländer durch ihre Gucker neugierig zu ihnen hinüberschauen, dann macht auf ein Kommando Aïschehs die ganze Reihe sich bückend „Kehrt!“ und es erschallt ein furchtbares Gelächter.

Die Ausgelassenste im Dorfe war Aïscheh. Ihre tolle Jugendlaune riß Alle fort, selbst die Matronen, die ihre Wildheit schalten, aber unwiderstehlich mit mußten.

Ernster war der Einfluß, den sie auf die Männer übte. Ihre vollen, liebreizenden Formen, die eigene Grazie ihrer Bewegungen fesselten Auge und Phantasie eines Jeden, und sie war sich dieses Eindrucks vollkommen bewußt. Es war eine Rubens'sche Waldnymphe in's Arabische übersetzt. Für die Feldarbeit war sie schlecht zu brauchen, nicht als ob sie die Hacke nicht tapfer führte, sondern weil dann die anderen Fellachen wie gelähmt uud nicht bei der Sache waren. Auch Daúd, mein Diener und Koch, sonst ein braver, anstelliger Bursche, hatte sich in sie vernarrt und war wie umgewandelt.

Er zerbrach die Teller und Gläser, verbrannte den Pillaf und machte häufige Ausflüge nach Damanhur, woher er dann in trauriger Verfassung spät heimkehrte. Am nächsten Tage zitterten seine Hände, thränten seine Augen und er sah im Gesicht hohl und abgemagert aus. Aus Verzweiflung hatte er sich dem Haschischrauchen ergeben. Der aus dem Hanf gewonnene Säft erhärtet zu kleinen Stücken und, dem Tabak

der Narghileh*) beigemischt, hat er auf den Raucher eine sehr berauschende und entnervende Wirkung. Als ich ihn eines Abends ins Haus nicht einlassen wollte und ihm aus dem Fenster zurief, er könne seiner Wege gehen, ich brauchte ihn nicht mehr, hielt er mir mit lallender Zunge eine rührende Anrede.

„Daud seiner Wege gehen? Wer hat Dich von Skenderieh**) hergeleitet? — Daud! Wer schafft Eier und Butter und die ganze Mandjerieh***), wo kein Bazar ist? — Daud! Wer schießt Wachteln und Wildenten und sorgt für Dich? — Daud! Wer verwaltet Alles, wenn Du fort bist? — Daud, immer Daud! Und wenn Du da bist, wer ist mit Dir immer allein zu Hause? — Ich und Du, Du und ich — sind wir nicht wie Mutter und Kind? Und Mutter soll fort? Daud seiner Wege gehen?"

Und als ich ihn unter der Bedingung einließ, daß es das letzte Mal gewesen, daß er Abends zum Haschischrauchen fortblieb, da ging seine Zunge mit ihm durch und er schüttete mir seinen ganzen Kummer aus. Er wollte Aïscheh heirathen, aber ihr Vater Mohammed verlangte ein Heirathsgut von zwölf Pfund, doch nur von ihm dem Barábra†), zwölf Pfund, während der Beduine Achmed als Stammgenosse nur zehn zu zahlen brauchte. Sein ganzer Jahreslohn sei zehn Pfund und soviel habe er schon dem Mohammed vergebens angeboten.

Aber es kam ihm unverhoffte Hilfe.

Eines Tages erhielt ich in Schoka den Besuch des Schech-el-belled Ibrahim Abu Hadra. So hieß mein schwarzer Bürgermeister, ein schmächtiger Alter mit weißem

*) Wasserpfeife.

**) Alexandrien.

***) Essen.

†) Berberiner.

Barte. In seiner Begleitung war ein umfangreicher, weißbeturbanter Effendi, den er mir als den berühmten Mufti Mansur von Kafferdauar vorstellte.

Mufti ist ein sehr allgemeiner Titel und entspricht der Würde eines Geistlichen und Rechtsgelehrten zugleich. Die Vereinigung von so verschiedenartigen, bei uns getrennten Funktionen erklärt sich dadurch, daß die Glaubenslehre und die Rechtslehre aus ein und derselben Quelle, dem Koran, entspringen.

Unser Mufti Mansur Effendi war überhaupt sehr vielseitig und hatte einen bedeutenden Wirkungskreis. Vor allen Dingen war er Verwalter eines Egrenirwerks in Kafferdauar, das nur in den Monaten, wo die Baumwollernte reift, im Gange war und die Baumwollfaser von dem Samen entfernte. Dies findet in den Monaten Oktober, November, Dezember und Januar statt. In den übrigen acht Monaten des Jahres stand die Maschine still, und unser Mufti saß dann auf dem Trocknen. Dann pflegte er auf Reisen zu gehen, die ihn einmal sogar bis Triest geführt hatten. Das geschah in dem schrecklichen Cholerajahr, wo er, um sein kostbares Leben dem Vaterlande zu erhalten, mit vielen Anderen aus Egypten entflohen war. Aber gewöhnlich erstreckten sich seine Reisen, hoch zu Esel, nur in die Umgegend von Kafferdauar, Damanhur, höchstens bis Kaffersaiad.

Erstens, suchte er sich neue Kunden für die nächste Baumwollsaison. Dann aber war er als großer Schriftgelehrter und Rechenmeister in der ganzen Gegend bekannt. Er führte in dem breiten wollenen Gürtel, der sich um seinen faltenreichen schwarzen Kaftan wie der Aequator um die Erdkugel spannte, stets ein großes messingenes Tintenfaß nebst messingenem Federkasten in einem Stück, aus dem er gegen gutes Geld und gute Worte den Calamus, sein Schreibrohr,

hervorzuholen bereit war, um in höchst gravitätischer Weise, sei es eine Bittschrift, sei es eine Rechnung für den gewöhnlichen Sterblichen, der dieser Künste nicht mächtig war, aufzusetzen, wobei er alle Additionen und Multiplikationen laut in näselndem Tone nach einer bestimmten Melodie abzuleiern pflegte. Schon in der Schule wird die Multiplikationstabelle nicht hergesagt, sondern hergesungen. Und im Divan eines Ministeriums, der Oberrechnungskammer oder in der Daira des Vizekönigs, wo vielleicht zwanzig oder mehr Beamte in demselben Raum auf diese Weise laut rechnen, verursachen die mit untergeschlagenen Beinen auf den Polstern hockenden schwarzen Herren Rechnungsräthe einen gewaltigen Singsang.

Unser Mufti Mansur Effendi beschränkte sich aber nicht auf Schriftstellerei und Buchführung. Sein Haupt= und Lieblingsberuf, der seinen Talenten am meisten entsprach, lag auf einem andern Gebiete. Er war nämlich Heirathsvermittler. Das war seine Schwärmerei, und in dieser Eigenschaft hatte ihn mir der Schech=el=belled Ibrahim in väterlicher Fürsorge zugeführt.

Nach einer sehr umständlichen, höchst zeremoniellen Begrüßung wurde von Daud Kaffee und Tabak gereicht, der es dann für selbstverständlich hielt, auch dabei zu sein; er nahm an der Thür Aufstellung und hing mit offenem Mund und Auge bewundernd an den Lippen des Mufti.

Dieser begann, indem er den Geistlichen zuerst ins Feuer schickte, um als geriebener Rechtsgelehrter, den Gegner dann desto leichter hineinzulegen, folgendermaßen: „O Du Allerbarmer, Du Inhaber meines Nackens und meiner Gedanken, erleichtere es mir und schlichte meine Nöthen!"

Nach diesem Stoßgebet sagte er: „Von unserem vortrefflichen Schech=el=belled Ibrahim Abu Hadra habe ich erfahren,

daß Du auf muhammedanischer Erde Dich angesiedelt und in Schoka eine Abadieh erworben hast, und daß Du, obwohl ein Ungläubiger — Gott verzeihe es Dir! — dennoch ein guter und gerechter Chauagha bist —"

„„Uallah Chauágha taiëb — beim Allah! der Chauagha ist gut!"" bestätigte der Schech el belled mit verzückter Miene.

„— Daß Du aber in Deinem Hause einsam dahinlebst wie ein Eremitenkrebs, das ist nicht gut. Denn der Herr will nicht, daß der Mensch einsam dahinlebe. Nur Er lebt einsam, der Alllebendige. Er hat nicht gezeugt und ward nicht gezeugt, Er ist der Ewige. —"

„„Uallah, so ist es! Amin!"" bekräftigte der Schech-el-belled, und um zur Sache zu kommen, fuhr er in väterlicher Weise fort: „„Willst Du denn ewig in Deinem Hause einsam leben, bei Tag allein und bei Nacht allein, immer allein? Ist es nicht besser, Du nimmst eine Frau und thust ein gutes Werk, indem Du sie ernährst?""

„Oder, was noch besser ist," fügte der Mufti hinzu „Du nimmst gleich mehrere Frauen, warum nicht? Wenn Du sie ernähren kannst und wenn Dir Deine Religion es erlaubt."

„Nein, ich darf nur eine Frau heirathen," entgegnete ich schüchtern.

„Nur eine Frau? Ja meskin! Ach, Du Aermster! Du kannst mir wirklich leid thun, aber, was ist das? Schaff' Dir doch eine bessere Religion an!"

Der praktische Schech-el-belled sagte mir: „„Nun gut, dann nimm wenigstens eine Frau;"" und zum Mufti gewendet: „„Der Chauagha nimmt erst eine Frau, und wenn es ihm gefällt, dann kann man ja weiter reden.""

„Meinetwegen" sagte der Mufti, „erst eine Frau."

Den beiden Graubärten gegenüber, die über mein Schicksal so souverän entschieden, fühlte ich mich als verschämter Junggesell etwas unbehaglich.

Der Mufti merkte es und sagte: „Sei nur ruhig, ich suche Dir eine schöne Tochter aus. Ich kenne deren viele, schwarze und rothe, braune und gelbe. O, ich kenne eine gelbe Blume, ich sage Dir, es ist das reine Gold."

„Ach nein! Lieber keine gelbe. Die Farbe gefällt mir nicht!"

„Gut! Dann heirathest Du die schwarze, bildschöne Soda. Die ist für Dich wie geschaffen. Von sehr guter und reicher Familie. Die kannst Du aber nur auf koptisch heirathen."

„Was heißt das, auf koptisch heirathen?"

„Nun, wir gehen zur koptischen Kapelle. Das sind auch Ungläubige wie Du. Dort werdet Ihr getraut, aber dann kannst Du Dich nicht mehr scheiden lassen."

„Das ist störend."

„Mitgift und Abstandsgeld wird vereinbart für den Fall, daß Du einmal von Egypten fortziehen willst, denn dann darf Dir die rechtgläubige Frau nicht folgen."

„Auf koptisch heirathen ist so übel nicht."

„Aber die schöne Soda kannst Du auf koptisch allein nicht heirathen. Die Eltern geben es nicht zu."

„Nun, dann müssen wir auf die schöne Soda verzichten."

„Verzichten? I, warum denn? Ihr werdet anders, Ihr werdet doppelt getraut. Zuerst in der koptischen Kapelle und außerdem vor dem Imam. Dann bist Du aber tüchtig verheirathet, für ewige Zeiten."

„Das ist mir doch ein wenig zu lang."

„Und fortreisen kannst Du, wohin Du willst. Die schöne Soda kann Dir bis an's Ende der Welt nachreisen und Dir überallhin die schönen schwarzen Bübchen nachschleppen."

„Das geht nicht, das würde mir in der Heimath zur Unehre gereichen."

„Was sagst Du? Die schöne Soda, eine Bekennerin des Propheten, zur Unehre gereichen? Und warum das? Eure Frauen sind wohl ganz besondere Heilige? O, ich kenne sie von Triest her. Ich sage Euch, Schech Ibrahim Abu Hadra, beim Bart des Propheten, diese weiße Frauen, das ist eine wahre Strafe Gottes! Wie wandeln sie keck in allen Straßen und sind ganz nackt im Gesicht und sahen mich an mit großen, verliebten Augen, als wollten sie sich dem Mufti Mansur gleich an den Hals werfen. O Chauagha! Du solltest auf den Knien dem Himmel danken, wenn er Dir eine schwarze Taube des Islam bescheeren wollte. Aber wenn Dir das Heirathen gar so schwer fällt, dann laß uns doch nach Kairo gehen. Dort ist mein Freund und Anverwandter, der berühmte Djellab, d. i. Sklavenhändler Abdurrachman Aga. Er hat eine große Auswahl von unfreien Töchtern. Da sind Mädchen, kleine und zarte und andere, so rund wie die Mondkälber, auch schwarze und braune von Habbeschi, von Darfur, von Obeïd und Kordofan und von weiter nilaufwärts. Wir wollen uns die schönste aussuchen. Ich will sie Dir kaufen. Gefällt sie Dir später nicht mehr oder mußt Du heimreisen, dann kauft sie Dir Abdurrachman Aga wieder ab."

„Das war ein guter Gedanke, Deine Worte sind Honig, o Mansur Effendi," rief ich aus. Der Junggeselle in mir, der schon in den letzten Zügen gelegen, athmete wieder auf und ergriff den Ausweg mit Begeisterung, und so verabredete ich mit dem Mufti für den nächsten Sonntag einen Ausflug nach Kairo, um in seiner Gesellschaft den Sklavenmarkt zu besuchen.

Als er mit Schech Ibrahim sich langsam entfernte, eilte

der Diener Daud ihnen nach, und aus dem langen Unterhandeln und Schwören und Gestikuliren war zu entnehmen, daß er dem Mufti seine ganze Herzensgeschichte mittheilte und sich seine Vermittelung in dieser Angelegenheit erbat.

Pünktlich trafen wir mit dem verabredeten Zuge in Kairo ein, bestiegen zwei flinke Reitesel und waren bald in einem Netz von engen Straßen verschwunden, wo neben unscheinbaren, modernen Wohnhäusern oft die herrlichsten Denkmäler altarabischer Architektur überraschend auftauchen. Die Eingangspforten gewöhnlich aus massiven Quadersteinen mit den kunstvollsten Arabesken, mit phantastisch verschlungenen Inschriften und Koransprüchen geschmückt, die den Ruhm und die einstige Größe des Islam verkünden.

In einer Seitengasse Alt-Kairos nicht weit vom Hafen Bulak machten wir Halt. Schon damals wurde der Sklavenhandel, der noch nicht wie heute das Tageslicht zu scheuen brauchte, in abgelegenen Quartieren betrieben, so daß mit dem vizeköniglichen Ferman von 1877, der das Feilhalten von Sklaven offiziell verbot, sich in dieser Beziehung nicht viel änderte, nur daß man es sorgfältiger als früher vermied, wenn neue Sklaventransporte anlangten, Aufsehen zu erregen, um dem englischen Generalkonsul keine Handhabe zu bieten, mit Protesten gegen die nachsichtigen lokalen Behörden vorzugehen.

In der geräumigen Halle nebst anstoßendem Binnenhofe des Hauses, das wir betraten, herrschte buntes Treiben. Es hatten sich mancherlei Käufer eingefunden, auch zwei verschleierte mit Burca und Habarrah, d. h. mit Gesichtsschleier und schwarzem Straßenmantel vollständig verhüllte Damen, welche ein paar schwarze Dienerinnen aussuchen wollten; dann ein weißbeturbanter Türke, der für einen vornehmen Harem seine Waare suchte und mit besonderer Aufmerksamkeit behan-

delt wurde; auch ein Engländer mit fuchsrothem Backenbart und blauer Schutzbrille, mit einem weißen Korkhelm auf dem Kopfe, um die Wirkung der Sonnenstrahlen zu pariren. Er war von seinem Dolmetscher, einem im Lande geborenen, verschmitzt aussehenden Griechen begleitet.

Die interessanteste Persönlichkeit war unstreitig der Herr des Hauses, der Djellab Abdurrachman Aga, ein hochgewachsener, halbergrauter Sünder, der unter dem Schein der musterhaftesten Frömmigkeit seit vielen Jahren den schnöden Handel im Großen betrieb. Er hatte seine Agenten unterwegs in Khartum und höher nilaufwärts, wo sie direkt von den Sklavenjägern, den Baggaras und Dongolowas, welche die Provinzen Darfur und Kordofan und das ganze Stromgebiet des Weißen Nil verheeren und brandschatzen, die Einkäufe besorgten. Auf großen Nilbarken wurde ihm die schwarze Waare stromabwärts nach Kairo zugeführt. Andererseits hatte er seine Abnehmer nicht nur in Kairo und Unter-Egypten, sondern auch in der Levante bis Konstantinopel. Die Sklaven wurden sowohl unterwegs als auch in seinem Hause mit Menschlichkeit behandelt und gut genährt. Durch Redlichkeit im Verkehr mit seinen Kunden hatte Abdurrachman Aga sich im ganzen Orient des besten Rufes zu erfreuen. Freilich mit unseren abendländischen Gesinnungen wird es uns schwer, in dieses Lob einzustimmen, und unser angeborener Abscheu vor der Sache selbst wird uns immer hindern, die schätzenswerthen Eigenschaften eines Menschenhändlers anzuerkennen. Aber vergessen wir nicht, daß der Orientale mit andern Empfindungen der Sklaverei gegenübersteht, die durch seine Religion und uralte Sitte eine für ihn gewohnte und vorläufig unentbehrliche Einrichtung ist. Denn der Koran, der die strenge Abschließung der Frauen, also den Harem, vorschreibt, hat damit zugleich das Halten von Sklaven nothwendig gemacht. Auch wird im

Koran durch Mahnung und Lehre das Verhältniß des Herrn zu seinem Sklaven geordnet, um das Schicksal des Letzteren so mild als möglich zu gestalten. Und mit gutem Erfolg.

Denn in mohammedanischen Häusern in Egypten herrscht meistens ein schönes, patriarchalisches Verhältniß. Die Sklaven gehören im wahren Sinne des Wortes zur Familie und haben es viel besser, als die Dienstboten bei uns zu Lande, vielleicht, weil dort der Abstand in der Bildung zwischen Herrn und Sklaven nicht so groß ist, vielleicht auch, weil diesen der Begriff der Freiheit ein Buch mit sieben Siegeln ist. Was sollten sie auch mit der Freiheit beginnen? Es würde ihnen ergehen, wie gewissen exotischen Vögeln, wenn wir sie aus falscher Sentimentalität aus dem Käfig befreien wollten. Es wäre ihr Verderben. Denn niemals könnten sie den ungeheuren Rückweg in ihre Heimath, von der sie durch Ströme, Berge und Wüsteneien getrennt sind und wo ihnen tausend Gefahren drohen, wiederfinden. Und wie sollten sie, einmal befreit, in Egypten, wo sie kaum der Landessprache mächtig sind, für ihr Fortkommen sorgen? Nein, ein milder Herr, der sie kauft und pflegt und in sein Haus aufnimmt, ist für sie ein Wohlthäter, ein Befreier aus den Händen der Sklavenjäger und Spekulanten. Und wenn wir in ihre Seele blicken könnten, wir würden keine Spur von Unseligkeit darin entdecken. Denn angenommen selbst, daß das unfreie Menschenkind in einsamen Stunden einmal der eigenen Zukunft nachhängt, so findet es mancherlei, was seinem Ehrgeiz und seiner Glückssehnsucht schmeichelt, ohne daß jemals der Wunsch nach jener abstrakten Freiheit, die uns beherrscht, in ihm rege würde. Und wie Viele haben ihre Träume sich erfüllen sehen!

Die höchsten Ehrenstellen des Landes sind häufig früheren Sklaven zu Theil geworden. Man könnte viele Namen nennen. Und manche Sklavin hat sich durch Schönheit und Klugheit

zur Herrscherin emporgeschwungen — und nicht nur bildlich; denn selbst die Frauen des Beherrschers aller Gläubigen in Konstantinopel sind mit seltenen Ausnahmen frühere Sklavinnen. Und wo auf Erden findet sich eine so unbegrenzte Verehrung, verbunden auch mit äußerem Glanz und öffentlichen Huldigungen, wie sie in Konstantinopel und Egypten der Sultan Valideh, d. h. der Mutter des jeweiligen regierenden Herrschers, gezollt wird? Und jede Sklavin träumt, daß sie zu etwas Höherem auserkoren sei. Dem Islam gebührt die Anerkennung: das sind glänzende Leistungen ausgleichender Gerechtigkeit, die die Einbildungskraft von Generationen und Jahrhunderten in Fesseln legen. Und ist es auch nur ein Trugbild, so täuscht es doch die Gläubigen über so manche Trostlosigkeit und so manche Wüstenei der orientalischen Welt hinweg.

Freilich, wie gut die Sklaven es im Allgemeinen in egyptischen Familien haben mögen, so werden sie doch häufig von schwerem Heimweh ergriffen. Und Heimweh ist in tropischen Gegenden eine gefährliche, oft lebensgefährliche Krankheit, von der besonders die zarter organisirten Bewohner des abyssinischen Hochlands in der Fremde heimgesucht werden, und nicht Wenige fallen ihr in jungen Jahren zum Opfer.

Aber wenn wir das phantastische Interesse, das uns das Schicksal dieser unfreien braunen Menschenkinder einflößt, oder vielmehr, das wir mit unserm guten Herzen und unserer Einbildungskraft in ihr Schicksal hineintragen, bei Seite lassen und die Sache ohne Voreingenommenheit betrachten wollen, dann wird uns der Sklavenmarkt zu manchen anregenden Beobachtungen Anlaß geben.

Die braunen und schwarzen Sklaven nebst allen Zwischenschattirungen hockten in verschiedenen Gruppen auf dem Fußboden und waren in lebhafter Unterhaltung. Es herrschte die

ausgelassendste Fröhlichkeit. Der Gedanke, daß wir es hier mit Unglücklichen zu thun haben, kann gar nicht aufkommen. Einige Neger hielten sich abseits und kauten Mastix oder Harz zwischen ihren weißblitzenden Zähnen und bewegten ihre wulstigen Lippen und riesigen Backenknochen. Diese menschlichen Wiederkäuer stierten mit dem Ausdruck vollkommenster Gleichgiltigkeit in die Welt hinein, während einige Negerinnen, die auch da waren, mehr Verständniß für ihre Umgebung und größere Intelligenz verriethen.

Die vorerwähnten verschleierten Damen ließen sich ein halbes Dutzend Negerinnen vorführen und wählten gerade die plumpsten und häßlichsten zwei; sie hatten wohl ihre Gründe. Ohne den geringsten Widerstand entgegenzusetzen, ließen sich die Negerinnen wie Schafe befühlen und betasten, mußten Zunge, Zähne und Zahnfleisch zeigen und schienen wohl auch ihrer strotzenden Gesundheit wegen den Anderen vorgezogen zu werden.

Die Wahl war damit abgethan, aber der Preis noch lange nicht bewilligt. Die Damen boten offenbar zu wenig und wurden von dem sehr höflichen, sogar galanten Abdurrachman Aga immer wieder auf den Divan zum Niedersitzen genöthigt und mit Kaffee bewirthet. Nach jedem Täßchen wurde ihr Angebot höher, aber Abdurrachman Aga that vornehm und führte ihnen zu Gemüthe, daß es eine Todsünde sei, einen Nebenmenschen so niedrig zu tariren. Dann schien er sich ganz dem beturbanten Effendi zu widmen, der für den Harem von Ismail Pascha Mubarek ein junges Mädchen suchte, wobei der Dolmetscher des Engländers, zum sichtlichen Aerger des Händlers, in die sehr lebhafte Unterhaltung sich fortwährend einmischte. In schlechtem Englisch oder Italienisch richtete er an unsere Adresse seine Bemerkungen und setzte den überschwänglichen Anpreisungen Abdurrachman Aga's sarkasti-

sche Raubglossen entgegen. Aber als Dolmetscher eines sehr besuchten Hotels mußte er eben geduldet werden.

Zuerst führte Abdurrachman Aga ein Mädchen aus Dongola herein, welches in einen wollenen Burnus eingehüllt war, auf seine Aufforderung aber denselben ohne die geringste Scheu zurückschlug und einen schlanken, tadellosen Wuchs zeigte, mit einem reizenden Köpfchen und zwei Augen, die sofort ein sehr selbstbewußtes, kokettes Spiel mit der Umgebung begannen.

Die Dongolesischen Schönen sind wegen ihres Leichtsinns und wegen ihres heroischen Mangels an Zurückhaltung berühmt. Die Frauen stipuliren schon in ihrem Heirathsvertrage einen freien Tag in jeder Woche, wo sie der Kontrole und Autorität des Mannes nicht unterliegen. Ihre Wildheit und Unbotmäßigkeit findet einen erhöhten Ausdruck in der Thatsache, daß sie bei El Abed Banden bilden, reisende Männer überfallen und nur gegen ein Lösegeld freigeben sollen.

Unsere Dongoleserin war von Farbe dunkelbraun, aber störend war es, daß sie so fettglänzend aussah, indem Gesicht und Leib mit einer öldustenden Substanz über und über eingerieben war, auch ihre hundert Haarzöpfchen mit Fett zusammenklebten. Ihr Hals war mit vielen bunten Perlenschnüren behängt, in denen ihre Finger spielten, während Abdurrachman Aga, hinter ihr stehend, mit triumphirender Miene den zurückgeschlagenen Burnus festhielt und zum weißbeturbanten Käufer gewandt sagte:

„Was sagt Ihr dazu, ja Sidi, Selim Effendi? Allah ist barmherzig und sendet Euch diese Blume aus dem Garten des Paradieses."

Der Grieche nießte und sagte zu uns gewendet: „Die Blume riecht schlecht!"

„Nun sprecht doch, Selim Effendi, sagt Amin!" und als

dieser schwieg, „was habt Ihr an ihr auszusetzen? Hat sie nicht ein paar Taubenaugen?"

„Luxaugen", sagte der Grieche.

„Hat sie nicht Korallenlippen?"

„Die Korallen färben ab."

„Wollt Ihr Granatäpfel, ja Selim Effendi? — dann greift zu!"

„Für einen Piaster giebt es zehn", sagte der Unverbesserliche.

„Ja, Sidi, Selim Effendi, öffnet Eure Augen, denn der Herr ist barmherzig!"

Aber Selim Effendi blieb ungerührt und murmelte nur „La, la! fen ettani?" d. h. „Nein, nein, wo ist die Andere?"

Abdurrachman Aga schüttelte den Kopf, strich den Bart und schwor beim heiligen Seid Achmed el Bedani, daß Selim Effendi sein Glück verscherze, ging mit der Dongoleserin fort und kehrte offenbar sehr ungern aus einem Nebenraum mit einer hochgewachsenen, in ein weißes Muselintuch ganz eingehüllten Sklavin zurück. Als Abdurrachman Aga ihr dasselbe vom Kopfe abnehmen wollte, leistete sie Widerstand, richtete sich stolz auf und warf dem Djellab einen Blick zu, daß er scheu seine Hand zurückzog. Dann entblößte sie ihr Gesicht und ein paar wundervolle Schultern, und mit der Hoheit einer Königin stand sie vor uns da. Es war eine Gallas, garije Habbeschieh, stammverwandt und benachbart den Abyssiniern, von hellbrauner, goldig flimmernder Haut. Es war eine Bronzefarbe von hervorragender Schönheit, die auf Alle einen überraschenden Eindruck machte.

Der phlegmatische Engländer wischte seine blaue Schutzbrille und war plötzlich Feuer und Flamme, er bedeutete seinen Dolmetscher, den Griechen, der seine Sarkasmen vergessen zu haben schien, daß er auf diese bieten möchte.

Das Gallasmädchen war in der That wunderbar anzusehen. Kopf und Haltung hatten den Zauber eines aufgescheuchten Kindes. Ihre Haut war ein weicher, gleichmäßiger Seidenflaum von fleckenloser Reinheit. Dazu zarte kleine Füße, die noch nie der Schuh gedrückt, kleine, wohlgeformte Hände, eine perlengleiche Reihe von weißblinkenden Zähnen, obwohl sie schwerlich wußte, was eine Zahnbürste war. Die ganze Gestalt hatte etwas Wohlgepflegtes, Feines, Vornehmes. Wer möchte glauben, daß sie in ihren Heimathbergen stets nackt, nur mit einem Muschelgürtel bekleidet, in jedem Wetter sich im Freien bewegt hatte? Aber die Natur hat ihre Toilettengeheimnisse, von denen die Schulweisheit unserer Haarkräusler und Haarkünstler sich nichts träumen läßt. Zweifellos war dieses Gallasmädchen von musterhafter Sauberkeit, die sie dem täglichen, oft mehrmaligen Gebrauch von Bädern, ebenso wie sie der Wurzel einer einheimischen Pflanze, die sie kaute, den Perlenglanz ihrer Zähne zu verdanken hatte.

Der Engländer bot zum Schrecken von Selim Effendi gleich funfzig Guineen, die dieser aber nach kurzem Zögern ebenfalls bewilligte, und als Jener den Betrag auf hundert erhöhte, gab er, nach einem derben türkischen Fluch gegen die Giaurs, auch hundert, mit dem Anspruch, daß ihm, als frommem Moslem und beständigem Kunden des Hauses, der Vorzug vor dem Ungläubigen gewährt werde.

Während dieser Verhandlungen stand das Gallasmädchen in athemloser Spannung mit gewitterdrohender Stirn stolz aufgerichtet da. Abdurrachman Aga wandte sich an sie selbst und theilte ihr mit, daß beide Effendis sie erwerben wollten und fragte sie, welchem von diesen Effendis sie folgen wolle? Sie antwortete: „Ich sehe nur einen Effendi. Denn Du wirst mich, o Schech, doch nicht dem rothen Affen da geben?!"

Der Dolmetscher übersetzte dem Mylord diese Worte nicht,

obwohl sie sehr treffend waren. In der That erinnerte seine äußere Erscheinung, zumal sein mit rothem Backenbart eingerahmtes Gesicht, an den zottigen Bewohner der afrikanischen Wälder in hohem Grade.

Selim Effendi oder vielmehr sein Herr Ismail Pascha Mubarek war der glückliche Ersteher des schönen Gallasmädchens und es wurde verabredet, wie üblich, daß sie in Begleitung einer alten Frau des Abdurrachman Aga auf drei Tage in den Harem des Käufers eingestellt werde, und falls sie sich während dieser Zeit bewährte, dann sollte die Sache abgemacht sein. Zu den verschiedenen großen und kleinen Fehlern, welche den Kauf rückgängig machen können, gehört auch, daß die Sklavin nicht im Schlafe sprechen, nicht mit den Zähnen knirschen und nicht schnarchen darf.

Der Mufti Mansur Effendi, der mir einige Mal bedeutungsvoll zugewinkt und mich zum Bieten aufgefordert hatte, war außer sich und machte mir wegen meiner Theilnahmlosigkeit große Vorwürfe. Er habe mich dem Abdurrachman Aga sehr angelegentlich empfohlen, der habe zu diesem Gallasmädchen durchaus gerathen, und der wisse, was er sage. Was ich denn an ihr auszusetzen gehabt? Ob sie nicht ein paar süße Augen und einen Erdbeermund und den Wuchs einer Gazelle habe, und ob sie nicht ganz und gar ein Engel des Paradieses sei? Ich antwortete dem bejahrten Schwärmer, ja, ein Engel des Paradieses, der aber den Teufel im Leibe habe, und sie würde es in Schoka nicht acht Tage aushalten.

„Was willst Du nun thun?“ sagte er. „Ganz Schoka hat erfahren, daß Du eine Sitteh aus Kairo holen willst, und sie erwarten Deine Rückkehr mit Ungeduld. Vielleicht gedenken sie Dir und Deiner Braut zu Ehren sogar eine kleine Fantasia darzubringen. Wie wäre es, Chauagha, mit der Dongoleserin?“

„Gott bewahre uns!“

„Oder eine Andere?“

„Nein, Mansur Effendi, Du mußt mit mir nach Schoka kommen. Ich schenke Dir Habarrah und Schleier und dann ziehst Du an meiner Seite, als Sitteh gekleidet, in Schoka ein. Dann wird es eine lustige Fantasia werden!“

„La, la! Di maskára! Nein, nein! Das ist nicht Dein Ernst! Aber Burka und Habarrah kannst Du mir doch für meine Frau Feradeh schenken.“

Unterdessen waren einige starkknochige, pechschwarze Neger für einen neuen Kunden vorgeführt worden. Er brauchte einen Saïs, d. h. einen Läufer, der vor der Equipage her zu laufen hatte. Dazu war vor allen Dingen ein starker Brustkasten erforderlich. Die Stellung als Saïs ist sehr gesucht, weil ein großer Kleiderluxus damit verbunden ist. In der That ist der Anblick eines Saïs, wie er vor den in gestrecktem Trabe mächtig ausgreifenden Pferden dahinfliegt, ein phantastischer, und in seinem schneeweißen, mit Gold verbrämten Anzuge, mit im Winde flatternden offenen Aermeln, mit seidener Kuffieh auf dem Kopfe ein höchst malerischer. Die Eitelkeit ist bei den Negern in auffallendem Grade entwickelt. Wenn man ihnen einen Spiegel zeigt, dann geberden sie sich wie toll, viel toller wie die Frauen, und wollen nicht mehr von der Stelle und stieren mit unglaublicher Leidenschaft, ihre aufgedunsenen Gesichtszüge bewundernd, hinein.

Der Käufer besichtigte die Neger, ihren Mund, ihre Zähne, ihre Nasenhöhlen und Augen auf's Genaueste. Der Eine derselben war mit Amuletten und vielen Glasschnüren behangen und hatte große Messingringe in den Ohren. Er war aus dem Darfur. Der Käufer gab ihm den Vorzug nicht wegen seiner Amulette, sondern wegen seiner kräftigen Beine, die sonst bei den Negern spindeldürr zu sein pflegen.

Mansur Effendi hatte sich sehr gern bereit finden lassen, mich nach Schoka zu begleiten. Ich hatte ihm auf dem Muski*) die gewünschte Habarrah und einen Gesichtsschleier gekauft, und nachdem er mit mir im Hotel du Nil, einem echt orientalisch eingerichteten, von einem Deutschen geleiteten Gasthof, sehr gut gespeist hatte, fand er den Gedanken, als junge, liebliche Braut in Schoka einzuziehen, sehr unterhaltend. Doch mußte der schöne Gedanke aufgegeben werden, weil schon am Bahnhof zu Damanhur der Kallaf Muhammed uns oder vielmehr den Mufti erwartete. Er machte ihm die willkommene Mittheilung, daß er sich die Sache überlegt und jetzt in seinen Vorschlag, den er in Schoka erst zurückgewiesen hatte, gern einwilligen wolle. Die schlechten Auskünfte, die er über den Beduinen Achmed, den bisher bevorzugten Freier Aïscheh's erhalten, hätten seinen Entschluß zur Reise gebracht. Gegen ein Heirathsgut von zwölf Pfund wolle er sie dem Daud geben, aber dieser besitze nur zehn Pfund und hoffe den Rest als Vorschuß vom Chaugha gewährt zu bekommen.

Ich freute mich über diese Nachricht und stellte dem ganz glückseligen Mufti, der diesen Tag durch ein Geschäft verherrlichen sollte, die fehlenden zwei Pfund zur Verfügung, damit er sie als Angeld dem Mohammed auszahle und die Sache gleich abmache. Der aber benutzte das Geld, um in Damanhur seine Einkäufe zur Feier des Tages zu besorgen. So war denn in Schoka wirklich eine Fantasia zum bevorstehenden Hochzeitsfeste Daud's mit Aïscheh in Aussicht.

Diese schien sich resignirt in ihr Schicksal zu fügen, obwohl es bekannt war, daß der Beduine Achmed sich mit gutem

*) Hauptstraße in Kairo.

Glück um sie bemüht hatte. Beim Fischfang war es, wo er zum ersten Mal das Herz Aïscheh's eroberte. Wenn nämlich der rothe Nil nach überreicher Bewässerung von den Aeckern abläuft, bleiben in den Wasserlachen die Fische massenhaft zurück, und dann ist es närrisch anzusehen, wie sie von den Arabern mit der Hand gefangen werden. Die Fische suchen zu entschlüpfen und schnellen hin und her und die Araber in possirlichen Sprüngen schnellen ihnen nach. Hierbei hatte Achmed seine reiche Beute in den Korb Aïscheh's geliefert. Seitdem stellte er sich regelmäßig Abends am Weiher ein. Die Wildenten, die hier zur Nachtruhe niederfallen, suchte er zu beschleichen, und lauerte und zielte so lange, bis er wenigstens zwei auf einen Schuß erlegte. Ein Schuß Pulver ist den Beduinen ein gar kostbares Gut, denn das Schießpulver ist Monopol und sehr theuer, muß daher möglichst gespart werden. Das erlegte Wildpret brachte Achmed jedesmal zum Zelte Mohammed's, der es mit bedeutsamem Schweigen hinnahm.

Mohammed gehörte zu den fest angesiedelten Beduinen und es schmeichelte ihm die Bewerbung des freien Stammgenossen, der die edlere Rasse im Lande, besonders den Fellachen gegenüber, repräsentirt. Als praktischer Mann hatte Mohammed diesen Vorzug dadurch anerkannt, daß er den Berberiner Daud um zwei Pfund höher besteuern wollte. Aber seine Erkundigungen hatten ergeben, daß Achmed ein wilder, unstäter Geist, ein Raufbold und, was das Allerschlimmste, ohne alle Mittel sei. Sein Vater war ein Geizhals und wollte Nichts für ihn thun. Freilich, hätte Mohammed seine Tochter gefragt, dann wäre die Auskunft über Achmed ganz anders ausgefallen, denn sie meinte, Alles das sei Lüge und Verleumdung. Ihr war er ein Held, ein König von unermeßlichem Besitz, denn die ganze Wüste und Alles, was sein

Falkenblick und seine lange Feuersteinflinte erreichte, war sein. Wenn er spät Abends am Teich seine einförmigen Beduinenlieder erklingen ließ, die in halben Tönen so traurig auf und nieder wogten, dann fühlte sie den Widerhall dieser uralten Melodien tief im Herzen und beantwortete sie von fern mit einem kurzen gellenden Triller, jenem jauchzenden, unnachahmlichen Naturlaut der arabischen Frauenkehle, den man „zigerit“ nennt. Am liebsten wäre sie gleich zu ihm hingeeilt. Aber wie durfte sie es wagen, da sie im Dunkel des Zeltes Aller Augen lauernd auf sich gerichtet fühlte? Ohne aufzusehen, sah sie in der lautlosen Schwüle ihres elterlichen Palmenbastzeltes, daß die schlaflosen Augen von Vater und Mutter, daß die klugen Augen des Kameelweibchens, dessen Hals und Kopf zur Nacht sich auch unter dem Zelte barg, daß sogar die großen erschreckten Augen ihrer eigenen Seele sie verfolgten. Sie wußte nur zu gut, was sie durfte und nicht durfte. Denn durch das enge Zusammenleben werden diese Naturkinder früh eingeweiht und selbstständig.

Die Beduinen sind beim Fehltritt eines Mädchens von unerbittlicher Strenge. Selbst wenn die Eltern sie schonen und ihr den üblichen Gifttrank vorenthalten wollten, so würde der Stamm sie unfehlbar aus der Welt schaffen. Die Reinheit des Blutes steht dem Beduinen höher als das Leben, ebenso beim Menschen wie beim Thier.

Als Mohammed seiner Tochter nach seiner Rückkehr von Damanhur bestätigte, daß Alles in Ordnung sei und sie Abends dem Daud angetraut werden sollte, hörte sie ihn wie versteinert, ohne ein Wort der Erwiderung an. Die väterliche Gewalt ist im Orient unbegrenzt, unbegrenzt der Gehorsam des Kindes. Schweigend fügte sie sich dem Befehl, der ihr wie ein Todesurtheil das Herz zusammenschnürte. Durch verrätherische Thränen sah sie den schönen Shawl, das blitzende, unechte

Geschmeide aus Damanhur, das der Vater vor ihren Augen ausbreitete. Sie hauchte nur hin: „Allah kerim!“ Gott ist barmherzig!“ Dann ihre Thränen verschluckend, dachte sie im Stillen an Achmed, ihren zweiten Gott, der schon Alles rechtzeitig erfahren und wenden werde. Sie sagte sich, wer weiß, ob nicht Alles grade so und nicht anders kommen mußte? Bald war sie wieder heiter und ließ sich nicht wie ein Schlachtopfer, sondern wie eine blühende Braut von ihrer Mutter und von ihren Freundinnen zur bevorstehenden Hochzeit schmücken.

Daud, eine gute, dankbare Seele, war außer sich vor Freude, weil er so unverhofft, so überraschend plötzlich zum Ziele gelangen sollte. Er entwickelte eine fieberhafte Thätigkeit in seiner Küche durch Zubereitung von großen Mengen süßen Scherbets und von auf dem Feuer brodelnden, in Oel gebackenen kleinen Schmalzkuchen. Sein Inneres glühte und dampfte und brodelte ganz ebenso in einer wirbelnden Glücksatmosphäre.

Gegen Sonnenuntergang wurde er von den Männern von Schoka abgeholt und zum Fluß geführt. Nach gemeinsamem Bade wurde das Abendgebet gemeinsam verrichtet. Dann begaben sie sich Alle zum Zelte Mohammed's, wo der Imam das Paar zusammensprach und einsegnete. Jetzt wurde der Umzug durch Schoka geordnet.

Aïscheh thronte hoch oben auf dem reich angeschirrten Kameele, das auf einer teppichbehängten Riesensänfte außer ihr noch die Mutter und Schwester und zwei Freundinnen trug. Vor dem Kameele und dahinter hatte sich ein Zug von Männern mit Fackeln in der Hand gebildet, in deren Mitte sich die Frauen einfanden. Musikanten mit Trommeln, Tamburin und Tarabuka spielten um die Wette rauschende, ohrzerreißende Weisen, durch das „zigerit!“ der trillernden Frauen unterbrochen. Der Chorgesang der Männer fiel von Zeit zu Zeit

am Schluß der Strophen ein. Buntgekleidete, mit tausend Münzen behangene Tänzerinnen und ein Gefolge von Bettlern gaben dem Zug von Weitem ein höchst eigenartiges Gepräge. So gelangte der Feuerschein, sich allmälig nähernd, an mein Haus, wo Halt gemacht wurde, bis Daud die vorbereiteten Kuchen und Getränke herumgereicht hatte, dann ging es weiter fort zur Wohnung der Neuvermählten, die ich ihnen im Endflügel des Wirthschaftsgebäudes angewiesen hatte.

Hier vor der Eingangsthür waren Matten und Teppiche im Freien ausgebreitet, auf denen die Gesellschaft sich lagerte, um von Daud und Mohammed gemeinsam bewirthet zu werden, zu rauchen, Kaffee zu trinken und die Leistungen der Ghawazis, die zum Klange der Instrumente tanzten, zu bewundern.

Dieser Tanz bei Fackelbeleuchtung, eine glühende Verherrlichung von Liebessehnsucht und Liebesglück, wird mehr mit den Armen und dem Oberkörper als mit den Füßen getanzt und fesselt die Sinne der arabischen Männerwelt in unglaublicher Weise. Als Daud und Mohammed, Schech Ibrahim und Mansur Effendi, und wie die Grauköpfe alle hießen, mit klopfendem Herzen und nicht weniger gespannt als die Dorfjugend und die Frauen, den sanften und dennoch unendlich wilden Bewegungen der Ghawazis folgten, die bald zu den Klängen der Tarabuka, wie willenlos, kaum wahrnehmbar hinglitten, bald, aufgescheucht vom scharfen Rasseln des Tamburins, mit bebenden Schläfen, am ganzen Leibe zitternd, in rasender Leidenschaft, wie Raubthiere, zum Sprunge bereit schienen — da war Aïscheh unauffällig und unbemerkt ins Haus getreten, um es auf der anderen Seite sofort zu verlassen und mit Achmed ein Reitkameel, das er bereit hielt, zu besteigen.

Als die Tänzerinnen und Musikanten schweißtriefend endlich aufhörten, hatte Aïscheh, mit einem Vorsprung einer halben Stunde, beim Sternenschein den Rand der Wüste erreicht.

Sie war nicht mehr einzuholen und in der neuen Heimath geborgen.

Am nächsten Tage mit Sonnenaufgang verabschiedete sich gebrochenen Herzens Daud unter Thränen. „Bedaui und Barabra sind Feuer und Wasser. Daud will fort, weit fort nach Hause. Wenn ihn Allah gesund macht, dann kommt er zum Chauágha wieder.“ — Ich habe den armen Burschen nicht wiedergesehen.

Ehestudien im Orient.

Die Anziehungskraft, die Egypten auf alle Reisenden, gelehrte wie ungelehrte, ausübt, hat eine lawinenartig anwachsende Literatur zur Folge. Die Fruchtbarkeit der Schriftsteller scheint mit der Fruchtbarkeit des Landes zu wetteifern. Wer einmal Nilwasser getrunken, den zieht es immer wieder hin und er ruht nicht, bis seine Sehnsucht zu Worte kommt oder zur Feder greift. Diese Redseligkeit und Schreibseligkeit, sind sie nur Modesache oder haben wir es mit einer tiefer begründeten, allgemein giltigen Erscheinung zu thun? Eine solche wäre durch das geographische, geschichtliche, religiöse oder kunsthistorische, kurz, durch das wissenschaftliche Interesse allein nicht hinlänglich erklärt. Es wirkt ja unstreitig mit, aber das ist es nicht, warum jedem Gebildeten der Aufenthalt in jenem wunderbaren Lande für sein ganzes Leben epochemachend und unvergeßlich wird. Was ist es also?

Es ist der überwältigende Eindruck einer vollkommen organisirten, fremden Welt, der unsern so unähnlich, als wenn wir plötzlich auf einen andern Planeten versetzt würden. Die mitgebrachte Weltanschauung läßt uns hier im Stich und es eröffnen sich uns nach allen Seiten neue, ungeahnte Ausblicke. Denn hier ist das Leben auf anderer Grundlage und zum Theil nach ganz verschiedenen Grundsätzen und oft sogar recht polizeiwidrig aufgebaut. Und dennoch existirt diese Welt,

sie lebt und zappelt, blüht und welkt, liebt und haßt, lacht und weint, gerade wie die unsere. Offenbar geht es also auch so.

Am meisten überraschen uns durch ihre Fremdartigkeit die von den unseren so abweichenden Beziehungen beider Geschlechter zu einander.

Uns Deutschen liegt der Gedanke sehr nahe, daß bei einer so strengen gesellschaftlichen Trennung der Geschlechter im Orient und bei einer Form des ehelichen Lebens, wie sie sich im Harem darstellt, zwar nicht die Möglichkeit des Glückes, aber doch die der Liebe im edleren Sinne des Wortes ausgeschlossen sei. Unsere Liebe, wie die Dichter sie besingen und wie jedes Menschenherz sie wenigstens einmal geträumt, dieser Inbegriff alles Hohen und Schönen, den wir im geliebten Gegenstand verkörpert sehen und für den wir uns aufzuopfern bereit sind, diese ideale Liebe ist dem Orient ganz fremd und unverständlich. Sie ist auch kein reines Naturprodukt, sondern das Ergebniß einer langen geschichtlichen Entwicklung, deren Elemente dem Mittelalter, dem Christenthum, dem Ritterthum angehören. Daher im Orient, wo alle Vorbedingungen fehlen, von Liebe in diesem Sinne keine Rede sein kann.

Diesen oder einen ähnlichen Gedanken hatte ich einst im Gespräche mit dem bekannten Orientalisten v. Prokesch-Osten geäußert. Es war auf einer Ueberfahrt von Alexandrien nach Konstantinopel, an Bord einer österreichischen Fregatte, welche ihm, dem damaligen österreichischen Botschafter bei der hohen Pforte, zur Verfügung gestellt war. Bei dieser Gelegenheit lernte ich den hochinteressanten, ebenso liebenswürdigen als gelehrten Mann näher kennen und verehren. Er war schon damals ein Greis mit schneeweißem Haar und ist seitdem verstorben.

Herr v. Prokesch stimmte mir bei, bemerkte aber daß, als er einmal dieselbe Ansicht einem aufgeklärten Türken gegenüber

vertrat, er eine sehr entschiedene Abfertigung erfahren habe. Und das war so geschehen.

Er war viele Jahre mit Ali-Pascha eng befreundet, mit demselben Ali-Pascha, der, als Louis Napoleon in Frankreich Kaiser war, im Verein mit Fuad-Pascha die Geschicke der Türkei als erster Minister leitete. Diese beiden hatten zur Verzweiflung der Alt-Türken und zum Heile des Landes den Einfluß der Großmächte in Konstantinopel planmäßig gehegt und gepflegt und großgezogen, um im Wettbewerb und in der sich befehdenden Eifersucht der fremden Botschafter eine Stütze und ein Gegengewicht gegen die Uebergriffe einer einzelnen Macht, besonders Rußlands, zu erlangen. Im Wesentlichen ist diese Politik noch heute auf der hohen Pforte maßgebend. Und der Schöpfer dieser Methode war Ali-Pascha.

Er selbst hatte als Gesandter in Paris und London gelebt und war von der abendländischen Kultur nicht unbeleckt geblieben. Das ist wohl das Höchste, was man einem Türken nachrühmen kann. Sonst verschlossen, mißtrauisch, ein sehr ernster Mann, war er damals noch nicht lange verheirathet. „Einmal — so erzählt Herr von Prokesch — war er ausnahmsweise angeregt und erklärte, daß er seine Frau über Alles liebe, daher auch niemals eine zweite oder dritte Frau nehmen wolle. Auf dieses schöne, im Munde eines Türken besonders schöne Geständniß hatte Herr von Prokesch erwidert: „Ach was! Ihr sprecht von „lieben" wie der Blinde von der Farbe. Ihr habt gar keine Ahnung, was Liebe ist. In meiner Heimath da giebt es wohl Männer und auch Frauen, die zu lieben verstehen, nicht hier."

„Meint Ihr?" entgegnete Ali-Pascha. „Und ich behaupte, daß man Eure Heimath absuchen könnte und Deutschland dazu und das ganze Abendland und keine Frau finden würde, die eines solchen Liebesbeweises fähig wäre, wie ich ihn

heute von meiner Frau erhielt. Daher findet Ihr mich auch, Freund Prokesch, so aufgeräumt. Aber hört und urtheilt selbst.

Ich war heute im Selamlik und im Begriff, mich in den Divan zu begeben, als mir meine Frau gemeldet wurde. Ich fragte erstaunt, was sie so früh herführe. Sie kam geheimnißvoll auf mich zu, umarmte mich und sagte erröthend, daß sie mir eine große Nachricht bringe, daß sie nicht länger zögern wolle, die glückliche Gewißheit mit mir zu theilen, und daß unser sehnlichster Wunsch in Erfüllung gehen werde. Nun komme sie mit einer Bitte und ich müsse ihr versprechen, im Voraus versprechen, ihr dieselbe, was es auch sein möge, zu gewähren.

Ich hatte keine Ahnung, um was es sich handelte, aber weil sie so inständig bat und weil ihre Verheißung mich hoch beglückt hatte, so gab ich ihr das Wort. Darauf sprach sie in holder Verlegenheit:

„Du mußt wissen, daß ich von jetzt ab nur einen Gedanken, nur ein Ziel, nur eine allbeherrschende Hoffnung habe, nämlich, des Glückes, das uns der Allbarmherzige schenken will, so recht theilhaftig und würdig zu werden. Daher will ich strenger als bisher nach den Vorschriften der Religion leben. Ich will mich abwenden von der Welt und von ihren rauschenden Vergnügungen, aber auch vom Verkehr mit Dir, um meine ganze Sorge nur auf die Zukunft und das mir bevorstehende Mutterglück zu richten. So will es der Koran, so will es die gute alte Sitte. So hoffe ich, wird mir Allah Gesundheit und Kraft verleihen, unser Kind selbst zu nähren. Denn unserem Kinde muß ich mich weihen, ihm gehöre ich allein, so lange es der Mutterbrust bedarf. Aber Du bist jung. Ich kann, ich will Dir nicht ein solches Leben zumuthen. Du hast um meinetwillen niemals an eine

zweite Frau gedacht und wirst mir, ich weiß es, diesen Schmerz niemals bereiten. Daher bringe ich Dir ein Geschenk, das Du mir zu Liebe annehmen mußt, denn dann bin ich ruhig. Dann weiß ich, daß mir Dein Herz immer treu bleiben wird."

Damit öffnete sie die Thür und rief eine verschleierte Sklavin, die sie selbst für mich ausgesucht hatte, eine Zirkassierin von großer Schönheit, herein.

Nun, was sagst Du, lieber Prokesch? Zeige mir in Deinem wegen der Schönheit und Liebenswürdigkeit der Frauen so berühmten Heimathlande, zeige mir in Deiner hochgepriesenen Kaiserstadt Wien die Frau, die aus Liebe so handeln würde."

In der That, es blieb mir nichts übrig, als mich schweigend vor dem Türken zu verneigen und ihm doppelt Glück zu wünschen, obwohl im Stillen mir seine Liebe etwas türkisch vorkam."

So Herr von Prokesch-Osten.

Uebrigens soll nicht bestritten werden, daß die eingeborenen jungen Leute in Egypten und in der Türkei von ebenso hingebenden Empfindungen beherrscht werden wie bei uns zu Lande — im Gegentheil! Die strengeren Sitten, die vollkommenere Abschließung, die lebhaftere Einbildungskraft, das heißere Blut sind nur zu sehr geeignet, die Herzen schnell für einander zu entzünden. Nur ist die Beschaffenheit und die Dauer dieser Empfindungen eine wesentlich andere.

Wenn der Sohn des Hauses, der Effendi, zwanzig Jahre wird, und manchmal schon ein paar Jahre früher, pflegt seine Mutter, die diesen Augenblick gar nicht erwarten kann, Brautschau für ihn zu halten. Wenn sie dann die Rechte ausfindig gemacht zu haben glaubt und das Bild des Mädchens ihrem Sohne schildert, so entflammt sie seine Phantasie dermaßen, daß

der junge Mann für die nächste Zeit ganz unzurechnungsfähig wird. Ein Gedanke beherrscht ihn: wie er sich seiner Angebeteten auf die vortheilhafteste Weise zeigen könne? Durch Blumen, Briefchen, Vermittlerinnen wird sie verständigt, an welchem Tage und zu welcher Stunde er an ihrem Fenster vorübergehen wird. Auf das Feinste rasirt, auf das Schönste frisirt, auf das Herrlichste mit Rosenöl oder Moschus parfümirt, mit einer wunderbaren blauen Seidenquaste an seinem rothen Tarbusch — so heißt arabisch seine Kopfbedeckung — und in weithin funkelnden Lackstiefeln, mit einer Nelke in der linken Hand, so blickt er im Vorübergehen, vor Aufregung zitternd, als ob er auf verbotenen Wegen wandelte, zu ihrem engvergitterten Haremsfenster empor, hinter welchem er nur die undeutlichen Umrisse einer weiblichen Gestalt entdeckt. In gemessenem Tempo, wie es einem künftigen Herrn und Gebieter wohlansteht, so geht er mehrere Male die Straße auf und nieder, während das Herz in ungemessenem Tempo mit ihm durchgeht. Sein Zustand wird von Tag zu Tag bedenklicher. Der verliebte Effendi ißt nicht mehr und trinkt nicht mehr und geberdet sich ganz toll, noch ein Bischen toller als wir bei uns zu Lande.

Wieder hat er sie bestellt, diesmal in die Schubrah-Allee bei Kairo, unter die herrlichen Sykomoren am Ufer des Nil, wo des Nachmittags täglich eine unabsehbare Wagenreihe sich zur Spazierfahrt vereinigt. Hier hofft er besser zu sehen und besser gesehen zu werden. Ihren Wagen und ihre Pferde kennt er; die Schimmel würde er aus Tausenden herauserkennen. Sobald er ein paar Schimmel am Ende der Allee gewahr wird, eilen ihnen seine Pulse und Gedanken im Galopp entgegen. Aber ach! schon wieder umsonst, es waren nicht die rechten. Es giebt zu viele Schimmel in dieser Welt. Seine Ungeduld wächst und kennt keine Grenzen. Da kommen end-

lich im ehrbaren Ehestandstrab die lang ersehnten Schimmel vorüber und hinter dem vergitterten Wagenfenster saßen zwei dichtverschleierte Damen, und die Eine, das war sie. O namenloses Glück! Und sie hat ihn auch erblickt. Was mag sie nur von ihm denken?

Mit so schmaler Kost genährt, wächst seine Liebe riesengroß, und er kehrt heim in einem Taumel der Glückseligkeit. Jetzt leidet die Sache keinen Aufschub mehr. Der Heirathsonkel wird zitirt oder sonst ein geachteter Verwandter, der um die Hand der Angebeteten für ihn anhalten muß. Der Heirathsvertrag wird entworfen, das Heirathsgut bestimmt, das er den Eltern des Mädchens zu zahlen hat, in bürgerlichen Verhältnissen gewöhnlich fünf bis zehntausend Francs, die er, falls er die ganze Summe nicht zusammen hat, auch ratenweise abzahlen kann. Dagegen muß der Schwiegervater die Hochzeit und die Aussteuer bestreiten. Außerdem wird im Ehevertrage für den Fall der Ehescheidung, zur Sicherstellung der verlassenen Frau, eine bestimmte Summe ausgesetzt, meist ebenso viel, als das Heirathsgut beträgt, oder auch weniger.

Daß die Mutter bei der Wahl einer Lebensgefährtin für ihn nach bestem Wissen und Können verfährt, das ist bei der großen Liebe, welche Eltern und Kinder verbindet, zweifellos, aber ob ihr Rath erfolgreich ist und das Glück der nächsten Generation wirklich begründet, das ist oft sehr zweifelhaft. Vielleicht ist die Mutter zu solchem Geschäft überhaupt nicht geeignet. Bei ihr ist für gewisse fast nothwendige Gegensätze im Wesen der Verlobten, für das Geheimniß der richtigen Auswahl auch beim besten Willen auf kein Verständniß zu rechnen. Sie wählt am liebsten die sanfte Gazelle, die sich später, da die Neuvermählten in der ersten Zeit mit den Eltern zusammenzuwohnen pflegen, auch von ihr am besten leiten läßt. Als Urheberin dieser Ehe fühlt sie sich auch künftig veranlaßt,

mit argwöhnischen Augen, wie ein verantwortlicher Schutzengel, darüber zu wachen. Und die arme Gazelle? Die sieht sehr bald in ihr statt des Schutzengels nur den Kerkermeister, der ihr auf Schritt und Tritt folgt, jede ihrer Regungen auskundschaftet, überwacht und bekrittelt. So übernimmt die Schwiegermutter im bürgerlichen Hause freiwillig das häßliche und undankbare Amt eines Haremswächters und jener garstigen Leibgarde, durch welche in vornehmen Harems die Treue der Frauen sichergestellt wird. Aus dem Orient stammt der böse Ruf der Schwiegermütter, der dort meist wohlverdient und wohlbegründet ist und bis zu uns sich fühlbar macht.

Die überschwänglichste Leidenschaft des Neuvermählten, der seine Frau vor der Hochzeit nicht zu sehen bekommt, macht nur zu oft, nach den Gesetzen von Fluth und Ebbe, der heftigsten Reaktion, der traurigsten Enttäuschung Platz. Wenn auch nicht gleich an Ehescheidung gedacht wird, da die vorgesehene Entschädigung und auch Familienrücksichten im Wege stehen, so sucht unser unzufriedener, jetzt von Weltschmerz angehauchter Effendi, falls die Mittel es ihm erlauben, in einer zweiten Wahl Trost für die unglückliche erste, wobei er oft aus dem Regen in die Traufe geräth.

Und wie ergeht es unsrer armen Gazelle? Es läßt sich nur ahnen, nicht beschreiben, was sie, zwischen der Schwiegermutter und der neuen Ehegenossin, wie zwischen Hammer und Ambos, erduldet und wie sie sich in Kummer und Eifersucht verzehrt.

Dabei ist sie nach mohammedanischen Gesetzen mit kostbaren Rechten ausgestattet, die aber geltend zu machen und für sich durchzusetzen, sie eben keine Gazelle sein müßte. Sie ist keineswegs schutzlos. Nach dem Urtheile John Stuart Mill's, dieses bewährten Verfechters der Frauenrechte, sind die geschriebenen mohammedanischen Gesetze für die Moham-

medanerin viel gerechter, viel vorsorglicher, als die englischen für die Engländerin, aber die Handhabung dieser Gesetze ist so willkürlich, daß sie meistentheils ein todter Buchstabe bleiben.

Die Araberin kann von ihrem Manne gesetzlich eine eigene Wohnung beanspruchen, falls sie sich mit den andern Frauen oder mit der Schwiegermutter nicht vertragen kann. Im Falle der Ehescheidung gehört ihr die Wirthschafts- und Wohnungseinrichtung und das verabredete Abstandsgeld. Auch muß der Mann noch eine Zeit lang, mindestens sechs Monate nach der Scheidung, ihren Unterhalt bestreiten. Gewöhnlich dauert es nicht so lange, bis sie in einer neuen Ehe versorgt ist. Ledige junge Frauen, trostlose Wittwen und alte Jungfern sind im Orient eine seltene Erscheinung.

Die Frauen können vor Gericht selbst klagen und Zeugniß ablegen und sollen von dem betreffenden Kadi mit Rücksicht und Geduld angehört werden. Im Koran wird eine milde und wohlwollende Behandlung der Frauen gepredigt, obwohl ihr Charakter und ihre Eigenschaften in demselben nichts weniger als überschätzt werden und nirgends eine Spur von Frauenkultus zu finden ist. Berühmt ist die Stelle der Sunna — für den Rechtgläubigen ein heiliges Buch, das die Ueberlieferung vertritt —:

„Ich sah das höllische Feuer, und die meisten Bewohner desselben waren Weiber, die es durch ihren Unglauben verdienten; sie verleugneten Gott und ihre Männer und die Wohlthaten des Herrn. Gäbest Du einer von ihnen die Welt zum Geschenke und sie erführe dann etwas Unangenehmes, so spräche sie: Du hast mir nichts Gutes gethan."

Dieser Spruch enthält einen treffenden Beitrag zur Charakteristik der Orientalin, einen Gesichtszug ihrer Physiognomie, der sprechend ähnlich ist.

Ich sagte schon, wir können nur ahnen, nicht beschreiben, was eine Unglückliche im Harem bisweilen zu leiden hat. Und dennoch besitzen wir so manches schriftliche Dokument, Aufzeichnungen von literarisch thätigen arabischen und türkischen Frauen, die über das Seelenleben der Haremsbewohnerinnen Aufschluß geben. Theils sind es Tagebücher, theils dichterische Erzeugnisse meist elegischer Art, in denen der Schmerz über verlorenes Liebesglück, über den Sieg einer Nebenbuhlerin, Eifersucht und Liebessehnsucht die Leitmotive sind. Eins der interessantesten Bücher dieses Schlages ist eine englisch verfaßte Selbstbiographie. Der Titel ist „Melek Hanum, wife of Kibrizli-Pacha, or 30 years in a harem", d. h. Melek Hanum, Frau von Kibrizli-Pascha, oder 30 Jahre in einem Harem.

Diese Lebensbeschreibung einer gebildeten, vornehmen Orientalin, die ihre alten Tage in England verlebte und englisch schrieb, ist augenscheinlich mit großer Wahrheitsliebe verfaßt. Die kleinsten wie die wichtigsten Begebenheiten im Haremsleben werden, da Melek Hanum keine geborene Mohammedanerin war, mit europäischen Augen angeschaut und mit Treue wiedergegeben. Geschichtlich sehr interessante Vorgänge am Hofe in Konstantinopel spiegeln sich in dieser Darstellung. Ihr Gemahl Kibrizli-Pascha war nämlich ein hoher Staatsbeamter, später sogar Großvezier des Sultans. Diese authentischen Streiflichter auf die zeitgenössische Politik der hohen Pforte verleihen dem Buche einen ganz besonderen Werth.

Auch wir wollen uns der Leitung der vielerfahrenen Verfasserin anvertrauen, um einige Einblicke in das Allerheiligste des Mohammedaners zu gewinnen.

Melek Hanum war aus Chios gebürtig, einer Insel an der Küste Kleinasiens, die wegen der Schönheit der Frauen im Orient berühmt ist. Sie kam nach Paris, als Reschid-

Pascha, der sie vom Elternhaus kannte, türkischer Gesandter in Paris war. Er führte sie bei Hof ein, und auf dem ersten Tuilerienball machte sie allgemeines Aufsehen. Nach vielen Jahren, als sie den bittern Kelch der Noth und der Verbannung bis auf den Grund geleert hatte, gedenkt sie noch mit naivem Entzücken dieses Balles. Sie erzählt, daß, so lange Reschid-Pascha und einige andere weißbärtige Türken auf dem Balle anwesend waren, sie sich zu ihnen hielt und sich mit ihnen über die lächerlichen Manieren der französischen Tänzer, die damals „les petits crevés“ genannt wurden, lustig machte und sich wohl hütete, zu tanzen, denn es wäre ein unverzeihlicher Verstoß gegen die orientalische Sitte gewesen; aber kaum waren die Türken fort, da eilte sie, das Versäumte nachzuholen, zumal als der Herzog von Orleans sie engagirte; ihm einen Tanz abzuschlagen, wäre ein Verstoß gegen die Hofetikette gewesen. So weiß sie sich mit französischer und türkischer Sitte gleich gut abzufinden. Sie tanzte alle Rundtänze und der Herzog sagte ihr, daß die griechische Nationaltracht, die sie anhatte, das schönste Kostüm des Balles sei. Eine solche, für ein weibliches Gemüth, unverwischbare Erinnerung ist Balsam noch in späten Tagen, wenn das Herzeleid auch noch so groß scheint.

Sie lernte in Paris den türkischen Militärattaschee Major Kibrizli-Bey kennen, der um ihre Hand warb. Lange Zeit konnte sie sich nicht entschließen, sie einem Türken zu reichen, aber seine ernste, schlichte, treuherzige Art und die Fürsprache des Gesandten Reschid-Pascha besiegten ihre Bedenken und sie folgte ihm in den Harem nach Konstantinopel.

Ihrem klugen Betragen, dem Rufe ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit verdankte Kibrizli-Bey eine schnelle und ehrenvolle Laufbahn. Vom Major stieg er in kurzer Zeit zum General empor, indem Melek Hanum sich bei den Frauen

der Minister und im Serail wunderbar einzuschmeicheln wußte und durch Fürsprache dieser hochgestellten Damen seine Beförderung erzielte.

Kibrizli-Bey, der bald Pascha wurde, gehörte zur Partei der Neutürken. Sie waren nicht umsonst in Paris und London gewesen. Sie drangen auf Reformen, und der Sultan Abdul-Medjid hörte gern die Rathschläge des geraden Mannes, der nichts vom Höfling hatte und vor allen Dingen zur Sparsamkeit mahnte. Aber die Alttürken, die ihn haßten, weil er ihnen ihre Kreise störte, wußten den Sultan in einem Augenblicke, wo er nach einem Gastmahl wankend aus seinem Harem herauskam, zu überraschen, ihm einen vorbereiteten Befehl, den sie in der Tasche mitgebracht, zur Unterschrift vorzulegen, wodurch zehn Häupter der Neutürken, darunter auch Kibrizli-Pascha, ihres Ranges im Heere, ihrer Aemter entsetzt und in die Verbannung geschickt wurden.

Mit großer Mühe gelingt es Melek Hanum, durch die mächtige Fürsprache ihres alten Beschützers Reschid-Pascha, diesen Befehl, der wie ein Blitz aus heiterem Himmel auf sie niederfuhr, zu mildern. Kibrizli-Pascha muß Konstantinopel verlassen, erhält aber den Posten eines Gouverneurs in Jerusalem. Durch diesen unvorhergesehenen Schlag waren sie in ihrem Vermögen ruinirt, da sie kurz vorher einen Hauskauf abgeschlossen hatten und nun fort mußten, ohne die vorgesehenen Zahlungen leisten zu können. Sie verloren eben Alles.

Bei ihrer Abreise nach Jerusalem schärfte Reschid-Pascha der Melek Hanum in väterlicher Besorgniß ein, daß ihr Mann sich ja hüten solle, als Gouverneuer irgendwelche Gelder oder Geschenke anzunehmen, da seine Feinde bei Hofe, um ihn zu verderben, es sofort gegen ihn ausbeuten würden.

„Aber ich darf doch Geschenke annehmen, wenn die Leute

so liebenswürdig sind, mir welche anzubieten?" fragte sie mit bezaubernder Naivetät.

„Wenn es durchaus sein muß", erwiderte Reschid-Pascha mit vieldeutigem Lächeln.

Nachdem sie vier Monate in Jerusalem gewesen, wo sie ohne einen rothen Heller angekommen waren, hatte sie bereits 400,000 Francs durch Geschenke zusammen. Sie erzählt auf die unschuldigste Weise von der Welt, wie sie es machte.

War ein Prozeß zu entscheiden, so verstand sie es, ihren Mann, angeblich ohne daß er es merkte, so zu beeinflussen, daß die Partei Recht bekam, welche sie vorher durch goldene Gründe oder wohlklingende Beweise von der Vortrefflichkeit ihrer Sache überzeugt hatte. Entfernte Beamtenstellen, öffentliche Arbeiten, Lieferungen wurden Bewerbern, die sich bei ihr durch Geschenke eingeführt hatten, verliehen. Bei einem Ausflug nach dem Libanon, den sie während der heißen Jahreszeit unternahm, erhielt sie von den einzelnen Beduinenstämmen, deren Gastfreundschaft sie unterwegs genoß, das Theuerste, was sie besaßen, arabische Pferde zum Geschenk. Als sie aus ihrer Sommerfrische nach Jerusalem zurückkehrte, brachte sie fünfundzwanzig so erworbene kostbare Thiere von echter Rasse ihrem Manne mit.

Der Ruf ihrer Klugheit war auch nach Egypten gedrungen, und so schickte Nasly Hanum, die Tochter des damals regierenden, allmächtigen Vicekönigs Mehemed-Ali, ihre Kiaja d. h. ihre Hofmeisterin nebst Gefolge, um im Auftrag der Prinzessin sie zum Besuch nach Alexandrien einzuladen. Eine Einladung von solcher Seite war Befehl, dem sie nach einigen Tagen Folge leistete.

Nasly Hanum ist ein Name, der von den alten Arabern, die einst ihre Zeitgenossen waren, noch lange nach ihrem Tode zögernd und leise ausgesprochen wurde. Sie war für Egypten

eine zweite Königin Giovanna. Wie der düstere Palast der Letzteren an der Riviera di Chiaja in Neapel aus dem Meere ragt und dem Verfalle geweiht ist, so blieben die zwei Paläste, die Nasly Hanum im belebtesten Theile von Kairo und Alexandrien bewohnt hatte, lange Jahre verlassen und öde, mit stets verschlossenen Fenstern und Thüren, und ragten wie verwunschene Schlösser oder der Vergessenheit geweihte Ruinen mitten aus dem Gewühl des vorüberfluthenden, lebhaften Straßenverkehrs.

Durch Melek-Hanum erhalten wir einige zuverlässige Mittheilungen über das Leben und Treiben dieses Ungeheuers in Frauengestalt.

Ihr Vater Mehemed-Ali, der ihren Charakter früh errieth, meinte, um sie zu zügeln, in dem Defterdar, seinem Schwiegersohne, den rechten Mann für sie gefunden zu haben. Dieser General hat durch das Blutbad von Schendy im Sudan, wo er eine Bevölkerung von achttausend Seelen mit Weib und Kind vom Erdboden vertilgte, sich einen traurigen Namen in der Geschichte des Landes gemacht. In Folge seiner Strenge und Grausamkeit war er ebenso sehr der Schrecken seiner Feinde wie seiner eigenen Soldaten. Nichtsdestoweniger war er der sechszehnjährigen Prinzessin Nasly nicht gewachsen und Mehemed-Ali hatte sich in seinem Schwiegersohn geirrt; er war sanft für diese Frau.

Seine stattliche, königliche Erscheinung zeichnete ihn vortheilhaft vor Nasly Hanum aus, welche klein und zierlich, aber gelb im Gesicht und stechend, wie ein Kobold aussah. Ihre Leidenschaft und fanatische Eifersucht ging so weit, daß sie einmal, als der Defterdar in ihrer Gegenwart einer Sklavin, die ihm Wasser gereicht, „Ich danke, mein Lamm!" gesagt hatte, das arme Mädchen tödten ließ und am nächsten Tage den Kopf derselben, mit Reis angemacht, im Pillaf

ihrem Manne vorsetzte. Nachdem er vom Reis genommen, sagte sie: „Willst Du nicht auch ein Stückchen von Deinem Lamm kosten?" Als der Desterdar die schreckliche Anspielung verstand, sprang er wüthend auf und — entfernte sich auf Nimmerwiedersehen. Gern hätte er sie gestraft, wie sie es verdiente, oder wenigstens sich von ihr scheiden lassen. Er brauchte ja nur die Scheidungsformel „Ente talika!" dreimal über ihrem Haupte auszusprechen und es war geschehen, aber er wagte es nicht, des Vizekönigs wegen und aus finanziellen Gründen.

Von nun an war das Leben Nasly Hanum's eine wilde Jagd nach Abenteuern, die meist ein blutiges Ende nahmen. Höchst elegant gekleidet, unter dem Geheimniß des Gesichtsschleiers, lockte sie junge Leute, auch Europäer, die ihr gefielen und die leichtsinnig genug waren, ihr zu folgen, durch Seitenstraßen und Hinterthüren in die erwähnten Paläste, aus denen sie niemals wieder zum Vorschein kamen. Angeblich wurden sie nach kurzem Aufenthalt von Sklaven niedergemacht und in einen tiefen Brunnen gestürzt, der im Volksmunde den Namen „der Liebesbrunnen" erhielt.

Aber damit war's längst vorbei. Nasly war älter und vernünftiger geworden — obwohl ihre Vernunft immer einen Beigeschmack behielt — und hatte sich anderen, gefahrloseren Freuden ergeben, als Melek Hanum sie in Alexandrien besuchte. Diese schildert sehr eingehend ihre Lebensweise im Harem.

Sie war von einem glänzenden Hofstaat und vielen Sklavinnen umgeben. Darunter zeichneten sich die Geschichtserzählerinnen aus, von denen eine Jede nur zwei oder drei Geschichten, aber in vollendeter Weise vorzutragen wußte, die von Zeit zu Zeit auf Verlangen wiederholt wurden.

Abwechslung brachten die Ghawazis, d. h. Tänzerinnen, und die Almehs, d. h. Sängerinnen, welche zum Klang der

arabischen Instrumente einander ablösten, während Nasly Hanum ein Nargileh rauchte und einer ganzen Stufenleiter der verschiedensten Weine, Liköre und am Ende dem Branntwein huldigte. Nach und nach wurde sie lustiger. Dann gestattete sie manchmal ihren Damen, die den Abend und die Nacht hindurch ihren Orgien stehend beiwohnen mußten und vor Müdigkeit umsinken wollten, sich hinzusetzen.

Melek Hanum spricht mit höchstem Abscheu von diesen Abendunterhaltungen, von denen sie sich gegen Mitternacht zurückzog, die aber bis zum Morgen fortdauerten.

Auch wurde sie durch Prinzessin Nasly in den Harem ihres Bruders Ibrahim-Pascha eingeführt. Das ist der Sohn und Heerführer Mehemed-Ali's, der berühmte Held von Koniah, der den Sultan auf seinem Thron erzittern machte und dem der Weg nach Konstantinopel mehr als einmal offen stand. Aber die für uns kaum begreifliche, fast abergläubische Scheu Mehemed-Ali's, den Sultan, den Beherrscher aller Gläubigen, den Stellvertreter Mohammed's auf Erden, anzutasten, gebot seinem Sohne immer wieder Halt in seinem ungestümen Siegeslauf, um dann durch trostlose diplomatische Unterhandlungen die Früchte seiner Siege zu verzetteln.

Melek Hanum wurde im Harem des beim Heere abwesenden Ibrahim-Pascha auf das Gastfreundlichste aufgenommen und den ganzen Abend und die Nacht dabehalten. Nach ihrer Schilderung waren diese Frauen wunderbar schön, aber von niedergeschlagenem, rührend melancholischem Wesen. Als sie nach der Ursache forschte, theilte ihr eine Sklavin, eine redselige Alte von heiterem Temperament, mit — nur die Alten sind im Harem glücklich und heiter —, daß die Bewohnerinnen dieser schönen Räume höchst bedauernswerthe Geschöpfe seien und bei der grenzenlosen Eifersucht Ibrahim-Pascha's in ewiger Angst und Lebensgefahr schwebten.

Vor seiner Abreise habe sich kürzlich wieder ein solcher Fall ereignet. Eine reizende Georgierin von sanftem, einschmeichelndem Gemüthe, die Favoritin Ibrahim-Pascha's, wurde von einem ihrer schwarzen Hüter mit Liebesanträgen bestürmt, die sie mit aller Entschiedenheit zurückwies, aber ohne ihn anzeigen zu wollen, da sie wußte, daß es dann um sein Leben geschehen war. Der verschmähte Sklave rächte sich. Als Ibrahim-Pascha Abends unter Vorantritt zweier Fackelträger sich zu ihren Gemächern begeben wollte, fand er vor ihrer Thür einen wollenen Kaftan, wie ihn die Männer tragen, am Boden liegen. Auf seine Frage, wem dieser Kaftan gehöre, stotterte der schwarze Bösewicht, er wisse nicht, aber es müsse jedenfalls bei der Georgierin Jemand gewesen sein, der soeben erst bei seiner Annäherung entflohen sei und den Mantel verloren habe. Von Wuth erfaßt, pocht Ibrahim-Pascha donnernd an die Thür, die das arme Mädchen ganz erschreckt selbst öffnet. In demselben Augenblick stürzt sie, durchbohrt von seinem Handjar, einem kurzen gebogenen Dolche, entseelt zu Boden. Man kann sich denken, fügte die Alte hinzu, daß bei einem Herrn, der so leichtgläubig und so grausam ist, die Frauen nicht glücklich sein können.

Melek Hanum schildert, wie sie den halben Tag mit Nasly und den Haremsfrauen im marmornen Badesaal, dem Lieblingsaufenthalt der Orientalinnen, verbrachte. Einzelne Sklavinnen sangen zur Tarabuka hübsche Lieder, zu denen sie dann Alle den Schlußvers mitsangen, während die feinsten Scherbets und Hallaua, d. h. Fruchtsäfte und Eingemachtes, herumgereicht wurden. Abends gab es eine große Vorstellung, „Karaguz" genannt, eine Art Puppenspiel. Das ist das ursprüngliche arabische Theater. Diejenigen, welche hinter der Szene sitzen und die Figuren mit unsichtbarer Hand lenken, führen vollständige Stücke auf, in denen sie manches auf die

Zustände im Harem Bezügliche einflechten. Auch auf die Familie und aus dem Leben der Prinzessin Nasly wurden Andeutungen, die sehr unterhaltend waren, riskirt. Bekannte Pantomimen und Märchen, die häufig aufgeführt werden, erhielten durch solche Improvisationen neuen Reiz. Auch an den Vizekönig wurden auf diese Weise politische Anspielungen, die er sonst nicht zu hören bekommen hätte, gerichtet. Diese Marionettenbühnen sind sehr volksthümlich und im ganzen Orient sehr beliebt.

Melek Hanum, mit Schmuck und kostbaren Edelsteinen reich beschenkt — sie hatte nun einmal dieses Talent —, verabschiedete sich von Prinzessin Nasly und kehrte nach Jerusalem zurück, wo eine Hiobspost sie erwartete. Ihr Gemahl hatte inzwischen sein Abberufungsschreiben als Gouverneur und den Befehl, nach Konstantinopel zurückzukehren, erhalten. Offenbar waren Klagen und Anzeigen erstattet worden. Der Gouverneur war im Lande sehr unbeliebt, weil er streng die Gesetze handhabte und mit eiserner Konsequenz gegen Jedermann, außer gegen seine eigene Frau, vorging und weil diese, in Folge ihrer maßlosen Gewinnsucht, viele Ungerechtigkeiten und Mißbräuche verschuldet hatte.

Sie reiste unter militärischer Bedeckung, mit ihren Schätzen beladen, allein von Jerusalem ab. Unterwegs äußerte sich der Geist der Unzufriedenheit ganz unverhohlen, denn die Abberufung des Gouverneurs war bekannt geworden. Stellenweise war das Land in offenem Aufruhr. Nicht mehr weit von ihrem Einschiffungsort, in der Nähe von Akka, einer besonders unruhigen Gegend, wo man aus der Ferne schießen hörte, kam der kommandirende Offizier der Eskorte zu Melek Hanum und meldete, daß ihre Sicherheit bedroht sei, da das nächste, ihnen zum Nachtquartier bestimmte Dorf in den Händen von Aufständischen sich befinde. Sie gab ihm den

Befehl, den Ort zu umgehen und von der entgegengesetzten Seite, als ob sie von der See kämen, ins Dorf zu rücken. Zugleich sollte den Soldaten eingeschärft werden, in ihrem eigenen Interesse auszusagen, daß sie soeben von Konstantinopel mit dem Harem des neuernannten Gouverneurs anrückten.

Diese Kriegslist gelang über Erwarten. Schon wegen der besseren Verpflegung, die in Aussicht war, fiel Keiner der Soldaten aus der Rolle. Mit großem Pomp geleitete der Schech des Ortes Melek Hanum in ihrer Sänfte zum reichsten Grundbesitzer, wo ihr ein glänzender Empfang zu Theil wurde. In feierlicher Anrede bewillkommnete sie der Hausherr und sagte: „Wir sind Alle hoch beglückt, daß Ihr die Stelle des früheren Paschas einzunehmen kommt. Er war grausam beim geringsten Vergehen und in seinem Divan war kein Recht zu erlangen, es sei denn, daß man sich vorher für seine geizige Frau ruinirte."

Sie antwortete: „In der That, wir haben davon in Konstantinopel sprechen hören. Der neue Pascha ist ein anderer Mann. Ich hoffe, Ihr werdet mit ihm zufrieden sein."

Sie erzählt dann weiter: „Wir verbrachten eine sehr ruhige Nacht und die Frau des Ortsvorstehers brachte mir am Morgen einen goldenen Ring zum Geschenk, den ich, um keinen Verdacht zu erregen, schon annehmen mußte." Die Mannschaft war sehr gutverpflegt worden und sie rückten sehr früh auf der Straße nach Jerusalem aus, um dann in einiger Entfernung eine Schwenkung und Kehrt zu machen und in der Richtung nach Akka abzuziehen.

Diese Geistesgegenwart und Entschlossenheit ist für Melek Hanum charakteristisch. Aber all ihre Klugheit rettete sie nicht vom Verderben.

Mit Reichthümern beladen war sie in Konstantinopel

angekommen, um sich kurze Zeit darauf von ihrem Manne, der ihr Alles verdankte und ihr ganzes Vermögen an sich genommen hatte, verstoßen und in die Verbannung geschickt zu sehen.

Kibrizli-Pascha, den sie zu übersehen geglaubt hatte, war ein stilles Wasser. Er sah und hörte Alles, drückte gern ein Auge zu und war wortkarg, aber er hatte gelegentlich ihr gegenüber so seine Redensarten, z. B.: „Dein Haar ist lang, Dein Witz ist kurz", oder „Wenn Gott der Frau einen Mund gab, so war's um zu küssen und zu essen, aber nicht um zu sprechen", oder „Du hast nur ein Mündchen und zehn Zungen darin", oder „Die Frau ist aus einer krummen Rippe des Mannes geschaffen; eher kannst Du diese Rippe als ihren Sinn gerade machen."

Mit Hilfe seines Reichthums oder vielmehr ihres Reichthums hatte er einen Firman beim Justizminister gegen sie erwirkt, der sie wegen Bestechlichkeit und anderer, schlimmerer Verbrechen nach Koniah verbannte. Ihre Betheuerungen, daß sie das unschuldige Opfer falscher Anklagen sei, halfen ihr bei dem vielen Gelde, das er von ihr hatte, bei der Willkür, die in Konstantinopel herrschte, bei der Feigheit und Abhängigkeit der Richter gar nichts.

Sie mußte mitten im Winter über die schneebedeckten, unwirthlichen Berge Klein-Asiens vierzehn Tagereisen zu Pferde, von einer militärischen Eskorte bewacht, unter unsäglichen Mühen und Leiden zurücklegen, während Kibrizli-Pascha in der Hauptstadt auf Freiersfüßen neue Brautschau hielt und bald wieder heirathete.

In Koniah krank und elend angekommen, hatte sie das Glück, vom Gouverneur Hafiz-Pascha sehr freundlich empfangen zu werden. Echte Menschlichkeit und aufrichtige Theilnahme, vielleicht auch der Gedanke, daß die vor

Kurzem noch so mächtige Frau ihren Einfluß wiedergewinnen könnte, aber nein, hauptsächlich wohl sein wahrhaft milder Sinn veranlaßte Hafiz-Pascha, ihr bald nach ihrer Ankunft eine Zuflucht in seinem Harem zu gewähren, zumal seine vier noch jugendlichen Frauen sie sehr liebgewonnen und ihn darum gebeten hatten. Sie beschreibt das Leben in diesem Harem als ein so patriarchalisches und glückliches, daß ihr furchtbar nagender Kummer durch die Freundschaft dieser liebreichen Frauen, die sie um die Wette pflegten und bedienten, wunderbar besänftigt wurde.

Bald war sie die Vertraute dieser vier so friedfertigen und seltenen Rivalinnen. Besonders hatte ihr die eine ihr ganzes Herz erschlossen. Von heimlicher Eifersucht verzehrt, bat sie Melek Hanum, von deren Klugheit sie so viel gehört hatte, daß sie ihr einen Zauber oder Talisman verschaffe, wodurch sie sich die Liebe Hafiz-Pascha's vor den anderen Frauen sichern könnte. Alle Betheuerungen Melek Hanum's, daß sie solch einen Zauber nicht kenne, halfen nichts. Die Thränen der liebreizenden jungen Freundin veranlaßten sie, ihrem Wunsche zu willfahren.

Sie nahm feingestoßenen Zucker, vermischte ihn mit Salz, füllte damit ein kleines seidenes Säckchen, das mit einer seidenen Schnur zugezogen wurde, und händigte ihr dasselbe mit der Weisung ein, daß, wenn der Pascha Abends in ihrer Aller Gesellschaft, wie er pflegte, seinen Nargileh rauchte, sie unbemerkt die Schnur lockern und den Inhalt heimlich in den am Boden glimmenden Tabak des Pfeifenkopfes schütten möge. Sie that, wie ihr geheißen war.

„Was bedeutet dieses Knistern und dieser Rauch?" fragte Hafiz-Pascha. „Es ist wohl eine schlechte Kohle", stammelte sie erröthend und vor Furcht zitternd. Dabei sah sie in ihrer Aufregung so schön aus, daß der Pascha, der etwas zu er-

rathen schien, in Gegenwart der anderen Frauen nicht weiter nachforschen wollte, ihr aber später, als sie Alles beichtete, diesen Liebesbeweis gern verzieh und Liebe mit Liebe vergalt. Melek Hanum aber stand bald im Rufe einer geschickten Zauberin und wurde von der durch und durch abergläubischen, meist kurdischen Bevölkerung oft zu Rathe gezogen.

Nachdem sie längere Zeit in Koniah internirt gewesen, gelang es ihr mit Hilfe eines eingeborenen, landeskundigen Führers, zu entfliehen. Plötzlich tauchte sie in Konstantinopel wieder auf. Ihr Beschützer Reschid-Pascha war unterdeß gestorben. Vergeblich suchte sie durch einen Prozeß ihr Vermögen von Kibrizli-Pascha, der jetzt Großvezier war, wieder zu erlangen. Sie hatte sechsunddreißigtausend Pfund oder siebenhundertzwanzigtausend Mark eingeklagt. Alles, was sie erreichte, war eine einmalige Entschädigung von dreihundert Pfund oder sechstausend Mark und eine lebenslängliche Rente von zwei Pfund, sage vierzig Mark jährlich. Das Allerschlimmste aber war, daß sie gefangen genommen und eingesperrt wurde.

Und dennoch behauptet Melek Hanum, diese sonst so weltkluge Frau, daß es nicht Geiz war, was Kibrizli-Pascha bewog, ihr Vermögen zurückzuhalten und ihr so unzureichende Geldmittel zu gewähren, sondern — Eifersucht. Denn der Gedanke, daß sie nach Europa abreisen und ihr Antlitz den Giaurs wieder unverhüllt wie ehemals zeigen könnte, das, so behauptete sie, machte ihn rasend. Lassen wir ihr diese letzte Illusion!

Und dennoch gelang es ihr am Ende, als Europäerin verkleidet, mit einem Lloydschiffe aus Konstantinopel zu entfliehen. Sie wandte sich nach London und veröffentlichte diese ihre Erlebnisse.

Das ist eine flüchtige Skizze aus dem reichen Inhalt des

Buches, das unter Anderem auch durch die Darstellung der Mißwirthschaft und unglaublichen Geldverschleuderung im Harem des Sultans schon zu mancher Reform den Anstoß gegeben hat.

Bei dieser Gelegenheit sei nur noch erwähnt, daß der Serail des Sultans, wo der Palast des neuen Harems sich befindet, damals an Frauen, Sklavinnen und schwarzen Wächtern gegen dreitausend Personen umfaßte. Diese häuften sich dadurch, daß die letzten Sultane, Mahmud, Abdul Medjid, Abdul Aziz und Abdul Hamid, in so kurzen Zwischenräumen einander gefolgt waren. Bei jeder neuen Thronbesteigung kommen die hinterbliebenen Frauen des letzten Sultans aus dem Palast des neuen Harems in den des alten Harems, gewissermaßen zur Landwehr, wo aber noch die früheren Bestände von den verflossenen Sultanen, also der Landsturm, sich befindet und auf Regimentsunkosten ernährt wird. Denn die Frauen der Gesalbten dürfen nicht wieder heirathen.

Diese Einrichtungen haben sich auch im Sinne der Türken theilweise überlebt und es regt sich ein neuer Geist, der so manche verrotteten Bräuche über den Haufen werfen will.

Zu dieser Richtung gehört ein unlängst erschienenes Buch von Osman Bey, das großes Aufsehen erregt hat. Der Verfasser, Major in türkischen Diensten, mußte in Folge dieses Buches seinen Abschied nehmen und in die Verbannung, also ins Elend gehen, diesmal nach Berlin. Hier hat er die Uebersetzung seines Buches ins Deutsche unter dem Titel „Die Frauen in der Türkei" veranlaßt. Die Schattenseiten des Haremslebens, unter denen er selbst und seine Familie furchtbar gelitten, werden darin rückhaltlos enthüllt und gegeißelt. Es ist ein Nothschrei nach Re-

formen, der weithin vernommen, im ganzen Orient einen mächtigen Widerhall gefunden hat.

Zu dieser Blumenlese der verschiedenartigsten mohammedanischen Ehen, zu diesen bunten Ehearabesken noch zum Schluß ein zusammenfassendes Wort!

Wir haben es im Orient, abweichend von unserer Weltanschauung, mit keinem Ehesakrament, mit keinem überirdischen Seelenverein zu thun. In sinnenfrohem, zielbewußtem Streben suchen sich und treffen sich und fliehen sich die Paare, wie beim Tanz. Keine unlösbaren Verschlingungen, keine Fessel für Zeit und Ewigkeit, selten nur ein Bund für's ganze Leben. Man engagirt sich, sobald die Musik zum Tanze aufspielt und die hinreißenden Liebesweisen im Herzen widerklingen. Freilich, die Geigen und Flöten brechen oft an der schönsten Stelle plötzlich ab und die Herrlichkeit hat ein jähes Ende. Dafür aber kennt man im Orient kein trauriges, lebenslängliches Verschmachten, wie so oft bei uns. Gehorsam dem frühen Weckruf der Natur, werden die Paare in jungen Jahren vereinigt. Kein langes Hangen und Bangen, keine krankhafte Sehnsucht, kein aufreibender Kampf mit Wahngebilden der Phantasie, kein vergebliches Sträuben gegen Naturgebote, keine nutzlose Vertuschung der Wahrheit, keine lichtscheue Auflehnung gegen die Macht der Sonne, kein Verkümmern in schönster Jugendzeit, kein Verblühen ohne Blüthe, kein vorzeitiges Welken so vieler edler Menschenblumen!

Dieses heimische Nachtbild, diese Unseligkeit in den Jahren, denen der Himmel ein schier unerschöpfliches Füllhorn des Glückes beschieden hat, ist dem Orientalen durch frühes Heirathen, und weil er den Umschwung der Jahreszeiten nicht blos an Pflanzen und Thieren, sondern auch an den Menschenkindern wahrnimmt und anerkennt, erspart geblieben, wobei er freilich durch Klima und wirthschaftliche Gestaltung mehr als wir

unterstützt wird. Auch entgeht er durch die Leichtigkeit der Ehescheidung so manchen Gefahren, welche im Abendlande den häuslichen Frieden bedrohen. Er kennt keine unlösbaren Ehefesseln, keine Hölle zu Zweien, keine Ehebruchstragik, keine legitime Lüge, keine sittenstrenge Heuchelei.

Die mohammedanische Ehe ist gewiß nur unvollkommenes Menschenwerk und kann idealen Ansprüchen nicht genügen, aber alles Menschliche ist unvollkommen und darf nur mit endlichem Maßstabe gemessen werden. Auch dort ist der Weg zur Vervollkommnung offen und ein höheres Streben nicht ausgeschlossen, wie wir aus den Beispielen von guten und glücklichen Ehen ersehen konnten. Freilich müssen diese Ehen im Rahmen ihrer Heimath betrachtet und beurtheilt werden, denn ihre Unzulänglichkeit fällt in die Augen und könnte vor einem strengen Sittenrichter nicht bestehen. Aber wer und was auf Erden könnte das?

Schech Abu Soliman von Comayaht.

Eines Tages befand ich mich in meinem Hausgarten bei Schoka*) und musterte die neugepflanzten Weinstöcke. Ich hatte zweihundert Stück aus Sizilien kommen lassen, denn die einheimischen Trauben sind, mit Ausnahme der beliebten kernlosen Sorte Benaïti, dickschalig und ohne Saft. Meine Abadijeh**) lag nicht weit vom Mareotissee. Da der Mareotiswein im griechischen Alterthum eine große Rolle, etwa die des Champagners heutzutage, spielte, so war es ein Versuch, die von den Mohammedanern aufgegebene Kultur wiederzuerwecken. Nur im Fayoum wird noch etwas Wein gekeltert, der sich aber nicht hält und den Export nicht verträgt. Meine Stöcke begannen auszuschlagen und ich freute mich der ersten Knospen und Blätter und suchte die gefallenen Zweige aufzurichten, so gut es ohne Pfähle, welche dort rar und theuer sind, gehen wollte.

Da sah ich einen Mann im blauen verschlissenen Indigohembe, mit einem Fetzen von Mantel über der Schulter, langsam auf mich zuschreiten. Es war eine lange Gestalt, ein Graukopf mit entfärbtem Tarbusch***) und unordentlichem Bart.

*) In der egyptischen Provinz Behera, eine Eisenbahnstunde von Alexandrien.

**) Landgut.

***) Rother Fez.

Er sah heruntergekommen aus und hielt in der Rechten einen gewaltigen Nabuht, d. h. Knotenstock, wie ihn die Eingeborenen auf Reisen zu tragen pflegen. Die Erscheinung sah befremdlich genug aus.

„Aleikum essalam wu rachmet lillahi wu barakatu!“ d. h. „Mit Euch sei Friede und das Erbarmen Allahs und sein Segen!“ so begrüßte er mich. Ich glaubte es mit einem Bettler zu thun zu haben, griff in die Tasche und mit dem Gegengruß „Marhába!“ d. h. „Sei willkommen!“ reichte ich ihm eine kleine Münze, die er mit Kopfschütteln und abwehrender Handbewegung schweigend zurückwies.

„Nun, so will ich Dir Tabak holen. Den wirst Du hoffentlich nicht zurückweisen!“

Ich ging ins Haus und holte den Tabaksbeutel. Bei dieser Gelegenheit bemerkte ich durch das offene Fenster, daß er sich bückte und einen Weinstock aus dem Boden riß.

„Dieser Stock ist tot und jener ist tot, der Boden zu hart und fest. Der Weinstock will Lehm und Scherben und lockeren Boden: Und hier ist der Huf des Büffels, der Alles zertritt. Ohne Hecke ist die Müh' umsonst. Zuerst eine Hecke, eine dichte Opuntienhecke. Ohne Hecke Alles umsonst.“

„Du hast recht. Du scheinst mir ein Gärtner? Willst Du mir helfen?“

Ich bin ein Fellah, nein ich war ein Fellah. Jetzt bin ich tot. Auch mir fehlte die Hecke. Willst Du mich schützen, so will ich Dir helfen.“

„Vor wem soll ich Dich schützen?“

„Vor Osman-Bey und vor dem Muffetisch.“

„Siehst Du die Fahnenstange vor dem Haus? Wenn die Fahne dort emporgezogen wird, dann wagt es weder Osman-Bey noch der Muffettisch in meine Abadijeh einzudringen.

Hier hat nur der Onsul namsauï, d. h. der deutsche Konsul, zu befehlen."

„Beim Allah, Dein Glück ist groß, einen Onsol zu haben. Der arme Fellah hat keinen Onsol, keinen Beschützer auf Erden. Gut! Ich will hier bleiben, arbeiten, Opuntienhecke pflanzen, als Schutzwehr gegen Büffel, Hunde und wilde Thiere. Du aber sei meine Hecke, meine Schutzwehr. Ohne Hecke ist Alles umsonst . . ."

Diese Worte wiederholte er immer wieder mechanisch, wie geistesabwesend; sonst machte er einen guten Eindruck, sprach ein reines Arabisch, was unter den Fellachen auf dem Lande selten ist. Ich trat mit ihm an das Haus. Auf der Schwelle stand Daud, das Faktotum der Abadijeh, mein Diener, Koch, Aufseher und brauner alter ego, alles in einer Person, der uns längst beobachtet hatte. Er näherte sich dem Gaste und bot ihm ein halbes Dutzend Salams, d. h. Grüße, auf welche der Alte einsilbig antwortete. Ich bestellte Kaffee und wir setzten uns auf die vor dem Hause ausgebreitete Palmenmatte. Ich fragte ihn, was der Muffettisch gegen ihn habe?

Er seufzte, schüttelte den Kopf und schwieg.

Ich sagte ihm, daß ich ihn gegen Jedermann schützen könne, aber nur, falls er sich nichts Ungesetzliches zu Schulden kommen lasse. Wenn er hier arbeiten wolle, sei es „nuss u nuss", d. h. um halben Ertrag, oder im Tagelohn, so sei er willkommen, so gehöre er zur Abadijeh. Dann könne er ruhig sein. Niemand dürfe ihm ein Haar krümmen.

Unterdessen hatte Daud Kaffee gereicht und mich im Gespräche abgelöst. Er fragte viel. Wo er hinwolle? warum er so angegriffen aussehe? Jener entgegnete nur „Muffettisch, Muffettisch!" Und woher er komme, warum sein Anzug so zerrissen sei?

„Ich komme vom Orte, wo man der Kleider nicht achtet, bin bald am Orte, wo man ihrer nicht achtet.''

„Was meinst Du, o Schech?''

„Ich komme aus der großen Grabkammer im Gebirge. Sechs Wochen war ich da versteckt. Aber sie haben mich aufgespürt. Sie fürchten sich nicht vor Teufeln. Allah fürchten sie schon lange nicht mehr.''

Nach dem Volksaberglauben sind nämlich die alten Felsengräber von „Afrit'', d. h. „Teufeln'', bewohnt und werden mit großer Scheu gemieden.

„Aber weshalb mußtest Du Dich dort verstecken?''

„Muffettisch, Muffettisch!''

„Du bist krank, o Schech! Komm auf mein Zimmer. Da wirst Du ein wenig ruhen und ein wenig essen und Dich kleiden und waschen und dann kommen wir zum Chanagha zurück.''

Daud war ein braver Kerl, ein echter Berberiner, von weichem Gemüth und schrecklich neugierig. Die kurzen Antworten des Alten befriedigten ihn nicht. In der That erfuhr er mehr, als er allein mit ihm war, und erzählte mir dann seine traurige Geschichte.

Abu Soliman, so hieß der Alte, war der Schech-el-belled von Comayaht; sein Vater war es auch gewesen, der einst mit seinen Brüdern und Vettern die Gegend urbar gemacht — ein gewaltiges Stück Arbeit! Die angewiesenen Oedländereien hatten sie im Lauf der Jahre in trefflichen Stand gebracht, hatten Kanäle gegraben und mit eiserner Ausdauer ein schönes Heimwesen geschaffen. Dort gedieh das üppigste Zuckerrohr und herrliche Baumwolle. Es folgten Jahre des Ueberflusses und ungestörten Glückes. Aber derselben Gegend entstammte Ismail-Sadyk, der spätere Muffettisch, welcher, von Ehrgeiz und Neid geplagt, es nie verzeihen konnte, daß Abu

Soliman nach seines Vaters Tode, wie es Brauch ist, zum Schech-el-belled ernannt wurde. Das war die erste Quelle des Verdrusses.

Ismail-Sadyk wurde Beamter des Vizekönigs. Jetzt wurden die Steuern in Comayaht sehr streng und in der willkürlichsten Weise erhoben. Da Abu Soliman für den Gesammtbetrag verantwortlich war, selbst aber zur Härte nicht neigte, so mußte er, um körperlichen Mißhandlungen und Gefängnißstrafen zu entgehen, nur zu oft mit dem Eigenen für lässige oder verarmte Dorfgenossen einspringen.

Als der Vizekönig beim Aufstand auf Candia dem Sultan sein Kontingent zur Verfügung stellte, wurden zwei Söhne Abu Solimans mit ausgehoben und eingeschifft. Das kam wieder vom Muffettisch. Beide wurden mit der großen Mehrzahl der egyptischen Soldaten, infolge ungenügender Kleidung und Verpflegung, im kalten Bergklima vom Typhus hingerafft.

Dann kam die Vermessungsgeschichte. Eines Tages meldete sich ein Regierungsgeometer und wies nach, daß nach dem neuen Maße sein Grundstück nicht hundertzwanzig, sondern hundertfunfzig Feddan groß sei. Dreißig Feddan, und zwar sein bestes Land, wurden abgeschnitten und beschlagnahmt, die Steuer aber nicht vermindert, sondern noch erhöht. Nun wirthschaftete er mit seinem einzigen, seinem jüngsten Sohne Abdelal, — sein und seiner Frau Kadidscha Augapfel — und mit einem Negersklaven Mahmud.

Da rückte Osman-Bey, des Muffettisch rechte Hand, der brutalste seiner Trabanten, mit einem Kommando ins Dorf. Die Zuckerfabrik des Vizekönigs in Dabayeh brauche Arbeiter. Sie sollten hundertsechzig Mann stellen. Das war mehr als die Hälfte aller Arbeitskräftigen im Orte. Abu Soliman mußte als Aufseher mit und dafür aufkommen, daß es brauchbare Menschen seien und daß sie über Nacht nicht davonliefen.

So gelangten sie zur Zuckerfabrik nach Dabayeh. Eine unerträgliche Arbeit in engen, überheizten Räumen, ohne Unterhalt, ohne Lohnzahlung. Es war Frohnarbeit. Täglich schickte er fünf Mann ins Dorf, um die nöthigen Lebensmittel zu holen; aber nur zu oft kamen sie nicht wieder. Sie liefen davon, verließen lieber Haus und Hof, als sich länger solcher Hölle zu unterziehen.

Im verschlossenen Raume ist der Fellach gar nicht leistungsfähig, da er sein ganzes Leben im Freien verbringt. Die Desertionen mehrten sich, trotz strengster Aufsicht. Zuletzt wurden sie im großen Kesselsaale eingesperrt und von Bewaffneten bewacht. Alle Vorstellungen Abu Solimans, alle Gesuche um Ablösung waren erfolglos. Grade weil seine Arbeiter tüchtiger als andere waren, wollte man sie nicht missen. Eines Abends, als die Lebensmittel wieder ausgeblieben waren, empörten sich die demoralisierten, verzweifelten Leute, zerschlugen im Kesselraum was sie zerschlagen konnten, Arbeitsgeräth und Maschinen, ohne daß Abu Soliman ihnen gewehrt hätte, zertrümmerten Fenster und Thüren und liefen, nach zweimonatlicher Zwangsarbeit, alle davon.

Kurze Zeit darauf rückte Osman-Bey mit einer Abtheilung berittener Albanesen in Comayaht ein. Die Schuldbewußten entflohen, auch der Schech-el-belled, die meisten in die Wüste zu Beduinen, die den Verfolgten gern Gastfreundschaft gewähren. Abu Soliman entwich ins Gebirge, wo er sich in einem der großen Felsengräber sicher glaubte. Seine Verbindung mit der Familie wurde heimlich durch Mahmud, seinen schwarzen Negersklaven, der ihm Nachrichten und Lebensmittel brachte, aufrecht erhalten. Die Aecker Abu Solimans blieben nicht unbestellt. Denn sein Weib Kadidscha, eine echte Fellachin, und sein Sohn Abdelal schafften rüstig und

trugen ihr Schicksal in Ergebung. Aber das Schlimmste sollte ihnen nicht erspart bleiben.

Vor Osman-Bey geführt, sollte Kadidscha das Versteck Abu Solimans angeben. Sie sagte, sie kenne es nicht. Dann wurde ihr die Rechnung des Steuererhebers vorgelegt. Ein ungeheurer Ausfall stellte sich heraus, da so viele Steuerpflichtigen das Dorf verlassen hatten, für welche der Schech-el-belled aufkommen mußte. Diesen Steuerausfall sollte sie berichtigen. Als sie sich dessen weigerte, sagte Osman-Bey, daß er wohl wisse, daß Abu Soliman ein vermögender Mann sei und sie möge nur die Ersparnisse aus dem Versteck herausholen. Sie antwortete, sie wisse nichts vom Versteck. Auf einen Wink Osmans wurde Kadidscha, die Frau des Schechs Abu Soliman, in den Stock gespannt und ihre Fußsohlen auf das Unbarmherzigste mit der Nilpeitsche geschlagen. Ihre Wehklagen und ihr Schreien klangen herzzerreißend zum Sohn hinüber, der inzwischen auf seines Vaters Baumwollfelde von den Albanesen ergriffen und gefesselt worden war. Man führte ihn unter die großen Nilakazien auf die Anhöhe wo das Kavalleriepiket sich gelagert hatte, nachdem das Dorf von einzelnen Posten rings umstellt worden. Das arme Weib konnte nicht lange widerstehen, obwohl sie im wahnsinnigen Schmerze lautjammernd Abu Soliman und Abdelal und alle Heiligen zu Hilfe rief. Sie verrieth das Versteck, wo ihres Mannes Ersparnisse vergraben waren. Von zwei Kawassen unterstützt, mußte sie auf ihren blutiggeschlagenen Füßen hinauswanken und Osman-Bey die Stelle zeigen.

Viele Frauen sind von diesem traurigen Gesellen, wenn er ihrer Männer nicht habhaft werden konnte, gepeitscht worden. Der Elende hat, wo die Bastonade erfolglos blieb, zur Zange

gegriffen, um widerspenstige Schuldner durch Zahnausreißen zur Zahlung ihrer Rückstände zu zwingen.

Inzwischen hörte die unglückliche Kadidscha, daß man ihren Sohn ausgehoben und in Ketten gelegt habe. Wie eine aufgescheuchte Löwin, der man ihr Junges rauben will, raffte sie sich von ihrem Schmerzenslager auf und begleitet von Verwandten und theilnehmenden Freunden taumelte sie hinaus vor das Dorf, wo unterdessen eine ganze Anzahl junger Burschen zusammengebracht war, je drei an einer fingerdicken, um den Hals gelegten Kette zusammengekoppelt. So schwere Ketten, das Kunstprodukt egyptischer Schmiede, sieht man bei uns nur noch in mittelalterlichen Exemplaren im Raritätenkabinette. Das war übrigens unter Ismail-Pascha die landesübliche Form der Aushebung; so wurden auf den Dörfern die jungen Leute überfallen und eingezogen.

Der Vizekönig, den die kriegerischen Lorbeeren des Kaisers Napoleon nicht schlafen ließen, plante nämlich die Eroberung Abyssiniens und dazu bedurfte er der Soldaten.

Das erschütternde Trauerspiel, das hier unter freiem Himmel, im Schatten der uralten Nilakazien, die dieselben Scenen wohl öfter geschaut haben mochten, sich abspielte, ist schwer wiederzugeben. Es ist das Herzzerreißendste, was ein Menschenauge sehen kann. Unter Händeringen, Schluchzen und Thränenströmen, unter Wahnsinnsgeberden wurde die Trennung von den Fortziehenden durch die Kawassen erzwungen. Mit der Kraft der Verzweiflung hingen sich die Mütter an den Hals ihrer Kinder, klammerten sich an der Kette fest und mußten mit Gewalt losgerissen werden, wobei die armen am Halse Festgekoppelten noch gezerrt und gewürgt wurden. Es war ein Bild unsagbaren Jammers und von solcher Wildheit, wie wir es uns im Abendland kaum vorstellen, geschweige denn jemals erblicken können.

Als Kadidscha von ihrem letzten Kinde, ihrem Abdelal, getrennt wurde, fiel sie wie ein lebloser Block zu Boden. Ihr war zu viel geschehen, zu viel an diesem Tage zugemuthet worden. Ihre Verwandten bemühten sich, sie zu sich zurückzurufen, rüttelten sie und benetzten ihr Stirn und Augen mit Wasser — es war umsonst. An derselben Stelle, wo sie ihren Sohn zum letzten Mal umarmt hatte, war sie, vom Herzschlag getroffen, niedergesunken und hatte ihren Geist ausgehaucht.

Inzwischen saß Abu Soliman nichts ahnend im Felsengrabe, in Gesellschaft von Mumien und einbalsamierten Katzen, umschwirrt von einem Heer von Fledermäusen und von eingebildeten Schrecken geängstigt. Während er zur Nachtzeit mit dem Nabuht die eindringenden Schakale, die vom Geruche des Lebendigen angelockt wurden, abwehrte und mit laut hergesagten Koranversen den bösen Feind und die Schlangen und Eidechsen zu verscheuchen wähnte, hatte das schlimmste Raubthier, der Mensch, ihn zu Hause überfallen und ihm das Theuerste entrissen. Weib und Kind, Haus und Hof waren verloren, Alles dahin. Mahmud brachte ihm die Schreckensnachricht, die wie ein Keulenschlag auf ihn niedersauste. Wirbelnd kreisten seine Gedanken. Seine Beine vermochten ihn kaum zu tragen, als ihn Mahmud zur Eile spornte, da er sich verfolgt und beobachtet wußte und das Versteck nicht mehr für sicher hielt. Nicht zu erkennen, verstört, ergraut war Abu Soliman, als er aus der Finsternis auftauchte. Wohin nun seine Schritte lenken? Ihm war's einerlei. Sein treuer Sklave, den er einst als Knaben einem vorüberziehenden Händler abgekauft, geleitete und pflegte und stützte ihn und suchte ihn mit rührender Unbeholfenheit auch geistig aufzurichten. Er führte ihn zu einem entfernten Verwandten, zum Schech-el-belled Ibrahim Abu

Hadra von Schoka, und dieser gab ihm den Rath, mich aufzusuchen.

In der That war er bei mir verhältnißmäßig sicherer, da ich und meine Leute nicht der Landesgerichtsbarkeit, sondern dem Konsulat unterworfen waren, zwar nicht von Rechtswegen, aber thatsächlich. Auch zahlten weder ich noch meine Leute irgend welche Steuer. Diese privilegirte Stellung der Europäer stammte aus der Zeit Mehemed-Alis und war eine Folge der zwischen den Großmächten und der Türkei abgeschlossenen Kapitulationen — eine große Ungerechtigkeit den Eingeborenen gegenüber, welche allein alle Lasten und Steuern zu tragen hatten.

Die traurige Geschichte Abu-Solimans habe ich theils von Daud, theils von ihm selbst nach und nach erfahren.

Die nächsten Tage waren der Errichtung eines Hauses für Abu Soliman gewidmet. Die ganze Kolonie war behülflich; auch viele aus dem Dorfe Schoka waren auf Veranlassung des Schech Ibrahim gekommen, der selbst sich nicht blicken ließ. Es dauerte auch nicht lange, bis die wohlgeformten, mit Häcksel gut durchkneteten Erdziegel an der Sonne trocken waren und der Bau vollendet wurde. Ich lieferte das Holz, die Dachbalken, die mit Schilf und Erde gedeckt wurden, das Fenster und die Thür. Diese war nach den Angaben des langen, hageren Abu Soliman sehr niedrig, so daß er sich tief bücken mußte, um in sein würfelförmiges Häuschen hineinzukommen.

Jeden Morgen erschien er zur Feldarbeit, am liebsten mit der Hacke, wies aber jeden Tagelohn zurück. Nach einiger Zeit meldete sich bald der eine, bald der andere der Fellachen, um die gutgeschriebenen Beträge statt seiner zu empfangen, wobei dann Abu Soliman auf meine Anfrage stets bejahend nickte.

Er war für mich eine vortreffliche Hilfe. Er pflanzte die versprochene Opuntienhecke. Er bestimmte für jedes Ackerstück die geeignete Fruchtfolge. Mit unfehlbarem Auge erkannte er, ob eine Parzelle gut nivelliert war. Er musterte sie vor der Aussaat und entdeckte jede noch so geringe Unebenheit, die mit der Gassabijeh, im Interesse des gleichmäßigen Ertrages, vorher beseitigt werden mußte.

Sein Rath wurde auch bei Streitigkeiten der Fellachen eingeholt und unweigerlich befolgt, obwohl ihm wenig daran gelegen schien. Er konnte lesen und schreiben, mußte daher viele Briefe entziffern und manchmal beantworten. Er war hilfreich, aber ohne sich zu erwärmen. Unermüdlich ging er hinter dem Gespann; am liebsten schwang er die Hacke, als scheute er die Ruhe und das Alleinsein mit seinen Gedanken. Und dennoch vergaß er sich manchmal und blieb beim Ausholen in gebückter Haltung, wie weltverloren, stillstehen. Die Fellachen sagten, der Arme ist krank, er leidet am schlaflosen Herzen. Was sinnt er? Wovon lebt er? —

Meine Kolonisten, ebenso wie die Bewohner Schokas, sorgten reichlich für ihn, der jetzt allein dastand und, wie sie wußten, bessere Tage gesehen hatte, so reichlich, daß die Armen niemals ungestärkt von seiner Thür entlassen wurden. Sogar Kranke schickten mit Vorliebe ihre Kinder zu ihm mit Körbchen oder Schüsseln, um Nahrung und guten Rath zu holen. Ohne selbst einen Para zu besitzen, ist er der Wohlthäter der Armen und Kranken der Umgegend. Und dennoch kommt kein warmes Wort, kein Zeichen der Theilnahme über seine Lippen. Abgestorben für die Leiden und Freuden seiner Umgebung, ist sein Sinnen und Trachten anderswohin gerichtet. Wie ein am Meeresstrand zurückgebliebener Zugvogel, nachdem die Schaar der Genossen fortgeflogen und am

Horizont entschwunden ist, scheint er einsam dem fernen Zuge nachzustreben.

Die Fellachen begegnen ihm mit Ehrfurcht, und wenn er Abends, vor dem Eingang seiner Hütte, am Erdboden hockt, so gesellen sie sich zu ihm und bleiben, ohne eine Wort mit ihm zu tauschen, leise miteinander plaudernd, bei ihm sitzen. Dabei wird tüchtig geraucht, sowohl Pfeife wie Zigarette. Die einzige Leidenschaft, die Abu Soliman geblieben, die ihn zum Menschen zieht und an der er noch zu fassen ist, ist das Rauchen. Im Laufe des Abends pflegte er aufzuthauen. Am liebsten ergeht er sich dann in Sprüchen aus dem Koran oder aus der Sunna, mehr zu eigener Befriedigung als für die anderen. Beziehungen auf seine Schicksale waren dabei leitend. Sehr häufig galten seine Worte seinem Sohn Abdelal, als ob er gegenwärtig wäre. Der Sohn schien seine ganze Seele zu erfüllen, seine einzige, seine letzte Sorge in dieser Welt zu sein. Er liebte ihn abgöttisch und hatte in banger Unruhe den Neger Mahmud der Armee nachgeschickt, um ihm nahe zu sein, um Nachricht zu bringen, um ihn womöglich zu entführen. Kriegsdienst gilt dem Fellachen als Unglück, widerwärtiger als der Tod.

Während der treue Mahmud, ohne sich zu besinnen, obwohl mittellos, die schwere Wanderschaft zu Fuß angetreten hatte, folgte ihm Abu Soliman im Geiste, vom nierastenden Magneten seiner Seele geleitet, nilaufwärts ohne Weg und Steg durch Wüsteneien und wilde Berge. Oft klang es wie ein Vermächtniß, wenn er an den Entfernten mit leiser Stimme seine Koranverse oder Sunnasprüche richtete.

„Weißt Du, mein Sohn, wer in dieser Welt die höchste Achtung und Bewunderung verdient? — Wer Mißgeschick und Unglücksfälle nicht fürchtet. Es ist selten, daß das Glück treu bleibt. Selbst dann sind seine Gunstbezeugungen gefährlich.

Am Tage des Glückes suche denjenigen auf, der in der Trübsal Dir Theilnahme gezeigt hat.“

„Mein lieber Sohn, Du Leben und Seele Deines Vaters! Suche die Gewohnheit des Anschauens Gottes zu erwerben, damit Du eindringst in das geheimnißvolle Wesen der Gottheit, die Du anbetest. Wer die Gottheit anschaut und sie wirklich begreift, sieht das eigene Dasein schwinden und sich auflösen. Erkennst Du Deine Seele und Deine Leidenschaften, dann wirst Du den höchsten Gott kennen lernen. Wer sich selbst erkennt, erkennt auch seinen erhabenen Herrn und Meister. In seinen Augen sind dann die Güter der Welt werthlos und er vergißt sich selbst.

„Ich will Dich lehren, wem diese Welt ähnlich ist. Sie ist wie ein Traum, den man schlafend erlebt, und wenn man erwacht, bleibt keine Spur der süßen Täuschung übrig. So nimmt der Mensch, wenn sein letztes Stündlein schlägt, nichts von dem in dieser Welt Genossenen mit. Nur wer gute Werke vollbracht hat, nimmt sie mit auf den Weg in die Ewigkeit.

„Mein Sohn, willst Du Ruhe, willst Du Friede finden? Dann bewahre das Schweigen. Wer vom Verlangen zu reden beherrscht ist, der giebt Alles, was er besitzt, der Plünderung preis. Viele Worte, und hätten sie den Werth der Perlen Edens, sind der Seele Tod.

„Die Reichen, mit Glücksgütern Beladenen sind wie die Todten. Mein Sohn, hüte Dich vor der Gesellschaft der Todten. Sammle Reichthum, häufe Gold soviel Du willst. Das Ende von alledem ist nackte, völlige Armuth im Grabe.“

Manchmal schien er einem andern, freundlicheren Gedankengang nachzugeben und für seinen Sohn von einem schöneren Loos auf Erden zu träumen.

„Vier Dinge tragen dazu bei, das Leben zu verlängern. Geliebtes Kind, höre meine Lehren! Kannst Du das Ohr

mit Musik entzücken, Deine Augen auf den Reizen der Schönheit, einem Gestirn der Nacht vergleichbar, ruhen lassen, kannst Du Frieden, Reichthum und Ehre genießen, kannst Du alle Unternehmungen nach Herzenslust erfolgreich zu Ende führen, dann wirst Du die Tage dieses Lebens verlängern."

Aber so weltliche Abschweifungen waren nicht nach seinem Geschmack und nicht von Dauer. Bald eifert er wieder gegen die Weltlust und ihr Gefolge.

„Die Sklavenseele des Reichen und Begehrlichen ist wie der Vogel Strauß. Obwohl er dem Kameel und dem Vogel ähnlich ist, so kann er doch weder eine Last tragen, noch sich in die Lüfte erheben. Wenn man ihn fliegen heißt, so entschuldigt er sich damit, daß er ein Kameel ist, und wenn man ihm eine Last auferlegen will, so entschuldigt er sich damit, daß er ein Vogel ist.

„Die Welt ist ein Aas, und wer sie liebt und aufsucht, ist ein Hund."

Die Lehre von den Engeln hatte in seinem Herzen tiefe Wurzeln geschlagen. Er empfahl den Leuten immer wieder das Gebet und besonders das Gebet beim Grauen des Tages, das er selbst unfehlbar verrichtete.

„Euch folgen die Engel schaarenweise bei Tag und bei Nacht. Sie versammeln sich beim Gebet der Morgenröthe. Diejenigen von ihnen, so unter Euch schwebten, schwingen sich dann zum Thron Gottes auf. Der Herr fragt sie: Wie habt Ihr meine Diener verlassen? — Als wir gingen und kamen fanden wir sie im Gebet." —

Diese Proben seines frommen und weltentrückten Sinnes mögen genügen. Der Verkehr Abu Solimans mit meiner Kolonie, wozu sich auch Dorfbewohner aus dem benachbarten Schoka gesellten, war von dem wohlthätigsten Einfluß. Nur der Schech-el-belled Ibrahim kam niemals, um im Nothfall

Abu Soliman verleugnen zu können. Diese Geselligkeit verdrängte die früher so häufigen Ausflüge nach dem nahen Damanhur, wo die Zeit in den Kaffeeschenken mit Haschischrauchen und anderen Genüssen todtgeschlagen wurde.

Eines Abends, als mehrere junge Männer aus Schoka dazugekommen und rauchend und plaudernd außergewöhnlich lustig geworden waren, hatten sie im Laufe des Gesprächs zu Abu Soliman gesagt, sie wüßten wohl, er wäre ein großer Schech gewesen und der Muffettisch habe ihm Uebles angethan, und sie wüßten auch, daß es aus Neid und Mißgunst geschehen, seines Weibes Kadidscha wegen. Aber er möge es vergessen und sich einen neuen Harem einrichten d. h. eine andere heirathen. Es gäbe ja so schöne Mädchen in Schoka und Damanhur. Sie wollten seine Hochzeit großartig feiern. — Da erhob sich Abu Soliman, holte seinen Nabuht und schlug unversehens mitten unter die am Boden hockende Gesellschaft, ehe sie seine Absicht errathen hatten. Ich hörte von Weitem, wie sie laut kreischend auf allen Vieren auseinanderstoben.

Die namentliche Erwähnung der Frau im Gespräch mit Männern ist verpönt und gilt als Unschicklichkeit und als große Beleidigung für den Ehemann.

Längere Zeit ließ sich Abu Soliman Abends nicht mehr blicken. Ich lockte ihn zu mir durch eine Einladung, der er nicht widerstehen konnte. Ich sagte ihm, ich hätte von Alexandrien Latakijehtabak erhalten. Das ist eine Sorte, die aus Syrien eingeführt oder vielmehr von Griechen eingeschmuggelt, den Fellachen als das Non plus ultra des Wohlgeschmackes gilt.

Er kam also Abends zu mir und ich versöhnte ihn, indem ich ihm vorstellte, daß die jungen Leute damals im Uebermuth

und nicht ernsthaft gesprochen, daß sie ihn alle sehr achteten. So war es auch.

Auch mir gefiel er ausnehmend. Er sprach ruhig, klar und machte den Eindruck unbedingter Wahrhaftigkeit. Die rührendsten Dinge sagte er schlicht, leise, mit gesenkten Augen, als fürchtete er dem Ausdruck des Mitleids in den meinigen zu begegnen.

Als ich ihn fragte, warum ihn eigentlich der Muffettisch so sehr verfolgte, antwortete er echt orientalisch mit einer Gegenfrage. „Warum verfolgt das Raubthier die stillen Hausthiere, warum der Habicht die Tauben, warum der Schakal die friedlichen Thiere des Feldes? Aber ich sehe, Chauagha, auch Du denkst, daß an dem Geschwätz neulich über Muffettisch und Kadidscha etwas dran sei? Ich will Dir lieber die Wahrheit sagen. Wir hatten einst Beide um ein und dasselbe Mädchen geworben, aber ich erhielt, als Sohn des Schech-el-belled, den Vorzug. Er war damals ein Nichts, weniger als ein Nichts, ein kleiner Beamter. Seitdem ist er üppig emporgeschossen zu Macht und Reichthum und besitzt einen großen Harem und hatte uns gewiß längst vergessen. Aber der Hund von Osman-Bey wollte ihm die Hand lecken und hat uns alle zu Grunde gerichtet. Allah ist mein Zeuge, wenn ich das hätte ahnen können, ich hätte sie nicht allein gelassen. Es giebt wohl viel böse Frauen — „ich schaute in die Hölle und sah, daß die meisten Bewohner derselben Weiber waren" — aber eine Frau wie Kadidscha wird Allahs Zorn gegen sie alle entwaffnen und besänftigen."

So mischte Abu Soliman in seine Unterhaltung, vielleicht ohne es zu wissen, Sprüche aus der Sunna, deren er eine große Zahl kannte.

In seinen jungen Jahren war er in Kairo gewesen, wo er mit den Ulemas der großen Moschee el-Azhar verkehrt

hatte. Die Quelle seines Wissens war der reiche Bildungsstoff, der im Koran und einigen anderen heiligen Büchern enthalten ist.

Ich hatte ihn gefragt, warum er sein wohlerworbenes Geld nicht an sich nehme und für die Tage der Noth zurücklege, anstatt es an andere, die jünger waren, als er, auszahlen zu lassen? Er antwortete:

„Vom Gelde kommt nur Unheil, vom Gelde stammt mein ganzes Unglück. Wer hätte uns etwas anhaben können, wer hätte uns verfolgt, wenn wir arm und unbekannt gewesen wären? Das Geld bringt Noth und Sorge und die Seele bringt es in ernste Gefahr. Wie könnte man freigebig sein und Geld sammeln? Sei freigebig, mein Bruder, sei freigebig! Es giebt keine Hölle für den Freigebigen. — „Hier ist der Wohnort der freigebigen Seelen!“ — Diese Worte hat Gott mit eigener Hand auf die Eingangspforte zum Paradiese geschrieben.“

So behandelte Abu-Soliman jede Frage unter dem Gesichtswinkel der Ewigkeit. Auch war es seine heilige Ueberzeugung, daß das Geld, welches seinen Ruin herbeigeführt, die verhängnißvolle Rolle weiterspielen werde, bis ans Ende aller Tage, daß es für Osman-Bey oder den Muffettisch oder den Vizekönig, kurz in wessen Hände es auch gerathe, ein Werkzeug der Rache und Vergeltung sein werde. Er sagte: „Es ist ein fressend Feuer, das seinen Herrn verzehrt und jeden, der es fassen will. Die Zeit wird kommen, wo der Mensch mit Geld ausgehen wird, um Almosen zu geben, ohne jemand zu finden, der es annehmen wollte.“

Abu Soliman war, wie im Allgemeinen die Fellachen, nicht fanatisch, aber von großem Stolz gegen die Ungläubigen erfüllt. Er hatte einmal ausgerufen, daß die Bäume und Thiere und Berge und Meere, daß die ganze Natur voller

Wohlthaten Gottes, daß nur die Menschen voller Bosheit seien. Da hatte ich mir die Bemerkung erlaubt, daß doch nicht alle so seien, daß z. B. in Schoka ihm niemand und ich ihm doch auch nichts zu Leide gethan habe? Darauf erwiderte er: „Ihr Ungläubigen kommt nicht in Betracht! Das Böse wird Euch nicht angerechnet, das Gute auch nicht. Ihr bleibt aus dem Tempel, wie die Thiere des Waldes, die Füchse und Lämmer. Allah weiß nichts von Euren dunklen Wohlthaten. Ihr seid ins Buch des Lebens nicht eingetragen."

Doch muß ich ihm die Gerechtigkeit angedeihen lassen, daß er dieses im Affekt gesprochen und daß ihm sonst ein ruhiges und mildes Wesen eigen war, das alle Herzen für ihn einnahm.

Ueber einer wahren Maulwurfsarbeit überraschte ich ihn einmal, als er den Fellachen das Blättchen des Abu Nadara vorlas und erklärte. Dieses politisch-satirische Wochenblatt hatte eine ungeheure Verbreitung nicht nur in Kairo, sondern in allen Dörfern des Nilthals, eine noch größere freilich später, als dieses Blatt von der Regierung verboten wurde.

Die ersten schüchternen Regungen der öffentlichen Meinung sind in einem Lande, wo seit den ältesten Zeiten ein despotisches Regiment das andere abgelöst und die Unterdrückung des Volkes die einzige bleibende Institution war, ein interessantes Problem. Wenn diese im Laufe der Jahrtausende eingebläute Botmäßigkeit, wenn diese durch keine Härte, durch keine noch so grausame Behandlung zu erschütternde Geduld, deren klassische Zeugen die Pyramiden sind, ins Wanken geräth, wenn die ersten Funken selbstständigen Geistes aus der erstarrten Volksseele hervorblitzen, wenn nach tausendjährigem Schlaf das erste, leise Morgenroth eines neuen Tages im Osten anbricht, so ist es gewiß ein Schauspiel, das fesselnd und erhebend und der höchsten Beachtung werth ist.

Wer schrieb dieses Winkelblatt ohne Namen, ohne Angabe des Verfassers, mit der einzigen Bezeichnung „Tipografia Castelli“, das ein so mächtiges Echo allerorten erweckte? Das Volk nannte den Verfasser Abu-Nadara, d. h. wörtlich „Vater der Brille“. In der That der Verfasser James Sanua trug eine blaue Brille und war jahrelang eine sehr populäre Erscheinung in den Straßen Kairos.

Er war ursprünglich Lehrer der italienischen und arabischen Sprache am vizeköniglichen Hofe, in den Familien der Prinzen und in den Häusern einiger Paschas in Kairo. Von italienischen Eltern in Egypten geboren, beherrschte er beide Sprachen mit gleicher Sicherheit. Er besaß viel Humor und schrieb einige volksthümliche Schwänke. Der Vizekönig stellte im Garten der Esbekijeh eine kleine Baustelle zu seiner Verfügung, auf welcher er eine leichtgebaute, primitive Sommerbühne errichtete, um, wie er sagte, seine guten Freunde ein wenig zu amüsieren. Er erzielte mit seinen satirischen Stücken, voll politischer Anspielungen, einen ungeheuren Erfolg. Seine Pfeile waren vornehmlich gegen die Habgier und Bestechlichkeit der egyptischen Beamten gerichtet. Er traf die Regierung in ihren Vertretern und in ihren Werkzeugen der Unterdrückung. Es schmeckte manchmal bitter, aber man ließ ihn gewähren. Den egyptischen Molière hatte ihn der Vizekönig genannt und das arme Volk kannte und liebte ihn unter dem Namen des „Mannes mit der blauen Brille“. Als er jedoch die Vielweiberei angriff, da verstanden sie keinen Spaß und er verlor die Protektion der Paschas.

Von seinen hohen Gönnern war ihm eine Bühnensubvention versprochen worden. Da er sich als ein Satiriker ersten Ranges auf Kosten eben dieser hohen Gönner entpuppt hatte, so hielten sie ihn für bezahlt genug und sagten

sich von ihm los. So mußte er sein Theater, zum großen Leidwesen seiner Freunde aus dem Volke, schließen.

Auch Abu-Soliman war einmal in einer Vorstellung gewesen. Der Eindruck, den er mitgenommen, war ihm unauslöschlich geblieben. Dieses arabische Theater gewährte überhaupt auch im Zuschauerkreise einen interessanten Anblick. Unmittelbar unterhalb der Bühne im Parterre saß, dem Publikum halb zugewandt, eine imponirende, bärtige Gestalt in hohem, schneeweißem Turban. Bei jeder schönen, feinen oder witzigen Bemerkung von der Bühne rief er verzückt „Allah!“ und entfesselte den Beifallssturm der Menge. Alle riefen „Allah!“ in laute Begeisterung oder in unbändiges Gelächter ausbrechend. Dieser unverwüstliche „Vater der Bewunderung“ trug zum Verständniß und zum Erfolge des Stückes sehr wesentlich bei. Er fehlte nie auf seinem Platze. Nun war's damit vorbei.

Aber der Mann mit der blauen Brille hatte eine große Popularität erlangt und diese vererbte er auf sein arabisches Witzblatt, das mit leichtem, heiterem Geschwätz die brennenden Tagesfragen streifte. Zwischen den Zeilen lauerte der bitterste Ernst.

Bald waren es Zwiegespräche, sokratisch zugespitzt, bald deutungsvolle Parabeln, dann doppelsinnige Randbemerkungen über hohe Herrschaften und beißende Ironie über die Mißbräuche der Beamten.

So feierte er in dithyrambischer Weise die Heldenthaten des Prinzen Hassan, der, als Oberbefehlshaber des egyptischen Kontingents, aus dem russisch-türkischen Kriege durchaus ohne Lorbeeren heimgekehrt war. Er war so drastisch als Kriegsheld herausgestrichen, daß sein Bruder Tewfik-Pascha sich darüber krank lachen wollte und den Verfasser zu sich beschied, ihn mit Komplimenten überschüttete, ihm aber den nicht miß-

zuverstehenden Rath gab, in Zukunft vorsichtiger zu sein. Die Folge war, daß zwar in der nächsten Nummer Bruder Hassan verschont blieb, aber die Minister, der Khedive und der Sultan, alle unter leicht zu errathenden Spitznamen, in Dialoge verflochten und hart mitgenommen wurden. Der Sultan wurde sogar angegangen, den Vizekönig Ismaïl-Pascha durch den Liebling des Volkes, seinen Onkel Halim-Pascha, den er verbannt hatte, zu ersetzen. Die Nummer fand reißenden Absatz; sie war in funfzigtausend Exemplaren gedruckt, eine große Auflage für Egypten, wo ein Exemplar oft für ein ganzes Dorf hinreichte, das vielleicht nur einen Schriftkundigen besaß, der es den Anderen vorlesen konnte. Kein noch so abgelegener Flecken des Nilthals, wo dies revolutionäre Blatt nicht hingelangte und wie der Blitz einschlug.

In Kairo schwankte man einen Augenblick, ob man es verbieten solle? Der Gedanke, daß ein Verbot als Furcht ausgelegt werden könnte, hieß den erhobenen Polizeiarm wieder senken. Diese Zurückhaltung dauerte nicht lange. Auf eine der nächsten Nummern folgte die Beschlagnahme nebst Verbot des Blattes und die Verbannung des Verfassers, der italienischer Unterthan war, aus Egypten. Der Mann mit der blauen Brille meinte, als er abreisen mußte, daß sein langjähriger Wunsch, Italien, die Heimath seiner Väter einmal zu sehen, von der egyptischen Regierung in zuvorkommendster Weise per Schub erfüllt wurde.

Die Nachricht von der Verhaftung und dem gewaltsamen Tode des Muffettisch hatte sich wie ein Lauffeuer im Lande verbreitet. Man hätte erwarten dürfen, daß sie großen Jubel erzeugt hätte, da er acht Jahre lang das Volk bedrückt und mit Ruthen und Skorpionen gezüchtigt hatte. Nirgends war eine solche Wirkung, eine laute Freudenbezeugung zu spüren.

Als diese Kunde nach Schoka drang und die geheimniß-

vollen näheren Umstände vor dem Hause Abu Soliman's in erregter Weise besprochen wurden und ein Fellah die Bemerkung gemacht hatte, er könne sich freuen, seinen Feind endlich los zu sein, rief er entrüstet aus: „Wehe dem, der sich freut und am fremden Unrecht mitschuldig wird! Das war Mord und keine Gerechtigkeit. Heute trifft's den Feind, morgen den Freund und Euch und mich und uns Alle. Wehe dem Gottvergessenen, der sich freut! Keiner von Euch hat den wahren Glauben, bis er seinen Bruder liebt, wie seine eigene Seele. O mein Gott, mache, daß ich Deine Liebe liebe über alle Dinge und Deine Furcht fürchte über alle Dinge!"

In ähnlichem Sinne äußerte sich der längst wiedererstandene Abu Nadara, der Mann mit der blauen Brille, der den armen Fellah am Nil nicht vergessen hatte und aus Italien, vom sicheren Hafen aus, das Blatt, sogar mit Illustrationen, weiter erscheinen ließ. Es waren einfache Umrisse, leichte Skizzen, die dem Verständniß und der ergänzenden Phantasie des Volkes vortrefflich angepaßt waren.

In der einen Nummer stritten sich zwei Fellachen aus der Provinz. Der eine schimpfte auf die Christen, weil sie an allem Steuerdruck schuld seien. Vom Mudir selbst habe er das gehört. Der andere erwiderte: „Ja wohl, der Mudir hat sogar hinzugefügt, daß die Christen hunderttausend Pfund bis zum ersten April haben müßten, aber zweimalhunderttausend hat er seitdem eingetrieben und der erste April ist längst vorüber und dennoch gehen die Steuererheber, wie die bösen Geister, am hellen Tage um und verlangen mehr, immer mehr. Ist das auch für die Christen? Diese verlangen nur zurück, was sie uns in der Noth vorgeschossen haben und was wir ihnen schuldig sind. Wie sagt der Prophet? Der Ungläubige, der giebt, hat mehr Recht auf die Freuden des Paradieses als der Gläubige, der nimmt."

Als Illustration zu dieser Nummer war James Sanua mit der blauen Brille dargestellt, wie er im Mondschein im Luftballon über Egypten schwebte. Unten sah man den Friedhof von Kairo und den Vizekönig Ismaïl-Pascha — die dicke Gestalt mit dem kleinen Kopf und dem winzigen Tarbusch war nicht zu verkennen —, wie er erschrocken zurückprallt, da die Gräber sich vor ihm öffnen und aus jedem ein wohlbekannter Todter, seine Schlachtopfer, emporsteigen, Allen voran der dürre Muffettisch mit den gut getroffenen, sehr markirten Gesichtszügen, die Jeder kannte. Der Text zu dem Bilde lautete: „Seine Hoheit fleht die Geister seiner Schlachtopfer an, nicht länger seinen Schlaf und seine Ruhe zu stören, und fleht um Verzeihung.“ Die Antwort der Geister lautet: „Von wem verlangst Du Ruhe und Verzeihung? Wir halfen Dir treulich Schätze aufhäufen und zum Lohne hast Du uns hingemordet. Nein! Nein! Keine Ruhe, keine Ruhe!“

Eine andere Nummer enthielt als Illustration einen großen Saal der Wiener Ausstellung mit tausend symmetrisch aufgebauten Gegenständen und einer Schaar von Besuchern, die sich besichtigend drängten, zumal vor einem großen Glaskasten, in welchem sofort erkennbar der Vizekönig Ismaïl-Pascha ausgestellt war mit der Unterschrift: „Rund wie ein Schweinchen, schlau wie ein Füchschen.“ Es war nämlich bekannt geworden, daß Ismaïl-Pascha sein Bild, von Lorie gemalt, zur Ausstellung geschickt hatte, was nach muhammedanischen Begriffen ein großer Verstoß gegen Religion und gute Sitte war.

Ein andermal war ein großes Spinngewebe dargestellt, in welchem ein paar gefangene Fellachen zappelten, während eine Riesenspinne mit den Gesichtszügen des Muffettisch sie auszusaugen im Begriff war.

Dann war auch wieder einmal Abu Nadara selbst ab-

gebildet, wie er mit dem Stock in der Rechten den Vizekönig bedroht, der sich zu den Füßen des Rächers hinwirft und erklärt, daß er ja seit seiner Verbannung immer gütig gewesen. Ein abgemagerter, zerlumpter, übelzugerichteter Fellah dicht daneben schreit: „Hör' nicht auf ihn! Er lügt! Sieh' mich an! Im Gegentheil, er ist härter und unbarmherziger gegen uns als je."

Abu Soliman war der treue Dolmetscher dieser satirischen Geschichten und Bilder, aber er that es ohne Leidenschaft, ohne Begeisterung. Wenn seine Worte von dem tiefsten Mitgefühl, von der hellsten Freude oder von schallendem Gelächter begleitet wurden, saß er ernst, wie unbetheiligt, dabei und schien ein abgesondertes Leben zu führen, einer anderen Gedankenwelt anzugehören. War es Trauer um Kadidscha, war es Sehnsucht nach dem Sohne? Nichts auf Erden schien ihm wichtig.

Das fühlten die Fellachen klar heraus, das hielt sie in scheuer, ehrerbietiger Entfernung. Sie wußten, er hatte größeren Schmerz erlitten als sie Alle, und sie zahlten ihm unbewußt den Zoll, den jedes fühlende Menschenherz dem Unglück darbringt.

Eines Tages erschien eine zahlreiche Schaar aus Schoka, auch der Schech-el-belled Ibrahim, ein seltener Gast, denen sich bald auch die Fellachen meiner Kolonie mit Weib und Kind anschlossen. In ihrem Geleite kam der Neger Mahmud, der treue Sklave Abu Soliman's, den er dem egyptischen Heere nach Abyssinien nachgeschickt hatte, erschöpft und staubbedeckt vom langen Wege, eine mächtige, wie aus schwarzer Bronze modellierte Gestalt.

Abu Soliman ging ihm mit einer stummen Frage in den schmerzlich bewegten Zügen entgegen. Er zitterte

sichtlich . . . „Sei gesegnet, mein Kind! Du kommst allein, Mahmud?“ —

Keine Antwort. Nur krampfhaftes Zucken um Augen und Mundwinkel verrieth die innere Bewegung Mahmud’s.

„Allah sei uns gnädig! Fandst Du ihn?“

„Ich fand ihn . . .“

„Nun, wo fandst Du ihn?“

„Bei den anderen allen, weit, weit in den Bergen am Atbarah.“

„Wie fandst Du ihn?“

„Wie die andern alle, still im Schatten Allah’s!“

„Allmächtiger Gott! Abdelal todt?“ —

„Todt, alle todt!“ —

„Du lügst —“

„Hier sein Amulet.“

Abu Soliman nahm das Amulet, las den Koranspruch, der darin verzeichnet stand, küßte es. „Verzeih, mein Bruder, verzeih! Du hast eine lange Reise zurückgelegt, hast eine lange Reise vor Dir. Zu Hause, unter der Tamariske — bei der Furt grad’ über, Du weißt schon — da findest Du das Erbtheil Abdelal’s. Es ist von seiner Mutter. Es sei Dein! Der Segen Allah’s, seine Barmherzigkeit und Gnade über Dir!“

Die Thränen liefen dem treuen Mahmud über sein glänzendschwarzes Gesicht, während Abu-Soliman sich abwendete und mit schwanken Schritten langsam auf seine Hütte zuging und gebückt, ein auf den Tod getroffenes Wild, hineinkroch.

Die braunen Gestalten alle standen lautlos, wie versteinert, da. Als sich lange Zeit nichts regte, ging Mahmud zu ihm hinein. Lautes Schluchzen bestätigte den athemlos draußen Harrenden die böse Ahnung.

Abu Soliman war ein stiller Mann.

Der Palmen-Kadi.

Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen und die Luft in Ramle wunderbar mild und klar. Nur auf hoher See lag noch ein Schleier, so dünn und duftig wie ein Hauch. Landeinwärts vergoldete die junge Märzsonne strahlend die fernen Palmenwipfel, als der Oberst, seine Büchse über die Schulter geworfen, mit seinem Hühnerhunde auf der Suche nach Schnepfen zu den Schilfufern des Mariotissees hinabstieg. Eine geraume Weile hielt er sich an der Nordseite, dann kehrte er um und wandte sich ostwärts, aber leider gleich erfolglos.

Nichts stimmt den Jäger melancholischer, nichts spannt so sehr ab, als langgetäuschte Erwartung. Er ließ den Kopf hängen, ebenso Nero, sein brauner Setter, das schöne, kraushaarige, unermüdliche Thier, mit dem klugen Augenpaar, das heute mit einem skeptischen, fast satirischen Zuge das Schilfdickicht und die Salikarienstraucher musterte. Waren nicht die Enten, Pelikane, Flamingos, Pirole, alles was ein Hundeherz erfreut, fort, längst zum kühlen Norden fort? Natürlich, denn die Sonne peitschte ja wie in den Hundstagen vom Himmel, und ginge es nach Nero's Sinn, hoho! er wäre mit seinem krausen Pelze am liebsten ihnen nachgezogen, zumal das fahrende Volk aus dem Süden, die Hühner und Drosseln

und Wachteln noch nicht wieder da waren. Kurz, in diesem Augenblicke, wo bei dem niedrigen Wasserstande die Schnepfen und selbst die kleinsten Bekassinen sich in die entfernten Tümpel verzogen hatten, jagen zu wollen, war lächerlich — dabei zuckte er mit dem Kopfe, daß seine Augäpfel blitzten und die Ohren flogen — ja, einfach lächerlich, oder sollte er etwa auf Kröten, Spitzmäuse und Pharaonsraten, das einzige Wildpret, das zu spüren war, Jagd machen?

So gelangten sie zum Palmenwäldchen, das, an der Nordostseite des Sees gelegen, sich fast bis zum Ufer erstreckte. Behend schlüpfte Nero ins Dickicht, aus trockenem Schilf, Luftwurzeln und alten Blattstielresten bestehend, hinein. Plötzlich stutzte er und schlug heftig zu einem Palmenstamm hinauf an.

Hoch oben, unmittelbar unter der Krone einer der größten Dattelpalmen, saß oder hing oder ritt am Stamm ein seltsam ausschauender, halbnackter brauner Geselle, der seinen Gürtel aus Baststricken um den Stamm geschlungen hatte. An seinem linken Arm hing ein Zembil, d. h. ein offener Korb aus Flechtwerk, gefüllt mit den eben abgeschnittenen, goldig-weißen Blüthenkolben der Dattelpalme, während er mit dem rechten den schuppigen Stamm umfaßte und am Gürtel hantirend diesen von Blattstielrest zu Blattstielrest senkte, um sich vom Baume, den er mit den Füßen umklammert hielt, herabzulassen. In geringer Höhe über dem Erdboden machte er Halt. Der wüthend sich geberdenden Bestie in den drohenden Rachen blickend, fragte er beunruhigt: „Uallahu! Di è di? Di kelb illa charuf?“ „Beim Allah! Was ist das? Ist es ein Hund oder ein Hammel?“

In der That, mit den kleinen, magern, arabischen, schakalartigen Kläffern verglichen, sah Nero einem Hammel ähnlicher als einem Hunde.

„„Fürchte nichts, o Schech!““ rief der Oberst, indem er Nero zu sich heranpfiff.

Zögernd stieg der Beduine vom Baum, eine wunderlich phantastische Gestalt. Er war barhaupt und barfuß und mit halbnacktem Oberkörper und sah heruntergekommen aus. Er spielte sich auf den Heiligen oder, wie wir sagen würden, auf den wilden Mann hinaus.

Das ist im Orient ein einträglicheres Geschäft als bei uns. Das abergläubische Volk füttert seine Heiligen und erweist ihnen große Achtung, und besonders die Frauen gewähren ihnen manche Privilegien. Der Geistesgestörte oder Geisteskranke gilt ihnen nur als geistesabwesend und sie glauben, daß seine Seele bei Allah im Paradiese weile und wohl im Stande sei, ein gutes Wort für seine Freunde auf Erden einzulegen.

Ein herabgestreifter, bunt zusammengeflickter Shawl um die Hüften, der mit einem Netz von braunen Baststricken umwunden war, und ein Paar Kniehosen bildeten seine ganze Bekleidung. Um den Hals trug er mehrere Reihen dunkler Holzperlen und einige Schnüre unregelmäßiger Korallen. Ein Wald von schwarzen Haaren und ein kurzer Bart, beide mit Silbersträhnen durchsetzt, beschatteten ein charakteristisches, etwas vergrämtes, nicht unschönes Beduinengesicht.

„Allah jenarl el Kelb! Di maaras.“ „Gott verdamme den Hund, den Hallunken!“ rief der Beduine, sich vorsichtig nähernd.

„„Nein, Schech! Nero ist ein gutes und treues Thier,““ entgegnete der Oberst.

„Alles was leckt und beißt, alles Hallunken! Siehst Du die Narben?“ — Er wies auf seine Beine — „das ist das Werk der Hallunken.“

„„Wie ist das geschehen? Erzähl' es, o Schech!““

„Warte, Chanagha! Erst muß ich mit der Nachle*) drüben reden.“

„Aber sage mir, o Schech, warum schneidest Du die Palmenblüthen, ehe sie aufgeblüht sind, vom Baume, anstatt sie blühen und reifen zu lassen und dann lieber die Datteln herabzuholen?““

„Nein, Chanagha, daraus wären niemals Datteln geworden. Siehst Du nicht, daß sie von einem Männchen sind!“

„„Von einem Männchen? Wie weißt Du das?““

„Wie ich es weiß? Kennt der Vater seine Kinder nicht? Habe ich sie nicht selbst gepflanzt? Auch Du kannst es sehen, am Blüthenkolben, der nicht weiß, sondern gelblich ist, und auch an den Blüthenkelchen, die nicht rund, sondern länglich sind, und merkst Du es nicht am Geruch? Aber ist es möglich? Sind Alle in Eurer Heimath so raschim **), daß Ihr eine männliche und eine weibliche Palme nicht unterscheiden könnt?

Dabei zerschnitt er einen Kolben der Länge nach. Die Blüthe lag wie Blumenkohl darin gebettet; er schüttelte sie und feine Flocken stäubten hervor von aromatischem, zartem Dattelgeruch.

„Jetzt paß auf, Chanagha! Jetzt will ich diese Blumen der Madame bringen. Siehst Du dort die Nachle? Das ist die Madame. Sieht welk und traurig aus und neigt ihre Zweige dem Männchen zu. Ich komme schon, ich komme schon, mein Kind! Yallah!***) Jetzt wollen wir Hochzeit halten. Freut Euch, Kinder! Der Palmenkadi kommt. Allah schenke Euch Allen Glück und Segen!“

---

*) Palme.
**) dumm.
***) Vorwärts.

Nachdem er seinen Gürtel aus Baststricken lose um den Stamm gelegt hatte, kletterte er langsam empor, den Gurt von Schuppe zu Schuppe hebend und auf dem ganzen Wege bald laut, bald leise wie im Selbstgespräch Koranverse und Gebete murmelnd. Oben, unter der mächtigen Krone angelangt, holte er sein Messer aus dem um den Leib gewundenen faltenreichen Shawl.

„Holla! Putze Dich und schmücke Dich zur Hochzeit, Kind! Fort mit den alten Kleiderlappen! Fort mit dem Plunder!"

Und er schnitt die welken Blätter des untersten Jahrganges rings um den Stamm fort und riß die alten Blattstielreste von den Fasern los. Sie fielen raschelnd zur Erde.

„So, jetzt bist Du wieder die Reine, die Schöne, die Schlanke. Auf endlos lange Tage kommt die Stunde des Glücks. Sie kommt und geht dahin wie ein Regensturm im Sommer. Juble Deinen Zigarit*), o Braut! Jauchze ihm entgegen, dem Langersehnten! Preise ihn, den Geber alles Guten! Lach' ihn an mit Deinen Perlenzähnen und Gazellenaugen! Preise ihn, den Spender der Blumen, und danke ihm, wie einst, mit schmelzenden Worten und Blicken. Lege ihm die kleine Hand auf die Schulter und sprich: Wohlan, Ibrahim, sei getrost, ich bin der Friede Deiner Seele! O segne sie, Du Allerbarmer! Horch, wie die Flöten und Tarabuka rufen und locken! Da sind sie, die Brautjungfern in rothen Gewändern, und draußen kniet schon mit dem seidenen Zelte das prächtig aufgeschirrte Reitkameel. Komm, eile Dich, eile Dich, Schatz! Schwing Dich auf, Du Erwählte! o Allah, o segne ihre süßen Augen, segne ihre leuchtende Stirn, segne ihr Lockenhaupt, segne ihren schlanken Wuchs, segne ihren Tag und

*) Freudentriller der Orientalen.

segne ihre Nacht und schenke ihr Deine Gnade und Barmherzigkeit!“

Mit verzückten Mienen, heftig schüttelte er die mitgebrachten Kolbenstücke über den kaum erschlossenen Blüthenknospen der weiblichen Palme und steckte sie an denselben einzeln, mit zitternder Hand, unter je einem umgebogenen Zweige fest.

Dann stieg er langsam am Stamm herab, näherte sich mit niedergeschlagenem Blicke dem Obersten und murmelte leise: „Raach,*) raach!“ Darauf, wie aus einem Traum erwachend rief er: „Halte sie fest die Bestie! Mit Bestien und Hallunken will Ibrahim nichts zu thun haben.“

„„Fürchte nichts, o Schech! Erzähle, wer dich so übel zugerichtet hat!““

„Ibrahim ist müde, Ibrahim wird alt. Gieb Tabak! Ibrahim will Tabak trinken, dann wird er erzählen. Du bist Chanagha Buctor el franssani**), aber wer ich bin, das weißt Du nicht. Ich bin Bedaui Ibrahim el genaini***). Die armen Leute nennen mich einen Heiligen, hahaha!, die reichen Leute einen Verrückten, den Hunden aber und der Polizei — auch Hunden, ja, Spürhunden — bin ich ein Trottel und warum? — weil ich ein wenig schwanke und den Fuß und die Gedanken nachziehe. Ich bin aber doch Ibrahim el genaini. Sieh her, alle diese Palmen sind Kinder Ibrahim's. Einst waren ihrer noch viel mehr. Ich holte die Stämmchen aus dem Raschid†). Das ist die beste Dattel weit und breit, die bis Mekka geht.

Siehst du? Auf dieser Lichtung stand mein Garten, voll

*) Vorbei!

**) Herr Victor der Franzose.

***) Beduine Ibrahim der Gärtner.

†) Rosette.

Feigen und Bananen und Granatbäumen und Kischta und goldenen Mandarinen. Dazwischen blühten Myrthen, Heliotrop, Jasmin, Reseda und viel, viel Rosen von Fayum. Das war ein Duft, das war eine Pracht! Wo sind sie hin? Raach! raach! Und siehst Du, dort auf jenem Kom?*), da stand das Haus. Dort wohnte der reiche Effendi mit seiner Tochter. Der Allmächtige segne sie — die Tochter nämlich. Täglich, wenn der Effendi zum Divan fuhr, kam sie in den Garten herunter und erging sich im Schatten der Palmen und freute sich der blühenden Sträucher und Blumen, lauter Werke Ibrahim's. Das waren selige Tage, o Ibrahim! Wo sind sie hin? Raach! raach! —

Die Weiber verriethen uns dem Effendi, der gleich zur Polizei lief. Sie aber warf mir diese Schnüre, in einen Brief mit dem einzigen Wort: entfliehe! gewickelt, in den Garten. Es war zu spät. Die Kawassen kamen und holten den armen Ibrahim und zerrissen ihm die Fußsohlen. Die Elenden wagten es, einen Beduinen zu peitschen! Ich taumelte wie ein Trunkener mit blutenden Füßen aus der Zaptijeh**). Die Hunde liefen hinter mir her und bellten und leckten und bissen. Ich aber fühlte nichts als hier das stechende Leid in der Brust; ich wankte geradenwegs zum großen Pascha nach Rasettin, doch die Wache ließ mich nicht ein. Ich donnerte mit dem Nabuht***) an die Thore und schrie: „Gerechtigkeit, o Pascha! Gerechtigkeit für Deinen Knecht Ibrahim!"

Aber die Thore blieben taub und die Gerechtigkeit blieb stumm. Die Kawassen ergriffen mich und schleppten mich zurück zur Zaptijeh. Weil die Sohlen zu wund waren, zerfleischten sie mir den Rücken mit der Nilpeitsche, und

*) Hügel.
**) Polizeigebäude.
***) Wanderstab.

warum? Du allein weißt warum, o ewige Barmherzigkeit! und weil ich noch zuckte, warfen sie mich auf die Gasse. Ich schob mich weiter, ein halb zertretener Wurm, an Wänden und Zäunen entlang, fort aus der dumpfen, drückenden Stadt, hinaus, hinaus zur hellen, heiligen Wüste. Wieder folgten mir leckend und beißend die vierbeinigen Halunken, die die zweibeinigen abgelöst hatten.

Als die Stammgenossen die tiefen Striemen auf meinem Rücken sahen — ich trage ihn unbedeckt, damit jeder die blutige Schrift lesen soll — da empörten sie sich ob der Schmach, die mir und ihnen Allen in mir angethan war. In hellen Haufen zogen sie hierher und zerstörten Haus und Garten. Das Nest fanden wir leer. Der Fuchs war gewarnt nach Skenderiëh entflohen. Seitdem liegt hier alles öd und brach und stumm und nur die Palmen und Ibrahim erzählen sich von der alten Zeit."

Ibrahim schwieg.

'Hasa nasib' das ist Gottes Schickung," sagte der Oberst und reichte ihm seinen Tabaksbeutel, der für ein Beduinenherz bessern Seelentrost enthielt als alle Worte. Dann sprach er:

„„Wie wäre es, Ibrahim, wenn wir hier wieder Palmen pflanzten und einen schönen Garten anlegten? Willst Du mir helfen?""

„Beim Allah, das will ich."

„„Dann laß uns gute Dattelkerne aussäen.""

„Nein, Chauagha, so nicht! Wenn Du Dattelkerne säest, dann blühen die Palmen, so Gott will, im vierzehnten Jahre. Das ist eine lange Zeit und so lange weißt Du auch nicht, ob Du ein Männchen oder eine Madame gesäet hast. Lieber komm mit nach Raschid. Dort holen wir junge Stämmchen — in der ganzen Welt giebt es keine besseren — dreijährige und

vierjährige, aus Wurzelreisern gezogene. Die blühen im siebenten Jahre, und ich schwöre Dir, beim Propheten, die kriegt Ibrahim umsonst, weißt Du warum? Weil der Steuererheber — Allah jenarl el kelb! Allah verdamme den Hund! — jetzt umgeht und die Palmensteuer eintreibt von allen, auch von den männlichen Palmen, von den alten erwachsenen ebenso wie von den jungen, obwohl diese bis zum siebenten Jahre nicht tragen."

„„Gut, Ibrahim. So laß uns mit Sonnenaufgang morgen nach Raschid ziehen! Besorge zwei gute Reitesel.""

„Beim Allah, das will ich, Chanagha Buctor! Sein Frühgebet verrichtet Ibrahim vor Deiner Schwelle morgen."

„„Marhabak!"" *)

„Salamat!" **)

*) Gehab Dich wohl!
**) Gott grüß Dich!

Am Meer in Ramle.

„Diana! Diana! Hier!" Das ist die Stimme des Marquis, der seinen Jagdhund ruft. Dann folgte ein langgezogener Pfiff.

Jetzt stürmte der kleine Hermann die Treppe herauf. „Kommen Sie, Herr Doktor! Der Marquis ist unten, auch Papa und eine ganze Gesellschaft. Heute war nämlich großes Festessen bei der Marquise. Mama sagt, es geht etwas vor; sonst hätten sie uns auch eingeladen."

„Hier! Diana! Hier!" lockte der Marquis in den höchsten Tönen, mit der Stimme, die freundlich klingen sollte, überschnappend; sonst wäre eben Diana nicht gekommen. Wahrhaftig, richtig, die Spitzbübin hat was im Maule. „Apporte, coquine, apporte!"

Mit dem Schwanze krampfhaft wedelnd und sich duckend, kam Diana halb ängstlich, halb triumphirend mit einer Wachtel im Maule langsam näher.

Endlich stand sie unbeweglich, lautlos, wie auf der Lauer, seitwärts äugelnd, um zu entspringen. Mit „ah, coquine!" klopfte ihr der Marquis freundlich das Köpfchen und nahm ihr die Wachtel aus dem Maule. Mit unbändigen Sätzen umsprang ihn winselnd die kluge Hündin, als wollte sie ihm die Beute entreißen. Ihre Freude galt aber

eigentlich der Gewißheit, daß es wieder einmal gut abgelaufen sei.

Inzwischen war ein Theil der Gesellschaft näher gekommen. Es waren die beiden Schwestern Odio zwischen Herrn Majeur und dem Grafen Pastechi,*) alle in großer Toilette, die Herren im Frack und weißer Binde, die jungen Damen in hellen, durchschimmernden Kleidern auf rothen und blauen Seidenröcken von bescheidenem Umfange. Wunderfeine goldgestickte Jäckchen mit Schwan eingefaßt waren über die bloßen Schultern geworfen. Alle hatten sich um den Marquis geschaart und besichtigten das schwere, kugelrunde, wohlgemästete Thier mit dem kleinen Köpfchen und den zu Tode erschreckten, geschlossenen Aeuglein. Nur die nassen Federn verriethen die Stelle, wo Diana es vorsichtig im Maule gehalten hatte.

Langsam trat der Beduine Achmed im langen, weißen Burnus und rothen Tarbusch herzu und sagte, auf Diana weisend: „Uallah di afrit!“ „Beim Allah, ein Teufelshund!“ „Weißt Du schon, Chauagha Markes,**) letzte Nacht sind Schwärme von Wachteln angekommen? Wenn Du willst, können wir nächsten Sonntag eine Phantasia, ein großes Wachtelschießen, machen.“

Die jungen Leute riefen: „Bravo! Taieb ja Achmed! d. h. Gut Achmed! Also nächsten Sonntag Nachmittags, aber bestimmt Achmed!“

„So Gott will bring' ich und Ibrahim zwei Körbe voll Wachteln. Das giebt eine Phantasia! Kommt Alle zum Strand!“

Die Wachteln werden nämlich in Netzen gefangen, ja mit Händen gegriffen, wenn sie wohlgemästet im Herbst über

*) Sprich „Pasteki“.

**) Herr Marquis.

das Mittelmeer geflogen kommen. Dann fallen sie, von der Reise entkräftet, todtmüde am Ufer nieder. In Käfigen zusammengesperrt, werden sie einzeln gegen den Wind geworfen, und von den Sonntagsjägern, die in langen Ketten Aufstellung nehmen, im Fluge niedergeschossen. Es ist ein seltener Fall, daß eine Wachtel ihre Freiheit wiedererlangt, denn ihr Flug ist in dieser Jahreszeit schwerfällig. Ein billiger, bequemer, aber kein edler Sport! Der Marquis betheiligte sich niemals daran. Er schwärmte nur für die Wildschweinsjagd, die nicht Jedermanns Sache ist. Es gehört Ausdauer dazu, um den Schwarzrock in den Schilfseen um Damiette herum aufzuspüren, dann aber auch Muth, denn es ist ein wehrhaftes Thier.

Inzwischen hatte die ältere der Schwestern Odio, die achtzehnjährige Katharina, die Wachtel mit beiden Händen ergriffen und streichelte und herzte und küßte sie und drückte sie an ihr süßes, melancholisches Gesichtchen.

„Genug karessirt, Katharina!" rief lachend die reizende, lust- und lebensprühende, jüngere Schwester Kalliope. „Gieb her! Ich will sie auch ein bischen lieb haben." Damit nahm sie die Wachtel, hob beide Arme, während Diana mit ausgelassenem Bellen und Heulen sie umsprang, ließ die Hände los und fort war sie!

Als sich die Marquise mit Herrn Odio näherte, setzten sich Alle wieder in Bewegung, in der Richtung zum Strande. Die Marquise war in großer Toilette, von stolzer Haltung und jenem imponirenden Umfang, der der letzten Mode des Kaiserreichs entsprach. Ihr kluges Gesicht erhielt durch ein paar vorlaute weiße Haarsträhnen etwas Mildes und Feines. Neben ihr marschirte, wie ein verwachsener Gnom, Herr Odio, ebenfalls im Ballstaat. Sein mächtiger Kopf auf den gewölbten Schultern, von dichtem Haar umbuscht, seine

unter dunklen Augenbraunen unheimlich funkelnden Augen, sein breiter, ausdrucksvoller, heute stets verbindlich lächelnder Mund ließen seine Ungestalt einigermaßen vergessen.

Die Liebenswürdigkeit der Marquise hatte es offenbar auf ihn abgesehen.

„Uns wird der heutige Tag, wo wir so liebe Gäste bewirthen durften, unvergeßlich bleiben", hatte sie ihm gesagt. „Nun möchten wir, daß er auch von Ihnen, Herr Odio, nicht vergessen werde. Leider ist die angenehmste Unterhaltung ebenso vergänglich wie Rebhühner und Salat. Sehen Sie, das ist der Grund, warum wir Ihnen ein Andenken, eine Kleinigkeit, überreichen wollten."

Sie hatte ihm nämlich einen kleinen Ptah verehrt, der in Memphis ausgegraben war, einen ziemlich seltenen Fund, eine Mumiendarstellung des egyptischen Sonnengotts in Porphyr mit Szepter und Nilmesser. In weißes Seidenpapier fein säuberlich gewickelt und geschnürt, hielt Herr Odio seinen ziemlich schweren Ptah in der linken Hand mit einem gewissen Behagen, weil's ihn nichts gekostet hatte, aber doch auch feierlich, da es ein geschenkter Gott war. Die Marquise hatte diese Gabe leicht darbringen können, da ihre Zimmer mit egyptischen und römischen Alterthümern vollgepfropft waren, mit Marmor- und Thonfiguren, Skarabäen, Thränenfläschchen und auch mit tausend modernen Nichtigkeiten. Sie war keine Kennerin, nur Sammlerin, aber Meisterin in der Kunst sich von jedermann beschenken zu lassen. Sie eiferte nämlich bei jeder Gelegenheit gegen Blumen, die nur Idioten für theures Geld zum Ausdruck ihrer Gefühle wählen. Blumen gehören in den Garten, denn im Hause riechen sie zu stark und fallen gräßlich auf die Nerven. Auch welken sie schnell und spotten dann des Gebers durch ihren Mißduft. Blumen nach Ramle und

Eulen nach Athen — das ist nicht schlau. Wer galant sein will, der wähle etwas Widerstandsfähiges!

Herr Odio ging neben ihr, einigermaßen beunruhigt, im Gefühl einer gewissen Verpflichtung. Er hätte die Einladung zum Diner am liebsten ausgeschlagen, aber gegen die Bitten seiner Töchter und die Argumente seiner klugen Hausfrau, die selbst nicht gesellschaftsfähig, allen Einladungen aus dem Wege ging, aber stets für die Töchter Partei nahm, hatte er nicht aufkommen können. Als heiliger Vater mußte er das Martyrium des Ballanzugs auf sich nehmen. Der indiskrete Frack war ihm ein Gräuel. Die weiße Riesenweste barg zwar so ziemlich Alles, was an ihm sterblich war, — denn nur beiläufig, wie Anmerkungen unter dem Strich, kamen seine Beinchen zum Vorschein und fristeten hier ihr kurzes, halbverstecktes Dasein. Aber den Haupthalt, sowohl physischen als moralischen, gewährte ihm, in Anbetracht seines Riesenschädels, der gewaltige Cylinderhut, der so schwer war, daß er ihn von Zeit zu Zeit lüftete, um ihn dann mit besonderem Anstand eine Strecke als Schild vor sich her zu tragen.

Die Marquise kam immer wieder auf ihr Lieblingsthema, seine charmanten Töchter, zurück. Es wäre an der Zeit, an ihre Zukunft zu denken. Die Aeltere sei wie geschaffen, um einen Mann glücklich zu machen.

Jetzt hoffe sie, die lieben Mädchen oft bei sich zu sehen. In ihrem Hause verkehrten viele junge Leute, Ingenieure, Herren vom Konsulat und Andere. So sei Herr Majeur, der seine Aelteste, Fräulein Katharina, zu Tische geführt, eine ganz vortreffliche Partie. Es sei ein reicher, angesehener junger Mann, der die Firma Richter & Co. leite. „Wissen Sie, Herr Odio, Sie lassen mich Ihre reizenden Töchter ein wenig bemuttern. Passen Sie auf, es dauert nicht lange, so bringe ich beide unter die Haube.“

Herr Odio rief: „Ah, madame!“

„Da ist auch der Graf Pastechi, ein hübsches Kerlchen, nicht reich, aber aus vornehmem Hause. Sein Vater ist Ritter von Sankt-Mauritius und Lazarus, freilich mehr Lazarus als Mauritius. Sie müssen sich's also schon gefallen lassen, wenn ich Sie öfter zu uns bitte. Ueberhaupt hoffe ich, sind Sie bald der Unsrige.“

„Oh, madame!“

„Einigen Sie sich doch mit meinem Manne! Das wäre das Schönste. Ein herrliches Geschäft das am rothen Meere! Der französische Generalkonsul, wissen Sie (aber das unter uns, Herr Odio), ist auch dabei. Leider konnte er heute nicht kommen. Sonst hätten Sie's aus seinem Munde. Sie wissen, was das bedeutet?“

„Oh, madame!“

„Es bedeutet, lieber Herr Odio, zwei große Beschützer: erstens, unsern Kaiser, zweitens, den Khedive. Nicht wahr, das genügt?“

„Gewiß, madame!“

„Aber ich verstehe nichts von Geschäften. Ach, bitte Herr Majeur, kommen Sie und helfen Sie mir ein wenig! Ich möchte Herrn Odio von unseren Schwefelminen erzählen. Aber von Geschäften verstehe ich soviel, wie die Krähe vom Schachspiel.“

Herr Odio, dessen Unterhaltung mit der Marquise sich auf das Nothdürftigste beschränkt hatte, da er etwas eingeschüchtert und ohne Sprachtalent war und, wie die meisten Griechen, bei der Aussprache der französischen Zischlaute lispelte, sollte heute durchaus für das Unternehmen am rothen Meer gewonnen werden. Er war sehr reich und verkehrte mit den Eingeborenen, auch mit den Behörden, wie mit Seinesgleichen, da er seit vielen Jahren in Egypten gelebt

und gehandelt hatte. Aus den kleinsten Anfängen hatte er sich durch skrupellose Intelligenz und unermüdlichen Fleiß zu einer finanziell hervorragenden Stellung emporgehoben und sein Kredit als angesehener Kaufherr und Banquier in Alexandrien war allerersten Ranges.

Auf den Ruf der Marquise verließ Herr Majeur die jungen Damen an der Seite des Grafen Pastechi und wandte sich zu ihr mit jener unnachahmlichen Verbeugung, die ihn auszeichnete, und stand, ein Ausbund der Eleganz wie aus dem Modejournal geschnitten, vor ihr. Seine anmuthige Handbewegung sagte: „Me voilà!“ Groß und schlank gewachsen, eine rothe Nelke im Knopfloch des Fracks, mit weitausgeschnittener Weste und Seidenbesatz und einem weißen Miniaturknoten am Halse, sah er neben Herrn Odio und seinem altfränkischen Ballstaat, wie ein Modetiger neben einem Tanzbären aus. Sein höchster Seelenschmerz war seine verfrühte kahle Platte, die heute glücklicherweise vom eleganten Seidenhut bedeckt war. So blickte er denn mit stolzer Sicherheit und mit einem unendlich herablassenden Lächeln auf Herrn Odio herab. Was lag nicht Alles in diesem Lächeln! Selbstbewußtsein, Ueberlegenheit und Gönnermiene. An seine Ueberlegenheit, besonders bei den Damen, glaubte er ganz fest, es war sein unantastbares Dogma. In der That erfreute er sich auch einiger Beliebtheit bei ihnen, hauptsächlich wegen seiner nieversiegenden Freigebigkeit. Er hatte stets Packete bei sich, Düten oder Bonbonnièren, Körbchen oder Vasen oder Thonfiguren, zumal wenn er zur Marquise nach Ramle kam. Dann pflegte der berühmte Mohammed, sein brauner Eselsbube, den wohlverpackten Gegenstand mit höchster Vorsicht festhaltend, mit einer wahrhaft heiligen Scheu hinter seinem Esel herzutraben. Selbst der schwarze Leibesel schien unter dem größten Bachtschitsch-Fürsten

seiner Zeit seine Füßchen ehrfurchtsvoll zu tummeln. Bei den Eingeborenen hieß er der Vater der kahlen Platte, bei den Eselsbuben Bachtschitsch-Pascha und bei den Franzosen Monsieur Bibelot.*)

Langjährige, ritterliche Freundschaft verband ihn mit der Marquise. Er schwärmte für die bejahrte Dame wegen der unerreichten Eleganz ihrer Manieren, wegen ihres sprudelnden Unterhaltungstalents im feinsten, klassischen Französisch, auch wegen ihrer hohen Verbindungen bei Hofe in Paris und in Folge dessen wegen ihres Ansehens beim französischen Generalkonsul in Alexandrien. Sie ließ sich gern von dem großgewachsenen, eleganten, jungen Mann, dem man den Deutschen kaum anmerkte, den Hof machen und am Arm führen und erhob von seinem zur Schau getragenen Reichthum jene kleinen Abgaben, die die Freundschaft angeblich erhalten. Sie ließ sich täglich die Stadtchronik von Alexandrien von ihm erzählen, was in einem näselnden, schnarrenden Französisch, das man in Paris „grasseyer" nennt, geschah. Er hatte sich nämlich Manieren und Tonfall während seiner Lehrjahre in einem Pariser Bankhause, in überraschender Weise angeeignet und seinen etwas gewöhnlichen Namen Meyer in Majeur verwandelt. Er kannte alle Welt, denn er besuchte als Vertreter eines bedeutenden Exporthauses täglich die Börse und den Baumwollmarkt und schien, nach seinen Versicherungen, auch für eigene Rechnung großartig zu operiren. Jedenfalls standen ihm bedeutende Kapitalien zur Verfügung und das war, ohne daß er's ahnte, sowohl beim Marquis, wie bei der Marquise, bezüglich seiner Werthschätzung, ausschlaggebend. Denn der Marquis hatte in Algier in seinen Unternehmungen Schiffbruch gelitten. Sein

*) Bibelot heißt kl. Geschenk, Kinkerlitzchen.

ganzes Vermögen oder vielmehr das seiner Frau, die aus sehr reichem, vornehmen Hause stammte, hatte er in unglücklichen Terrainspekulationen verloren. Die vom Vizekönig erlangte Minenkonzession am rothen Meere sollte ihn wieder flott machen. Vorläufig saß er aber noch gründlich auf dem Trocknen und war bemüht, Theilhaber für sein Unternehmen zu gewinnen. Herr Majeur hatte einen Antheil für seine Firma genommen, ohne den abwesenden Chef seines Hauses zu fragen, wie er überhaupt mit unglaublicher Selbstherrlichkeit spekulirte. Dabei hatte er sich rettungslos hineingeritten, freilich mit dem ehrlichunehrlichen Hintergedanken, falls sein Chef widerspräche, Alles auf seine eigene Kappe zu nehmen, als ob ihm, der nichts als Schulden besaß, diese Möglichkeit noch offen stand. Seine nahen Beziehungen im Divan des Muffettisch und seine Vertrautheit mit einigen hohen Finanzbeamten waren sein Verderben. Wohleingeweiht in die täglich wachsenden Verlegenheiten des Vizekönigs und in seine bodenlose Finanzwirthschaft, spekulirte er mit diesen Kreaturen zusammen, aber natürlich auf seinen Namen, indem sie alle auf einen baldigen, unaufhaltsamen Zusammenbruch des traurigen Systems rechneten. Er hatte im Voraus Hunderttausende von Pfunden in Bons oder Anweisungen der Daira Maliëh auf nahe Termine verkauft, dagegen zur Sicherheit Riesenbeträge von egyptischer Baumwolle für spätere Termine angekauft. Voll Stolz auf diese geniale Kombination, fühlte er sich allen Eventualitäten gewachsen. Denn stürzte über Nacht, wie zu erwarten stand, die egyptische Herrlichkeit, was waren dann die Regierungsbons werth? In der allgemeinen Zerrüttung, in Folge der Katastrophe, konnten auch die Güter des Vizekönigs, des größten Baumwollproduzenten im Lande, nicht unberührt bleiben. Baumwollmangel und Baumwolltheuerung waren unausbleiblich.

Aber eine neue, in größter Heimlichkeit mit dem Hause Oppenheim vollzogene, Anleihe hatte das Wunder bewirkt und den Kurs der egyptischen Staatspapiere plötzlich gebessert. Die von Majeur verkauften Termine wurden fällig und konnten nur mit großem Verlust gedeckt werden. Ebenso verfehlt waren, in Folge einer reichen Ernte in Nord-Amerika, seine Baumwollkäufe und mußten zu schlechten Preisen realisirt werden. Freilich war die überraschende Besserung der egyptischen Staatspapiere nur ein kurzes Aufflackern, aber es genügte um Eintagsexistenzen wie Majeurs zu vernichten. Seine heitre Stirn, seine glatten Manieren, der beneidenswerthe Gleichmuth, den er zur Schau trug, ließen nicht ahnen, was in ihm vorging. Kein Zucken der Wimper verrieth den Abgrund, der in seinem Herzen klaffte.

„Also Herr Odio, mir haben Sie's zu danken", sagte er, „ja, mir," indem er seine Brust mit dem Zeigefinger berührte, „da ich den Marquis darauf aufmerksam machte, daß Sie für seine Konzession am rothen Meere der rechte Mann an der rechten Stelle wären. Den Verkehr mit den Eingeborenen und mit den Behörden wird Niemand wie Sie zu bewältigen wissen."

Jetzt näherte sich der Marquis und reichte mit den Worten: „Man behandelt Sie schlecht, Herr Odio, man giebt Ihnen nicht einmal zu rauchen", seine Zigarrentasche hin.

„Herr Odio", sagte Majeur, „lehnt in Gegenwart der Frau Marquise zu rauchen, entschieden ab."

„Im Freien", sagte die Marquise, „schadet es nicht; aber jetzt sind ja die Herren ganz unter sich." Damit begab sie sich mit einer Reverenz zu den jungen Damen, die zwischen dem Generalkonsul und dem Grafen Pastechi vorangingen.

„Nun wie gehen die Geschäfte, Herr Odio?" fragte der Marquis.

„„Lahm, lahm, Herr Marquis, auf Krücken und Stelzen. Die besten Geschäfte sind, die man unterläßt.““

„Warum das, Herr Odio? Es käme nur darauf an, die Geschäfte da zu suchen, wo sie zu finden sind. Wir z. B. haben die Hände voll zu thun, nicht wahr, Herr Majeur? Die Nachrichten vom rothen Meer sind großartig. Die Schwefelminen sind über Erwarten reich und ergiebig. Der alte Herodot, Ihr berühmter Landsmann, hat sich wieder einmal glänzend bewährt. Genau an der von ihm bezeichneten Stelle, hundert Schritt vom Meeresufer entfernt, auf den kahlen Felsen der Westküste, fanden sich die uralten Anlagen, abgebaute Stollen, aufgeschichtete Bruchsteine und Schutthügel. Der Schwefel liegt ganz flach in Metertiefe eingebettet, also fast zu Tage und streicht ebensowohl westlich in's Gebirge, wie ostwärts unter dem Meeresspiegel fort, wie weit? wer kann das wissen? Da lagern Centner-Millionen besten Schwefels, d. h. baares Geld. Es bedarf nur der Hände, um gehoben zu werden. Denn Sie verstehen, Herr Odio, in unsrem glorreichen Napoleonischen Zeitalter, im Zeitalter des Schießpulvers, ist Schwefel wie baares Geld."

„„Aber wie werden Sie Ihren Schwefel los?““ fragte Odio.

„Wie? Auf die einfachste Weise der Welt. Die Regierung des Vizekönigs, die die Konzession ertheilt hat, ist verpflichtet uns allen Schwefel, den wir fördern, zu einem festgesetzten Preise, der dem des Sizilianischen Schwefels entspricht, abzunehmen. All' unser Schwefel bleibt ihr vorbehalten, ist Staatsmonopol. Ja noch mehr, die Regierung hat sich verpflichtet, uns aus dem benachbarten Kene in Ober-Egypten die nothwendigen Arbeitskräfte gegen mäßigen Tagelohn zu beschaffen. Wir können, Herr Odio, auf hundert Prozent Dividende rechnen. Wir haben natürlich die

leitenden Ingenieure, Baumaterial, Nahrungsmittel und Trinkwasser hinzuschaffen. Das besorgt unser Dampfer, der fortwährend zwischen Suez und unserer Konzession hin- und herfährt."

„„Ist denn kein Trinkwasser an Ort und Stelle?""

„Kein Tropfen Trinkwasser in dieser Felseneinöde, aber wo wir auch bohrten, überall Petroleumquellen, was auch nicht zu verschmähen ist. Der kaufmännische Vertrieb des Petroleums, das, dachten wir, ist etwas für Sie, Herr Odio. Ich gestehe ganz offen, das Unternehmen ist zu großartig für die Mittel eines Privatmanns. Herr Majeur hat für sein Haus und die Herren Oppenheim haben Antheile erworben. Ich würde Sie gern auch betheiligen, falls Sie Lust hätten. Bedenken Sie, hundert Prozent, Herr Odio, Wie wär's?"

„„Schwefel und Petroleum!"" erwiderte Herr Odio „„dagegen ist nichts einzuwenden, im Zeitalter der Reblaus und des Schießpulvers, gewiß nichts! Aber Ihr Geschäft riecht mir zu sehr nach Sodom und Gomorrha.""

„Hundert Prozent sind wohlriechend, Herr Odio!"

„„Wie aber, wenn tausend unvorhergesehene Dinge einträfen? Wie wenn der Schwefel plötzlich versiegte oder die Arbeiter ausblieben oder der Dampfer scheiterte, oder was weiß ich?""

„Erstens ist der Dampfer versichert und zwar gut versichert. Was den Schwefel betrifft, so ist er unerschöpflich, nach dem einstimmigen Urtheil der Bergingenieure. Wir können Ihnen die Dokumente vorlegen. Und wenn die Arbeiter ausbleiben, hahaha! das wäre der schönste Fall, ein wahrer Glücksfall. Dann hätten wir mit unserem Vertrage Gelegenheit zu einem kleinen Entschädigungsprozeß, der sich gewaschen hat, gegen seine Vizekönigliche Hoheit. Dann sind

wir schön heraus. Denn Sie wissen, unser Generalkonsul ist auf unserer Seite und hinter ihm steht die Regierung unseres Kaisers. Er sollte übrigens heute auch unser Gast sein. Ganz unter uns, Herr Odio, die letzte Alternative, die Sie zu fürchten scheinen, ist so verlockend, so verlockend, daß wenn die Arbeiter nicht von selbst streiken, man sie vielleicht durch Ueberredung oder Strenge oder magere Kost oder sonstwie weggraulen müßte. Das ist so zu sagen unsre zweite Sehne am Bogen."

„„Geschäfte mit der Regierung sehen immer großartig aus, haben nur das Ueble, daß sie unberechenbar sind. Mit unserem gewöhnlichen Einmaleins und unserer doppelten Buchführung ist da nichts zu machen. Da gehört eine besondere Rechenkunst mit unbekannten Größen.""

„Warum das, warum das? Sie sehen zu schwarz, Herr Odio. Haben nicht alle den Franzosen ertheilte Konzessionen glänzend reüssirt? Hat nicht Cordier mit der Wasserleitung, Pastré mit der Dampfschleppschifffahrt, hat nicht Bravay vortreffliche Geschäfte gemacht? und Lesseps, ist er nicht auf dem Wege zu Ruhm und Reichthum? Und warum das? Weil die Franzosen gut vertreten, d. h. wirksam unterstützt sind."

„„Prozesse sind nicht mein Geschmack. Prozesse sind wie Venus Kallipygos, nur schön von hinten, d. h. wenn sie vorbei sind. Auch fehlt es mir jetzt an Baargeld und bei den schlechten Zeiten ist es schwer zu beschaffen. Aber selbst, wenn ich's hätte, würde ich es niemals weit fortgeben, niemals weiter, als meine zehn Finger oder meine Augen reichen, um es jederzeit sehen und fassen zu können. Das Geld muß wie ein Pferd unter den Augen des Herrn fest angebunden sein, sonst läuft's weg und das Nachlaufen wird mir in meinem Alter sauer. Aber Sie brauchen mich,

nicht, wenn Sie Theilhaber wie Herrn Majeur und Oppenheim haben.""

„Sie müssen wissen, Herr Odio", sagte Majeur, „ich bin allein die Veranlassung zum Vorschlage des Herrn Marquis. Ich möchte nämlich meinen Antheil zurück haben. So vortrefflich auch das Unternehmen ist, so muß ich leider darauf verzichten, weil ich augenblicklich meine Mittel am Platze nothwendig brauche. Uebrigens ein Vorschlag! Ja, das ist was für Sie, Herr Odio! Für Ihr Geld erhalten Sie, in Tausch gegen meinen Antheil, noch außerdem den vollen Gegenwerth in Baumwolle; diese bleibt in Ihrem Gewahrsam und wenn sie steigt, dann verkaufen Sie sie für meine Rechnung und wir theilen den Nutzen. Denn die Baumwolle muß steigen. Seit Menschengedenken stand sie nicht so tief."

„„Also eine Baumwollspekulation! Oh, es giebt kein einfacheres, schnelleres, vortrefflicheres Mittel um reich zu werden, das weiß ich, nur stört mich immer eins, eine Kleinigkeit: ich weiß nicht, ob ich kaufen oder verkaufen soll? Da alle Welt reich werden will und nur ausnahmsweise es Einer wird, so folgt, daß man immer das Gegentheil von dem thun muß, was alle Andern thun. Also, Herr Majeur, sobald Sie mir in unanfechtbarer Weise sagen können, was in dem Augenblick alle Andern thun und es verbürgen können, dann stehe ich zu Diensten. Freilich allwissend ist nur Einer. Mit ihm spekuliert sich's am besten.""

„Aber, Herr Odio! Auf der einen Seite hundert Prozent, auf der andern eine solide Baumwollspekulation — was fürchten Sie?" sagte vorwurfsvoll Herr Majeur.

„„Aber, Herr Majeur! Ich fürchte Alles. Mir fehlt Ihr Jugendmuth, Ihr Jugendleichtsinn, um zu riskiren. Ich bin langsam Schritt vor Schritt den Berg hinaufgeklommen. Sie rathen zu einem Sprung in die Tiefe. Ich

bin kein Springinsfeld. Sie wissen, was man uns Griechen nachsagt?

Mit Heringen zieh'n sie zum Land hinaus,
Mit vier Pferden kehren sie stolz nach Haus.

Ich bleibe bei meiner bewährten Heringsmethode. Sie ist langsam aber sicher.""

Unterdessen war die Spitze der Gesellschaft in die Nähe des Strandes gekommen. Ganz vorn gingen die jungen Mädchen mit dem Grafen Pastechi, der ernsthaft bemüht war zu unterhalten, was ohne Ernst und ohne Mühe leichter gelungen wäre. Seine Worte flatterten ungeschickt, wie Motten um den Lichtschein. Thörichterweise glaubte er, mit den Schönen müsse man schönthun und ahnte nicht, daß dies zum Herzen der weiteste Umweg sei.

Katharina hörte längst nicht zu, sondern ließ sich vom sanften Rauschen der leise an's Ufer plätschernden Wellen in's Land der Träume locken, wo die melancholischen Augen eines jungen Effendi sehnsuchtsvoll nach ihr ausschauten, während die sechszehnjährige Kalliope einem Ideal nachhing, das von der Bühne herab ihr Herz erobert hatte. War's Fra Diavolo oder Ernani? Jedenfalls ein Ritter ohne Furcht und Tadel, der für Liebe und Freiheit zu sterben gewohnt war. Ach, es war der Heldentenor vom Theater Zizzinia, für den sie schwärmte, dem sie so gern an die Heldenbrust gesunken wäre! — Aber sie war eine Griechin. Ihre Gefühlsromantik war durch eine angeborene Scheu gebändigt, die sie alle ihren Müttern zu danken haben, eine sanfte Zurückhaltung, die selbst beim feurigsten Temperament sich nie vergißt und nie verleugnet. Speziell ihre Mutter war eine stattliche, etwas schwerfällige Matrone, die in der Wirthschaft rastlos schaffte und nie fertig wurde. Der Vater Odio sorgte für das nöthige Unbehagen im Hause und zwar wie

er meinte „pflichtschuldigst", damit die Mädchen eher flügge würden. „Denn ist das Nest zu mollig, zum Teufel auch, dann bleiben sie am Ende hocken, zwei alte Jungfern." Seine Sparsamkeit und Härte war der Mutter ein Dorn im Auge und nagte an ihrem Herzen, aber sie hatte den Kampf gegen diese zähe, schlaue, unbeugsame Natur längst aufgegeben, zumal er immer behauptete, daß Streit und Verdruß ihr ausgezeichnet bekomme, da sie davon sichtlich dicker werde. Sie zeigte sich nie außer dem Hause und empfing Niemand. Um so inniger schloß sie sich an die Töchter an, die es ihr mit unbegrenzter Liebe vergalten und ihren trüben Lebensabend mit warmem Sonnenschein erfüllten.

Zur folgenden Gruppe, aus dem Generalkonsul, seinem Sohn und Lehrer und der Marquise bestehend, gesellte sich jetzt Herr Majeur. Auf die Frage der Marquise „„Eh bien?"" antwortete er nur: „Abgeblitzt!" „„Das dachte ich mir! Der Geizhals! Der Schwindler! Der Wucherer! Dabei prahlt er mit seinem Geld und seinen Töchtern — das Eine so wenig sein, wie die Andern.""

Plötzlich erschallte hinter ihnen ein lautes: „Emschi! Jallah ja kelb!" „Marsch! Vorwärts, du Hund!" So lautete der Zuruf eines Treibers, der seinen Esel zur Eile spornte.

Es war Frau Lydia, die in elegantester Toilette auf einem prächtig angeschirrten, weißen Thiere mit rother Schabracke, vom schwarzen Ibrahim geleitet, angetrabt kam. Sie winkte, ihren blitzenden Sonnenschirm schwenkend, von Weitem der Gesellschaft zu.

Als sie nahe war, bot sie einen seltsamen, nur unter der Herrschaft der Krinoline, deren Reifen vom Sattel weit abstanden, möglichen oder vielmehr unmöglichen Anblick. Da enthüllte sich vor aller Augen ein Stillleben, nein, eine

idyllische Berglandschaft, an deren Fuß zwei kleine Füßchen, in hohen, hellen marrokkanischen Lackstiefelchen, hilflos herabhingen. Höher hinauf winkten zwei mit seidenen Strümpfen bekleidete, wie aus Marmor herrlich modellirte Beine, auf denen die sanften Abhänge zwei wundervoll runder Kniee sich wölbten und den bewundernden Blick bis zur Schneeregion lockten, wo feine Spitzenröckchen und blendend weiße Höschen lieblich leuchteten. Frau Lydia grüßte mit dem freundlichsten Lächeln ihres kleinen Mundes und ihrer wunderhübschen blauen Augen, die nicht zu ahnen schienen, welch' einen Anblick für Götter sie weiter unten bot. Im leichten Sommerkleide aus chinesischer Rohseide, unter dem kecken Strohhut mit Reiherfeder, kam ihre Anmuth und Fülle trefflich zur Geltung.

„Finde ich Sie endlich, liebste Marquise! Ich komme von Ihrer Villa und suche Sie wie das verlorene Paradies."

„„Und Sie, liebste Lydia, sehen aus wie ein verlorener Paradiesvogel, so schmuck, so frisch, so elegant!""

Im Nu waren alle Herren und Damen an der Seite des neuen Gastes. Aller Arme streckten sich ihr dienstbeflissen entgegen, aber sie winkte dem schwarzen Ibrahim, der wie der Blitz ihr sein nacktes Knie entgegenstemmte, auf das sie ihren zierlichen Fuß beim Verlassen des Esels setzte. Auch die jungen Mädchen bewillkommneten und umarmten sie mit großer Herzlichkeit.

Nach der geräuschvollen Begrüßung blieben alle Herren an Frau Lydia's Seite, die mit lustiger Schlagfertigkeit ihre Artigkeiten parirte. Ihre fast kindliche Munterkeit, ihre naive Gefallsucht machte sie zum Mittelpunkt jeder Herrengesellschaft. Sie hatte etwas Einschmeichelndes, echt Weibliches, das höchst anziehend und fesselnd wirkte.

„Wo haben Sie Ihren Gatten?" fragte die Marquise.

„„Wir haben eine russische Kartenpartie zu Hause. Da bin ich unbemerkt ausgerückt. Meine Abwesenheit wird vor Mitternacht, wo die Herren hungrig werden, nicht bemerkt.““

„Wissen Sie, Frau Lydia, daß wir Alle auf's Höchste überrascht und natürlich entzückt sind, Sie hier zu sehen?“ sagte Herr Majeur.

„„Warum das, wenn ich fragen darf?““

„Weil man in der Stadt die wunderbarsten Dinge von Ihnen erzählt, nämlich, daß Sie in Abdin beim Vizekönig gespeist und ihn so entzückt haben, daß er Sie nicht fortlassen wollte und daß Sie in seinem Harem Aufnahme gefunden haben.“

„„Daß ich vom Vizekönig in Abdin mit Lavison, Pastré, dem russischen Generalkonsul, nebst ihren Damen, und natürlich mit meinem Manne zur Tafel geladen war, das ist richtig; daß ich, nachdem ich von seiner Hoheit die Erlaubniß erhalten, seinen Harem besucht und dort eine liebenswürdige Aufnahme gefunden, ist auch richtig; daß ich seine Damen kennen gelernt, die Räume des Schlosses und sonst Alles dort gesehen habe, Alles, außer dem Vizekönig, ist ebenfalls richtig.““

„Allgemein heißt es, daß Sie den Vizekönig bei Tisch so begeistert, so für sich eingenommen haben, daß die anderen Damen alle vor Neid bersten wollten. Jedenfalls gratulire ich zu der Eroberung —“

„„Eine moralische Eroberung, haha! mag sein.““

„Bitte, bitte, Frau Lydia, erzählen Sie, wie sieht's im Harem aus?“ riefen die jungen Mädchen.

„„Alles wunderschön, gewiß wunderschön, aber leider, immer nur Divans und Teppiche, bald türkische, bald persische, und Seidentapeten und seidene Vorhänge; außer den bekannten Perlmutterständern, die ihre Tische bedeuten, nichts Anderes zu sehen, nirgends eine Spur von Kunst, keine

Bilder an den Wänden. So sind die Räume. Viel interessanter sind die Bewohnerinnen.""

„Sind ihrer viele dort? Auch Europäerinnen? Sind sie schön?" so lautete es durcheinander.

„„Es waren ihrer zwanzig oder mehr, denen ich von der Oberhofmeisterin, die mich geleitete, vorgestellt wurde. Von verschiedenstem Alter. Wunderschöne junge und eigentlich noch schönere ältere Frauen, die mit dem Vizekönig einst jung gewesen. Am schönsten, stolzesten, wahrhaft blendend, sahen die Georgierinnen aus. Einige sprachen französisch und dienten uns als Dolmetscherinnen. Alle ohne Ausnahme kamen mir höchst liebenswürdig, ja so liebevoll entgegen, daß ich glaubte, sie knüpften an mein Erscheinen irgend welche Hoffnungen. Meine theilnehmenden Fragen, mein leise angedeutetes Mitleid wegen ihrer Gefangenschaft, erweckte aber große Heiterkeit. Sie wollten gar nicht befreit sein und bemitleideten mich und die andern fränkischen Frauen — so nennen sie alle Europäerinnen — weil unser Schicksal so unbeständig sei und wir allen Wechselfällen, die den Gatten im Handel und Wandel ereilen, unterworfen sind. Heute in Sammt und Seide, morgen vielleicht schon aus dem Hause getrieben und ausgepfändet. So was kann in einem vizeköniglichen Harem nie vorkommen. Arm und ungeehrt sein, schien ihnen ein großes Unglück, Kinderlosigkeit aber das größte. Andere Sorgen kannten sie nicht. Ihre Herzen, ihr Hoffen und Sehnen — im tiefsten Winterschlaf! Keine Ahnung von höhern Freuden, von wahrem Glücke, das nicht der Juwelier oder der Tapezierer oder sonst ein Lieferant seiner Hoheit vorher vergoldet hatte. Mit ihrem Loos vollauf zufrieden, sind die Glücklichblinden unangreifbar.""

„Also mit moralischen Eroberungen bei den Damen war's nichts?" sagte Herr Majeur.

„„Freilich, wenn man Sie, Herr Majeur, hingeschickt hätte, Ihre Unwiderstehlichkeit hätte großartige Eroberungen gemacht.““

„Mich wundert eins, liebe Lydia", sagte die Marquise, „daß Ihr Gatte seine junge Frau so allein in der Welt umherirren läßt."

„„Oh, warum nicht?““ antwortete Lydia lachend. „„Jeder irrt seinem Glücke nach, ich in der Wüste in Ramle, er in der schlimmeren Wüste des Hazardspiels. Hat er Pech im Spiel, habe ich vielleicht Glück in der Liebe.““

„Oh, das wäre ja doppeltes Pech! Lassen Sie den Aermsten wenigstens gewinnen", sagte Herr Majeur.

„„Ich will's gern, aber wie fang' ich's an?““

„Da weiß ich Rath, lassen Sie mich nur machen."

„„Danke sehr, bemühen Sie sich nicht. Sie wissen, Herr Majeur, wir werden uns nie verstehen. Sie sind ein Deutscher und mir viel zu ernst. Sie denken zu viel. Selbst Ihre Scherze sind nicht lustig. Laßt runde Männer um mich sein, wie Graf Pastechi! Hat nicht ein Deutscher gesagt „ich denke, also ich bin?" Ich sage lieber „ich lache, also ich bin", und höre mich sein.““

„Aber, gnädige Frau, am Lachen erkennt man nicht den Denker", sagte der unverbesserliche Majeur.

„„Nun gut, so sagen wir „ich genieße, also ich bin.““

„Ein gedankenloses Genießen ist ziemlich werthlos. Sagen wir lieber „ich nieße, also ich bin und höre mich sein."

„„Jetzt bin ich aber ganz verschnupft. Mit Ihnen, Herr Majeur, rede ich nicht mehr. Ich bleibe dabei „ich genieße also ich bin". Je weniger der Genuß von des Gedankens Blässe angekränkelt ist, um so besser. Nur genießen bedeutet sein und ich will wissen, daß ich da bin. Wenn

jetzt die Sonne herrlich für mich untergeht, so ist es nur, weil ich den schönen Abend am Meer in so guter Gesellschaft genieße. Die Sonne braucht für mich nicht aufzugehen, wenn sie mir nichts Angenehmes, Neues, Niedagewesenes zu bringen hat.""

„Wie konnten Sie mit solchen Grundsätzen heirathen?" fragte Graf Pastechi. „Denn heirathen heißt sich dem Dagewesenen, Ewiggestrigen, Unabweislichen unterwerfen."

„„Im Gegentheil, heirathen heißt frei werden. Als Mädchen durfte ich mich nicht rühren. Der verheiratheten Frau steht die Welt offen.""

„Sie reden wie ein Junggeselle. Ich meine nur dem Junggesellen steht die Welt offen", erwiderte Graf Pastechi.

„„Was für Welt meinen Sie? Die Halbwelt? Genügt Ihnen diese, dann wohlbekomm's! Alles Geschmacksache! Es giebt wohl Leute, die manchmal anrüchiges Wildpret lieben, aber immer nur von anrüchigem Fleisch leben, muß ein zweifelhafter Genuß sein.""

Unter solchem Geplänkel und Geplauder war der gewaltige Sonnenball langsam zum Horizont hinabgeschwebt. Die See rauschte leiser. Die blitzenden Buchten begannen, wie im Bann des fernen Feuerzaubers, in's Violette zu schimmern. Die Schatten am Strande verblaßten, während der Abendhimmel noch einmal, wie eine einzige weltumspannende Goldmosaik von überwältigender Schönheit, aufleuchtete, um dann herzergreifend, andachtgebietend hinzuschwinden. Alles schwieg. Selbst die nieversiegende Munterkeit Lydia's war verstummt. Sie setzte sich an einer erhöhten Stelle des Strandes zu den jungen Mädchen nieder, um der sanft verglühenden Abendröthe sehnsüchtig nachzublicken.

„Wissen Sie noch", sagte Kalliope, „wie Sie uns am

Meer die hübsche Geschichte vom König ohne Land erzählten? Bitte, bitte, erzählen Sie uns wieder eine."

„„Damals waren Sie noch Kinder.""

„Bitte, bitte, liebste Frau Lydia!"

„„Gut. Es war einmal eine blonde Maid, nicht allzufromm, nicht allzuschlimm — nur träumte sie zu viel. Sie lebte weit, weit von hier, hinter wildem Wein und Blumenfenstern, bei ihren Eltern auf dem Lande, wo sie es ach, so gut hatte! Die Thörin wollte es besser haben. O Heim, o Mütterlein! Des Nachbars Sohn, ein guter Junge, mit dem sie schon als Kind gespielt, warb um sie, und der Vater war nicht abgeneigt. Da kam eines Tages ein schmucker Offizier auf einem prächtigen arabischen Grauschimmel auf den Gutshof geritten. Sie verliebte sich sterblich in ihn und merkte nicht, die Aermste, daß das Thier viel edler, als der Reiter war. Er hatte nichts für sich, als ein glattes Gesicht und glatte Worte und die Uniform. Verblendet, pflichtvergessen folgte sie dem Lockruf und entfloh mit ihm bei Nacht und Nebel. O Heim, o Mütterlein! Herzlos, ohne Lieb' und Ehre, ließ der Elende sie bald im Stich. Sie bat, sie flehte, schrieb herzzerreißende Briefe. Alles umsonst. Die Unglückliche an einen fremden Ort verschlagen, in Verzweiflung, hatte keine Thränen mehr und fühlte das Lebensschifflein unter sich versinken. Ein kalter unbarmherziger Abgrund — genannt die Welt — umfluthete sie. Todesschauer erfaßten sie. Ihre Hülferufe verhallten ungehört. Kein Stern, kein Retter weit und breit. O Heim, o Mütterlein! Bis endlich an der fremden Küste, wo sie hoffnungslos mit den Wellen rang und täglich, stündlich den Tod herbeisehnte, ein junger Mann von einem Handelsschiff, ein braver Junge, ihr muthig nachsprang und die Ertrinkende aus der Tiefe zog. Es blieb die edle That nicht unbelohnt. Denn

er gewann sich ein schwer geprüftes, treues Weib. Und dann warf ihm die Vorsehung ganz unerwartet ein reiches Erbtheil in den Schooß. So lebten sie beide in Reichthum, Glück und Frieden, und wenn sie nicht todt sind, so leben sie noch.""

„Dank, Dank, Frau Lydia! Merkten Sie, als Sie erzählten, wie sanft die Wellen rauschten, wie ihr Athem stockte, um zu horchen? Ist es eine wahre Geschichte?"

Diese Frage Kalliope's blieb unbeantwortet. Denn es war der Erzählerin eigene Geschichte. „„Schnell Kinder"", rief sie, „„die Andern sind schon weit fort, schnell ihnen nach!""

Dem Strand den Rücken kehrend, schlugen sie den Weg landeinwärts zur Station Mustapha-Pascha ein, gefolgt vom schwarzen Ibrahim und seinem treuen Esel.

An der Spitze des Zuges befand sich der Generalkonsul mit der Marquise und Herrn Majeur. Es dunkelte. Eine elegische Stimmung senkte sich auf die Menschen und die Ebene mit dem Thurm in der Ferne und den Ruinen von Cäsars Lager, an denen sie vorüberkamen. Herr Majeur, von geheimer Unruhe gequält, ging schweigend hinter den andern beiden. Dann, in einem schwachen Augenblicke, wandte er sich an den Generalkonsul Theremin, der wie ein Vater von der deutschen Kolonie verehrt wurde, mit der Gewissensfrage, was er wohl thäte, wenn er das Unglück hätte, nicht nur sein eigenes Vermögen, sondern auch das seines Chefs und zahlreicher Freunde zu verlieren?

„Was ich thäte? Ich schösse mir eine Kugel durch den Kopf."

„„Das thäten Sie hier in Egypten, wo es von zweifelhaften Existenzen wimmelt? In Ehrensachen hier so streng sein wollen, scheint mir widersinnig."

„Nun, so reisen Sie nach Paris und thuen es dort."

„„Sie empfehlen also eine Luftveränderung? Wozu rathen Sie, Frau Marquise?““

„Ich rathe zu einer reichen Frau.“

„„Wer wird solchen Armesünder nehmen wollen?““

„Wer? Eine reiche Sünderin.“

„„Sie sind grausam, Marquise.““

„Aleihum el salam wu rachmet lillahi wu warakatu! Mit Euch sei das Heil und die Gnade Gottes und sein Segen!“ so rief eine tiefe kräftige Männerstimme aus einem Palmenbusch am Wege, hinter dem ein kleines würfelförmiges Häuschen stand. Auf einem teppichbelegten, aus Palmenzweigen gefertigten Gestell, genannt „Kafaß“ saß im weißen, wollenen Burnus Moallem Takruri mit dem Turban auf dem Kopfe, den die Mekkapilger tragen.

„Allah sellemak! Gott grüße Dich!“ entgegnete Majeur, der fertig arabisch sprach.

„„Allah arehamkum ja sitteh Markes wu Hadritak ja Onsol! Gott segne Euch, Frau Marquise, und Euer Gnaden, Herr Konsul!““

Damit stand der schwarzbärtige, stattliche Mann von seinem Sitze auf, die Rechte zum Gruß an Mund und Stirn erhebend.

„Ich hoffe, Ihr erweist einem armen Moallem die Ehre, Euch niederzusetzen und auszuruhen.“

„„Schönen Dank, Moallem Takruri, wir wollen bleiben und die Andern erwarten, die mit uns kommen.““

Der Moallem hatte sich neben dem Generalkonsul und der Marquise auf dem Kafaß niedergelassen, während Herr Majeur auf einem langen Säulenschaft, der halbvergraben im Sande lag, Platz nahm. Der Boden war mit Palmenmatten bedeckt.

Zum Generalkonsul gewandt, fragte der Moallem:

„Kennt Euer Gnaden die schlimme Nachricht, die aus dem Saïdi kommt?"

„„Nein, Moallem, was giebt es?""

„Der Nil ist dort für die Jahreszeit so zurückgeblieben, daß ein Wunder geschehen muß, wenn die armen Fellachen ihre Felder bestellen und ohne Hungersnoth davonkommen sollen. Es ist die Strafe Allah's, weil die alte Frömmigkeit und Zucht im Volke schwinden."

„„Allah ist barmherzig und wird das neue Unheil, zumal die Cholera noch nicht erloschen ist, abwenden.""

„Es ist wahr, Er ist barmherzig. Er giebt Leben und sendet Tod. In seiner Hand ist die Fülle der Macht. Aber der Allmächtige will, wie ein Vater seine Kinder, denen er wohlwill, strafen, auf daß sie ihm in aufrichtiger Gottesfurcht dienen."

„„Ist es denn väterlich, seine Kinder verhungern und verschmachten zu lassen?"" fragte Majeur.

Der Marquis mit den anderen Nachzüglern war inzwischen angekommen. Der Moallem erhob sich wieder und begrüßte jeden Einzelnen sehr höflich. Man rückte zusammen und sie vertheilten sich auf dem Kasaß und auf dem langhingestreckten Säulenschaft.

Herr Majeur hatte die ebengehörte Hiobspost vom Ausbleiben des Nil dem Marquis mitgetheilt, der zu Odio gewandt bemerkte:

„Das bedeutet Ueberfluß an billigen Arbeitskräften." Herr Odio erwiderte: „„Das bedeutet Ueberfluß an Mangel und Elend.""

„Kann denn nichts geschehen, um das Unglück zu verhüten?" fragte Majeur. „Sind keine Schleusen da, um Wasser auf Vorrath aufzuspeichern, anstatt es in's Meer abfließen zu lassen?"

„„In uralter Zeit““, sagte der Moallem, „„gab es solche Vorrathskammern. Der Mörissee, der durch den Josephskanal aus dem Nil gespeist wurde, war solche Vorrathskammer. Der See ist verschlammt und verschwunden, wie fast Alles verschwunden ist, was einst groß und schön war. Wo sind die Menschen, wo sind die Zeiten, die solche Werke schufen? Es ist eine traurige Welt, in der wir leben, wo einer vom andern, die Einheimischen untereinander und von Fremden ausgebeutet werden, und Alle sich gegenseitig belügen, betrügen und verachten. Jeder schleppt ein Herz voll Angst und Sorge, wo sonst Gottesfurcht und Lebensfreude wohnte. Da verhüllt Allah sein Haupt und läßt dem Unheil seinen Lauf.““

„Zu Gott muß man beten, er erhört die an ihn glauben und hilft den Armen“, sagte Odio.

„„Euer Gott, Herr Odio, ist der Griechengott. Auch wir verehren Euren Propheten““, sagte der Moallem, „„ebenso auch die heilige Mutter Maria, die einst mit dem Kinde hierher geflüchtet ist. In Materieh, am Rande der Wüste, da steht noch die alte Sykomore, in deren Schatten sie mit dem Kinde ausgeruht. An jener Stelle ist ein Wunderquell „Ain el schems“, „Sonnenblick“ genannt, dem Boden entstiegen. Er sprudelt noch heute und stärkt und erquickt, die trinken wollen. Bei Gott, alle Propheten sind nach Egypten gekommen, um hier Wahrheit und Wissen zu schöpfen. Auch den Propheten Moses verehren wir, der seine Lehrjahre hier verbracht und der altegyptischen Religion seine zehn Gebote entlehnt hat. Daher auch jetzt, um die Gefahr zu bannen, mit der uns der Nil bedroht, die Regierung des Landes Briefe an unsern höchsten Ulema, ebenso wie an den katholischen Bischof, an die Patriarchen der griechischen, armenischen und koptischen Kirchen und an den Großrabbiner der Juden

geschickt hat, um sie alle zum gemeinsamen Gottesdienst in der berühmten Moschee Amru einzuladen. Sie Alle sollen kommen und zum einigen Gott beten, um ihn zu besänftigen, damit der heilige Strom wieder steige und Segen spende. Und wenn auch jede Kirche später behauptet, daß ihre Gebete allein die ersehnte Wirkung gehabt, was thut's? Allah, der hochoben über den Wolken thront, ist erhaben über den Neid und Zwist dieser Welt. Er ist der alleine, ewige, allmächtige Herr des Himmels und der Erde. Er lacht über die hundert Kirchen und hundert Namen, die man ihm beilegt. Zu ihm allein dem Allbarmherzigen sollen wir beten, für ihn allein sollen wir kämpfen mit allen Kräften unserer Seele. Denn er bewahrt uns vor den Schlingen Satans, bis uns am Tage der Vollendung unser Lohn winkt. Es ist nur ein Gott, ob nun katholisch oder jüdisch, griechisch oder türkisch zu ihm gebetet wird, und er ist entsetzt, wenn die Völker aufeinanderschlagen und seinen Namen mißbrauchen, um zu sengen und zu morden. Im Namen Allah's, des gnädigen, allbarmherzigen will ich Euch den Weg weisen, um den schrecklichsten Qualen zu entgehen. Glaubt an ihn den Ewigen und an seine Propheten! Bis dereinst der Engel Gabriel Euch am Haarzipfel faßt und in's Paradies emporträgt in die himmlischen Gärten, wo die köstlichen Bäche rinnen, wo der Lohn Euch erwartet, in den herrlichen Wohnungen Edens, im Schooße der Glückseligkeit.""

Inzwischen waren die jungen Damen angekommen und hatten die letzten begeisterten Worte des Moallem gehört. Er erhob sich, um auch sie zu begrüßen. Da brachen sie Alle auf, nachdem sie sich von ihm verabschiedet, um die nahe Eisenbahnstation Mustapha Pascha zu erreichen, von wo die Gäste der Marquise nach Alexandrien fortdampften, während die Andern den nächsten Weg nach Hause einschlugen.

Wie Tewfik-Pascha Vizekönig wurde.

Es war in den sechziger Jahren. Ismaïl-Pascha war Vizekönig von Egypten und der Muffettisch sein Finanzminister. Ein vollkommeneres Instrument ist in die Hand eines Despoten nie gelegt worden. Wer war dieser Muffettisch?

Jedes Kind in Egypten kannte ihn, jeder fürchtete ihn. Als Ismaïl-Pascha geboren wurde, kam die Mutter des Muffettisch an den Hof, um als Amme den neugeborenen Prinzen zu nähren. Somit war Ismaïl-Sadyk der Namensvetter und Milchbruder des Vizekönigs. Der geweckte Knabe erhielt freien Unterricht und dann, um der Mutter willen, eine kleine Brotstelle auf der Daïra-Sanïeh, d. h. auf den Domänen des Vizekönigs.

Selbst aus den Reihen der Fellachen hervorgegangen, kannte Ismaïl-Sadyk ihre Lebensgewohnheiten, ihre Listen und ihre Schlupfwinkel wie Niemand; durch seine Anstelligkeit, seine Schlauheit rückte er schnell zum Gutsverwalter auf und dann zum Muffettisch oder Inspektor der Domänen, welche übrigens damals nicht besonders umfangreich waren.

Seine gesprächige, heitere, witzige Laune mag den Muffettisch ebenso sehr empfohlen haben, wie seine unbedingte Ergebenheit, und so wurde er der unzertrennliche Diener und

Freund des Vizekönigs. Seine besondere Brauchbarkeit zeigte sich, wenn es, ohne Aufsehen zu erregen und ohne in die eigene Tasche zu greifen, galt, die Fellachen aus ihrem Eigenthum herauszumanövriren, sie auf anderen, minderwerthigen Ländereien anzusiedeln und so die besten, fruchtbarsten Grundstücke für den Vizekönig zu erwerben. Ihm hat Ismaïl-Pascha das lawinenartige Anwachsen seiner Domänen, welche binnen zwei Jahren 600 000 Feddan, in der Folge sogar 900 000 Feddan, oder ein Fünftel des ganzen kultivirten Landes, umfaßten, zu verdanken.

Daß der Muffettisch sich selbst dabei nicht vergaß, ist nach orientalischen Begriffen nur selbstverständlich. Es dauerte garnicht lange, da besaß der arme Fellah, der Sohn der Amme, 30 000 Feddan des besten Landes.

Wenn er die Fellachen zu Tausenden zur unentgeltlichen Frohnarbeit auf den Gütern seines Herrn zusammentrieb, dann war es eine Kleinigkeit, bei derselben Gelegenheit auch seine eigenen Grundstücke kostenfrei zu bestellen.

Auch deutete er dem Vizekönig an, wenn dieser sich in Geldverlegenheit befand, was nicht selten der Fall war, daß er das Geld wohl aufzutreiben wüßte, wenn er nur dürfte. Damals war Ragheb-Pascha Finanzminister, ein Türke von echtem Schrot und Korn, ein würdevoller, höchst respektabler Greis, aber ein Mann der alten Schule, der es vortrefflich verstand, mit schönen, wohlgesetzten Reden die Gläubiger des Vizekönigs auf die Zukunft zu vertrösten oder auch, um Zeit zu gewinnen, durch allerlei Ausflüchte oder neuersonnene Zahlungsförmlichkeiten und Schreibereien hinzuhalten. Aber das waren abgestandene Künste, die nicht lange vorhalten konnten und durch welche sich die nothwendigen Millionen nicht aus der Erde stampfen ließen. Offenbar war der Finanzminister nicht auf der Höhe. So

wurde er denn eines Tages unter einem passenden Vorwand entlassen und anstatt seiner der Muffettisch zum Finanzminister ernannt.

Von ihm erwartete man Großes und er hat die Erwartung nicht getäuscht. In seinem Heimathsdorfe die Fellachen, seine früheren braunen Kollegen, machten große Augen, als sie ihresgleichen so hoch emporsteigen sahen, und auch die andern im Delta, in Ober-Egypten, im ganzen Nilthal machten große Augen, als sie die Gründlichkeit gewahr wurden, mit welcher die Eintreibung der Steuern jetzt vor sich ging. Der Finanzminister begann damit, daß er den uralten, patriarchalischen Kurbatsch, d. h. die Nilpferdpeitsche, abschaffte, als eine zu milde, veraltete Methode der Steuereintreibung und statt dessen die Palmblattrippe, über einem gelinden Feuer geröstet und gehärtet, zu Ehren brachte. Diese neue Institution wirkte Wunder. Erstens schreckte sie die Einbildungskraft des Fellachen wegen ihrer Neuheit und dann schreckte sie in Wirklichkeit wegen ihrer einschneidenden Schärfe und Beweiskraft. So, meinte er, würden Steuerhinterziehungen am wirksamsten bekämpft. Das waren keine Friedenspalmen, die jetzt im Delta und überall im Lande geschwungen wurden, das waren Wünschelruthen eigener Art, die den verborgenen Schatz gar schnell zu Tage förderten! Die Ueberlegenheit des Finanzministers war offenbar, sein neues System hatte sich glänzend bewährt.

Andererseits war es überraschend, in wie kurzer Zeit er sich die nöthigen Kenntnisse im Rechnungswesen aneignete, wie schnell er sich in das ausländische Bankwesen einarbeitete und wie bald er den europäischen Bankiers und Bankagenten gegenüber, obwohl er keine Sprache als arabisch verstand und sich des Dolmetschers bediente, bei Kaufverträgen und Anleihen den Meister herauskehrte und selbst den Vizekönig

in Schatten stellte, dessen große Leidenschaft es war, die Pastré, Sinadinó, Oppenheim, Erlanger, Bischoffsheim, Cernuschi und wie sie alle hießen, Tage lang und halbe Nächte lang hinzuhalten und durch Unterhandlungen zu ermüden, um ihnen einen besseren Zinsfuß oder bessere Amortisationsbedingungen zu entlocken. Denn längst hatte man zu Anleihen seine Zuflucht nehmen müssen. Die übertriebene Zähigkeit des Vizekönigs hatte leider die Folge, daß die Bewerber, die er gegeneinander auszuspielen wähnte, sich heimlich einigten, einander bei Tag und bei Nacht in seinem Kabinett ablösten, um die dringenden Verlegenheiten des Staatsschatzes voll auszunutzen und die Beute zu theilen. Wenn der Vizekönig unter solchen Verhältnissen sich einen Zinsfuß von dreizehn, vierzehn oder fünfzehn Prozent, gegen Verpfändung aller möglichen Sicherheiten gefallen lassen mußte, so schmerzte das sehr. Es schmerzte um so tiefer, da er sich gar zu gern als finanzielle Kapazität ersten Ranges rühmen hörte und durch seine glänzende Ueberredungsgabe und seine seltene Beherrschung des Französischen alle Welt zu verblüffen meinte.

Daher war es ihm eine große Freude, als ein Franzose, Mr. Lachevardière, mit einem Ordensbändchen im Knopfloch, sich vorstellen ließ und im Namen einiger namhafter französischer Bankinstitute Geld zu sehr vortheilhaften Bedingungen anbot. Er widmete sich mit Eifer dem wunderthätigen Franzosen und war nicht wenig stolz, als er eine bedeutende Anleihe zu achtdreiviertel Prozent zum Nennwerth zu Stande brachte. Freilich beunruhigte es ihn ein wenig, als der Muffettisch ihm mittheilte, daß die egyptischen Obligationen augenblicklich im Auslande zum Kurse von neunzig notirt waren. Wie konnte also Mr. Lachevardière mit hundert bezahlen wollen, was er am offenen Markte nur mit neunzig absetzen konnte. Aber das war seine Sache.

Vielleicht machte er sich eine Ehre daraus, vielleicht wollte er die Andern ausstechen! Um nur den dringendsten Verpflichtungen der Staatskasse zu genügen, — es handelte sich um längst fällige Zahlungen an auswärtige Fabrikanten — brauchte man sofort zwanzig Millionen Franken. Diese stellte Mr. Lachevardière sehr zuvorkommend auf Rechnung der Anleihe, gegen Garantieschein der egyptischen Regierung, sofort zur Verfügung. Das Geschäft war abgemacht, der Anleihevertrag vollzogen und Mr. Lachevardière nach Paris abgereist.

Der Vizekönig befahl dem Muffettisch, zwanzig Garantiescheine von je einer Million Franken nach Paris zu senden und gleichzeitig an die Fabrikanten Wechsel, in Höhe ihrer Forderungen, auf die von Lachevardière bezeichneten Banken gezogen, abgehen zu lassen. Nach einiger Zeit kamen sämmtliche Wechsel, mangels Zahlung, protestirt aus Paris zurück, was abgesehen von der großen Demüthigung, nach dem französischen Gesetz, eine Stempelstrafe von vier Prozent und große Gerichtskosten nach sich zog. Das war also ein baarer Verlust von fast einer Million Franken.

Böses ahnend, ließ sich der Vizekönig die Vollmachten des Mr. Lachevardière, der sich ja als Vertreter verschiedener Bankinstitute eingeführt hatte, aus dem Finanzministerium holen. Unmöglich diese Vollmachten aufzufinden! Wo waren sie geblieben? Ragheb-Pascha war außer sich vor Verdruß, denn die Einreichung der Vollmachten hatte einige Tage vor seiner Entlassung stattgefunden. Er verfiel in Folge der Vorwürfe des Vizekönigs und des Aergers in eine schwere Krankheit — aber die Vollmachten des flinken Franzosen blieben verschwunden.

Telegraphisch befragt, betheuerte Mr. Lachevardière hoch und heilig, die zwanzig Millionen in Garantiescheinen nie-

mals erhalten zu haben, daher auch nicht in der Lage gewesen zu sein, zu zahlen. Der Muffettisch schwor hoch und heilig, daß er die Garantiescheine an eben demselben Tage, wie die Wechsel, abgeschickt habe.

Er hatte sie in der That abgeschickt und zwar durch den Zeremonienmeister Zeky-Bey. Dieser bartlose, ob seiner Ehelosigkeit angestaunte, am Hofe des Vizekönigs sehr beliebte alte Junggeselle, mit seinem gemessenen, beinahe feierlichen Wesen, war die Vorsicht in Person. Ihm hatte er die zwanzig Garantiescheine anvertraut. Auch hatte er ihm sehr strenge Weisungen mitgegeben. Da ihm nämlich Mr. Lachevardière und die ganze Anleihe verdächtig vorkam, so hatte er eingeschärft, die zwanzig Millionen nicht aus der Hand zu geben. Es sei eine diplomatische Sendung, in der er nach Paris gehe. Seine Diplomatie solle darin bestehen, daß er zwar nach Paris gehe, aber niemals nach Paris komme, daher am besten schon in Marseille erkranken und sich sofort in's Bett legen müsse, und zwar so lange, bis er ihn telegraphisch zur Weiterreise nach Lyon ermächtige, und in Lyon müsse er sich ebenfalls sofort wieder in's Bett legen u. s. w.

Voll Eifers für seine erste diplomatische Mission wurde Zeky-Bey schon unterwegs auf dem Schiffe krank und legte sich in Marseille begeistert zu Bett, in welchem er eine Woche blieb, bis eine Depesche ihn aus dem Marseiller Bett erlöste und nach Lyon auf's Krankenlager warf. Auch hier legte er eine glänzende Probe seines diplomatischen Könnens ab, bis ihn endlich ein Befehl des Muffettisch nach Alexandrien zurückberief. Für diese aufreibende diplomatische Thätigkeit im Dienste des Vaterlandes verschaffte ihm der Muffettisch einen türkischen Orden. Von der Anleihe des Mr. Lachevardière war keine Rede mehr. Dem Muffettisch war es zu danken, wenn der Verlust sich nur auf eine Million Franken

bezifferte. Der Vizekönig überließ daher künftig die Einleitung und Unterhandlung von Anleihen dem Finanzminister, zu dessen eigenstem Ressort sie gehörten, und dieser schloß niemals eine Anleihe, ohne für sich, nach dem Brauche des Landes, ein sehr bedeutendes Backschisch, d. h. Geschenk, zu sichern.

Daß die fortwährenden, theils im Auslande, theils im Inlande unter drückenden Bedingungen abgeschlossenen Anleihen, deren Zinsfuß zeitweise zwanzig und dreißig Prozent erreichte, zum Ruin der Finanzen führen mußten, das war ja vorauszusehen. War denn das Land zu arm, waren denn die Staatseinnahmen Egyptens unzureichend, eine geordnete Verwaltung zu ermöglichen?

Die Haupteinnahmequelle Egyptens, welches vorwiegend Ackerbaustaat ist, war von jeher die Grundsteuer. Die Gesammtfläche des kultivirten Bodens schwankt zwischen fünf und fünfeinhalb Millionen Feddan, je nach der Höhe der Nilüberschwemmung und je nach dem Zustand der Kanäle. Davon waren dreieinhalb Millionen Feddan fast ausschließlich in Händen der Fellachen, man nennt sie „harraggi", mit einer durchschnittlichen Besteuerung von dreißig Mark pro Feddan. „Aschuri" hießen anderthalb Millionen Feddan, welche dem Vizekönig und reichen Paschas gehörten und durchschnittlich mit 10 Mark pro Feddan besteuert waren. Zu dieser Kategorie gehört das beste und fruchtbarste Land des Nilthals, und es ist eine schreiende Ungerechtigkeit, daß die Reichen und Mächtigen kaum den dritten Theil der Grundsteuer zahlen, die der arme Fellah zu erlegen hat. Dann kommen noch die steuerfreien „Wakf", d. h. Kirchenländereien, etwa eine halbe Million Feddan, die durch Legate und Vermächtnisse der Gläubigen den Moscheen zugewendet wurden, in Betracht, und aus deren Erträgen die Instand-

haltung der Gebäude und die Ausgaben für den Gottesdienst bestritten werden. Obwohl diese Erträge sehr bedeutende sind, so sieht man doch nirgends in der Welt so verwahrloste Gotteshäuser wie im Orient, so daß die schönsten Denkmäler einer großen Vergangenheit, die glänzenden Bauten altarabischer Kunst einem traurigen Verfalle preisgegeben sind.

Die erwähnten Grundsteuern brachten damals jährlich gegen siebeneinhalb Millionen Pfund oder einhundertfünfzig Millionen Mark. Dazu kamen noch fünf Millionen Pfund oder hundert Millionen Mark aus den Zöllen, Gefällen und Eisenbahnen, so daß die Staatseinnahmen des Vizekönigs insgesammt sich jährlich auf zwölfeinhalb Millionen Pfund oder gegen zweihundertfünfzig Millionen Mark beliefen. Damit, sollte man meinen, hätte sich eine ordentliche Staatsverwaltung einrichten lassen, wenn man erwägt, daß Ismaïl-Paschas Großvater, Mehemed-Ali, mit einer Einnahme von jährlich fünf Millionen Pfund oder hundert Millionen Mark, wovon die Hälfte aus der Grundsteuer floß, wirthschaften mußte. Damit hat er jahrelang Krieg geführt und zeitweise 195 000 Mann im Felde gehabt und hat das türkische Reich in den Grundvesten erschüttert. So ward seine Dynastie befestigt und durch zeitgemäße Reformen in allen Zweigen der Verwaltung eine wahre Wiedergeburt Egyptens eingeleitet.

Die Grundsteuer wurde also seit Mehemed-Ali's Zeiten, d. h. binnen dreißig Jahren verdreifacht. Nichtsdestoweniger hat diese Steuer, wenn auch ungerecht vertheilt, an sich nichts Drückendes für den Fellachen. Die Franzosen müssen für weniger fruchtbares Land die doppelte, die Engländer die dreifache Grundsteuer entrichten. Aber die Art der Eintreibung und eine Menge willkürlicher Nebensteuern machten die Grundsteuer zur unerträglichen Plage und führten die Zerrüttung der Fellachen herbei.

Wenn der Finanzminister Geld brauchte, und es vergingen keine vier Wochen unter Ismaïl-Pascha, wo er nicht in der dringendsten Geldverlegenheit war, so vertheilte er, ohne Rücksicht auf die Jahreszeit, auf den augenblicklichen Saatenstand, also auch ohne Rücksicht auf die Zahlungsfähigkeit des Landwirths, den Bedarf nach einem feststehenden Verhältniß auf die Provinzen, deren Mudire, d. h. Gouverneure, ihre Quoten auf ihre sämmtlichen Distrikte abwälzten, die Distriktsvorsteher oder Mamure aber auf ihre sämmtlichen Ortsvorsteher oder Schech-el-belled. Vom Schech-el-belled wurden die einzelnen Steuerpflichtigen herangezogen; aber der Schech-el-belled blieb für seine ganze Steuerquote verantwortlich, so wie der Mamur für den Gesammtsteuerbetrag seines Distrikts und der Mudir für den seiner Provinz.

Die Folge ist, daß die besser situirten Fellachen jedes Mal, wenn der Steuereinnehmer nebst Kawassen, d. h. mit bewaffnetem Gefolge, seine Runde macht, noch nachträglich, obwohl sie ihre Steuern bezahlt haben, Steuerzuschläge zahlen müssen, um die durch die Säumigen und Zahlungsunfähigen entstehenden Ausfälle zu decken. Ein echter Fellah ist aber in solchem Falle zu stolz, um ohne Kurbatsch sein Geld herauszugeben. Gelingt es dem Schech-el-belled nicht, auf diese Weise den ganzen Rückstand herauszuschlagen, so muß er mit dem eigenen Vermögen einspringen, sonst wird er vom Mamur ebenfalls zum Kurbatsch verurtheilt, sowie dieser vom Mudir. Diese Rechtsgleichheit vor dem Gesetz oder vielmehr vor dem Kurbatsch war die einzige, die dem Fellachen ganz klar zum Bewußtsein gebracht wurde.

Wenn die Wohlhabenderen auf die erwähnte Weise einige Male im Jahre für die Widerstrebenden oder Unvermögenden eintreten müssen, so ist unausbleibliche Folge, daß auch sie

schnell verarmen. Was ist das Ende vom Liede? Die Zahlungsunfähigen mehren sich und verschwinden aus dem Orte, um sich der Palmblattrippe, die immer grausamer gehandhabt wird, und den Gefängnißstrafen, wobei die Säumigen mit schweren Ketten an einander gefesselt werden, zu entziehen. Die verlassenen Aecker verderben und veröden unter dem egyptischen Sonnenbrande sehr schnell. Das Häuflein der Bessersituirten, die den Schech-el-belled umgeben, schmilzt zusammen. Eines Tages steht er einem klaffenden Steuerrückstande rathlos gegenüber und zieht ebenfalls vor, nach entfernten Provinzen oder nach Syrien zu verschwinden, was in einem Lande, wo es keine Standesämter giebt, nicht schwer ist. Wenn der Steuereinnehmer erscheint, dann ist die Stätte, bis auf einige invalide Frauen und Greise, leer und verlassen.

So sind viele Ortschaften unter Ismaïl-Paschas Regierung ruinirt und aufgegeben worden. Die verlassenen Ländereien werden dann einfach gegen Bezahlung der Rückstände an andere Fellachen vergeben oder, ist der Boden gut, an Günstlinge verschenkt, oder auch für die Regierung mit Beschlag belegt. Oft nimmt die Sache einen andern, wenn auch für den Fellachen nicht weniger unglücklichen Ausgang.

In nothleidenden Ortschaften erscheint zugleich mit dem Steuereinnehmer der mit ihm gemeinsam operirende Grieche. Das ist der geborene Wucherer Egyptens, der auf diesem Gebiete unübertroffen dasteht. Sein einziger ernster Rivale ist der Schami, d. h. der Syrier. Gegen den Griechen sind die Juden und Armenier die reinen Waisenknaben, Stümper, die vom Geschäft nichts verstehen.

Der Grieche begnügt sich selten und nur in einem Anfall von Edelmuth mit einem Zinsfuß von drei Prozent

monatlich; gewöhnlich nimmt er fünf Prozent und kurz vor der Ernte, wenn das Geschäft blüht, acht und zehn Prozent monatlich, den Monat zu vier Wochen gerechnet. Dabei muß ihm der Fellah seinen Acker zur Sicherheit verschreiben. Falls zur Verfallszeit Zahlung nicht erfolgt, wird unnachsichtlich, seitdem die neuen gemischten Tribunale eingeführt sind, die gerichtliche Zwangsversteigerung eingeleitet. Das frühere Gesetz gestattete solche Enteignung Schulden halber niemals, außer mit Einwilligung des Schuldners. In der Subhastation kauft der Grieche, der die nöthigen Schliche kennt, den verpfändeten Acker für einen Spottpreis, der gewöhnlich den Schuldbetrag nicht deckt. Der Schuldner bleibt auch für den ausgefallenen Rest in alle Zukunft verantwortlich — eine große Härte und Ungerechtigkeit. So vollzieht sich unaufhaltsam ein schneller Besitzwechsel zu Gunsten der griechischen Wucherer und erklärt die erbitterte Mißstimmung, welche gegen die kostspieligen gemischten Tribunale auf dem Lande herrscht. Hat sich aber noch einmal der Grieche zu einer Stundung der Schuld herbeigelassen, so muß ihm der Schuldner einen Bürgen stellen, der mit seinem Acker für Kapital und Zinsen haftet. Natürlich wird auf diese Weise sein Geschäft immer schöner. Wehe aber, wenn der Grieche auf jede Zinszahlung verzichtet, und bei der Aussaat, wo der Fellah Geld braucht, ausgemacht wird, daß das Darlehn in Bohnen oder Gerste oder Baumwolle zum halben Marktpreise zurückgezahlt werden soll! Da die Bohnen und die Gerste höchstens 120 Tage, die Baumwolle 180 Tage bis zur Reife im Boden bleibt, so entspricht diese Abmachung einer Verzinsung von zweihundert bis dreihundert Prozent im Jahre.

Der des Lesens und Schreibens unkundige Fellah ist dem Griechen gegenüber, der auch ein Eingeborener, aber von griechischem Stamme ist, sowohl seiner höheren Bildungsstufe,

als auch seiner rücksichtslosen Habgier wegen, ganz wehrlos. Wo man in Egypten auf dem Lande ein größeres, modern ausschauendes, weißgetünchtes Gebäude von Weitem ragen sieht, mit wohlgepflegtem Gemüsegarten, voll Bamien, Tomaten und Eierfrucht, da kann man mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß da der Grieche wohnt, dem die besten Aecker ringsum gehören, und dem das benachbarte Dorf mit Leib und Seele verpfändet ist.

Was nun die vorerwähnten landwirthschaftlichen Nebensteuern betrifft, so ist es nicht leicht, anzugeben, was unter Ismaïl-Pascha nicht besteuert war. Zuerst zur Palmensteuer. Es existiren offiziell dreieinhalb Millionen Dattelpalmen. Zur Bequemlichkeit des Steuererhebers sind sie in drei Klassen getheilt.

Zur ersten Klasse gehören die ausgewachsenen, mindestens zwölf Jahre alten Palmen, welche einen vollen Ertrag liefern und jährlich mit zehn Piastern oder zwei Mark besteuert sind. Aber auch die männlichen Palmen desselben Alters, die gar keine Frucht geben, aber zur Befruchtung der anderen unentbehrlich sind, zahlen die gleiche Steuer. Die zweite Klasse umfaßt die sieben bis zwölf Jahre alten Palmen und zahlt fünf Piaster oder eine Mark für die Palme. Die dritte Klasse mit dem Nachwuchs, der noch keine Frucht trägt, zahlt drei Piaster oder sechszig Pfennig für die Palme. Selbstverständlich wird in Folge dessen der Nachwuchs in unverantwortlicher Weise zerstört.

Aber nach Entrichtung des erwähnten Steuerbetrags hat die Palme ihrer Steuerpflicht noch lange nicht genügt. Denn wenn eine ausgewachsene Palme ihre zehn Piaster erlegt hat, so geschah es nur für das Recht zu wachsen, zu blühen, Frucht zu bringen, überhaupt zu existiren. Der Steuererheber fordert noch eine besondere Steuer für ihre Zweige, für ihre

Blätter, für die Blattrippen und für den Bast und stellt sich ein, sobald der jährliche Schnitt stattfindet. Außerdem muß das verarbeitete Material besonders versteuert werden, also die Palmenstricke, die Palmbastmatten, die Palmenkörbe, die Palmenkisten, die Palmenbesen und die Palmenfächer. Vor allen Dingen aber wird die Dattel, wenn sie zum Markte gebracht wird, besteuert.

In Folge dieser Steuerplackereien ist die Zahl der Palmen sehr zurückgegangen. Ein großer Verlust für das Land! Denn in Hungerjahren, wenn der Nil ausgeblieben ist, d. h. nicht die normale Höhe erreicht hat, dann ist die Dattel oft die letzte Zuflucht des Fellachen. Während in der Trockenheit alle Vegetation abstirbt und alle Kulturen versagen, bleibt der Ertrag der Datteln unberührt, denn die Palme reicht mit ihren ungeheuer langen Wurzeln bis unter den tiefsten Wasserstand des Nil und dringt in Tiefen, wo sie seine meilenweiten seitlichen Infiltrationen erreichen kann. Auch in gefährlichen Ueberschwemmungsjahren ist kein Baum geeigneter als die Palme, durch ihr mächtiges Wurzelwerk die Dämme zu schützen."

Nichtsdestoweniger wenn der Steuererheber in Sicht ist, dann hilft es nichts, dann muß der arme Fellah mit schwerem Herzen seinen Stolz, die Zierde seines Ackers opfern und die herrlichen Bäume fällen. Aber Ismaïl-Pascha war auf der Höhe seines königlichen Berufes. Trotzdem die Palmen abgehauen waren, ließ er den betreffenden Steuerbetrag, ohne die Veranlagung zu ändern, jedes Mal dem Stammgrundstück zuschreiben, so daß diese „abgehauene Palmensteuer" noch den Eigenthümer belastete, wenn die Erinnerung an die Palmen längst erloschen war.

Die menschliche Kreatur, der arme Fellah, wurde genau so wie seine Palmen behandelt. Im Besteuern seines müh-

samen Tagewerkes ist der Erfindungsgeist des Muffettisch schwerlich jemals überboten worden. Der Steuererheber und der arme Fellah sind unzertrennliche Lebensgefährten. Jener meldet sich gleich bei der Geburt, und zwar zuerst wegen der Salzsteuer, welche vom Kopf der Bevölkerung erhoben wird und sechs Piaster 10 Para, d. h. eine Mark 25 Pf. beträgt. Das macht auf eine Durchschnittsfamilie von acht Köpfen zehn Mark jährlich, die an die Regierung, welche das Salzmonopol hat, entrichtet werden müssen, ob man Salz braucht oder nicht. Das ist eine große Härte, weil der Arme in Egypten niemals Salz kauft. Die Natur bietet ihm Salz im Ueberfluß. Auf niedrigen Bodenstellen und am Rande der Wüste schwitzt und krystallisirt das Salz sehr häufig aus dem Erdboden, von Weitem sichtbar, und braucht nur aufgelesen zu werden.

Die elende Erdhütte des Fellachen ist mit der Gebäudesteuer belastet, oder, falls er zu Miethe wohnt, dann ist sein Miethsvertrag besteuert. Außer seinem Grundstück ist auch sein Viehbestand besteuert, und zwar jedes einzelne Thier, das Schaf, die Kuh, der Büffel, das Kameel, der Esel, das Pferd u. s. w. Besonders drückend ist die Schafsteuer, und die Schafzucht ist im Lande in Folge dessen sehr zurückgegangen. All diese Thiere sind einmal als Arbeitsgefährten des Fellachen, wenn sie auf dem Felde sind, besteuert und zum zweiten Male, wenn sie zum Markte kommen. Selbst der Mist der Thiere, wenn er, zu flachen Kuchen geknetet und getrocknet, als Brennmaterial zum Verkauf kommt, ist besteuert. Um verkaufen zu können, muß der Fellah einen Gewerbeschein haben, der auch besteuert ist. Der Ertrag seines Grundstücks ist ebenfalls besteuert, stellenweise sogar sehr hoch besteuert. So wird der Tabak mit zweihundertfünfzig Piastern, also mit fünfzig Mark pro Feddan, außer

der laufenden Grundsteuer, besteuert. Auch sein Ackergeräth und sein Handwerkszeug ist besteuert. Sein Karren, sein Boot auf dem Nil sind besteuert. Selbst sein Darlehn, das er in seiner Verzweiflung beim Griechen aufnimmt, um seine Steuern zu bezahlen, ist besteuert. Der Steuererheber begleitet ihn auf Schritt und Tritt und verläßt ihn erst am offenen Grabe, nein, er verläßt ihn auch da noch nicht, bis seine Verwandten die Bestattungssteuer für ihn erlegt haben. Nur eine Steuer hat der Muffettisch vergessen, eine Jahressteuer für den armen Fellachen, für das Recht, ungestört im Grabe auszuruhen.

Solch ein Steuersystem ist organisirter Raub und amtliche Plünderung, nichts weiter. Es ist einfach unmöglich, allen Steuerquellen nachzugehen. Sie bilden ein undurchdringliches, unzerreißbares Gewebe, in welchem sich alle Kräfte der braunen Kinder erschöpften. Was half es ihnen, daß gerade damals, in Folge des amerikanischen Bürgerkrieges, die Nachfrage nach egyptischer Baumwolle in ungeahnter Weise sich geltend machte und ein wahrer Goldstrom sich von Liverpool nach Alexandrien Jahre lang ergoß, da jeder von dort ankommende Dampfer gewaltige Summen baren Geldes als Gegenwerth für die ausgeführten Baumwollladungen brachte? Der Muffettisch sorgte dafür, daß dieser Segen sich für den armen Fellachen in gesteigerte Arbeit, erhöhte Steuern, vermehrtes Elend, kurz, in Unsegen umsetzte. Aber wie? War denn der Muffettisch ganz unempfindlich und taub für die Wehklagen, die zum Himmel emporstiegen? Nein! Aber er war im Banne einer Idee. Die Idee eines Finanzministers ist ein gefährlich Ding, zumal wenn sie auf einem Rechenfehler beruht. Er hatte aus den statistischen Tabellen des damaligen mehrjährigen Baumwoll-Exports zu steigenden Preisen einen ungeheuren Ein-

nahmeüberschuß für Egypten herausgerechnet. Wo blieb dieser Ueberschuß? Es quälte ihn Tag und Nacht, daß er diesen Ueberschuß, der irgendwo, vielleicht im Erdboden versteckt sein müsse, also unproduktiv war, nicht finden konnte. Wenn er diesen Ueberschuß entdeckte, dann wäre alles gut, denn damit hätte er alle ausländischen Schulden bezahlt. Ihm war die Abhängigkeit von Europa, wie sie der Vizekönig durch seine Anleihen heraufbeschwor, ein Dorn im Auge. Er fühlte national, er schwärmte für nationales Geld, für nationale Schulden und, fügen wir hinzu, für nationale Ketten. Er kam damit einer Idee des Vizekönigs auf halbem Weg entgegen.

Der Vizekönig hatte nämlich viel und tief darüber nachgedacht, warum wohl sein und seines Landes Kredit so ungenügend, so gesunken sei, während in Paris sich Anleihe an Anleihe, wie eine ewige Perlenschnur an einander reihte, ohne den Kredit merklich zu erschüttern. Auch er wollte, wenn es sein müßte, konstitutionell regieren, wie sein großes Vorbild an der Seine. Der Kaiser Napoleon saß damals noch fest auf dem Throne Frankreichs. Der napoleonische Ideenkreis beherrschte die europäischen Staaten durch seine politischen Schlagworte, seine offizielle Lügenpresse, seine Moden, seine Operetten und machte sich noch auffälliger, noch zudringlicher in Egypten geltend. Die konstitutionelle Komödie in Paris wurde hier zum Satyrspiel und zur Posse, als der Vizekönig und der Muffettisch, um die nach europäischen Begriffen unentbehrliche Kontrolle zu schaffen, die Delegirtenversammlung, d. h. das egyptische Parlament beriefen. Suchte man an der Seine um die parlamentarische Steuerbewilligungs-Maschine ein liberales Mäntelchen zu hängen oder blendende Dekorationen von Volksbeglückung, Zivilisation, Nationalitätsprinzip, natürlichen Grenzen vorzuschieben und eine flüchtige Täuschung

zu bewirken, so herrschte am Nil, wie an einer Provinzbühne, der krasse ungeschminkte Egoismus. Die glänzenden Dekorationen waren hier elende Versatzstücke, die Niemand täuschen konnten, hier, wo Streberthum, Freibeuterei und laut eingestandene Grundsatzlosigkeit das öffentliche Leben beherrschten. Damals ging überhaupt ein abenteuerlicher Zug durch die Politik, den Handel, die Kunst, das Privatleben, wie eine Seuche, von der die besten Aerzte nicht zu sagen wußten, ob sie durch Ansteckung oder spontan entstanden war. Jedenfalls war Paris der Hauptheerd dieser Seuche, aber die ganze Welt schien verseucht. Vielleicht wird diese Epoche in der Weltgeschichte einmal einen besonderen Namen tragen und, um mit einem einzigen Worte diesen moralischen Zersetzungsprozeß zu kennzeichnen, das Zeitalter der Korruption heißen.

Die Delegirtenversammlung war also nach Kairo berufen. Denkwürdig war die erste Sitzung, für welche der Muffettisch vom Vizekönig den interessanten Auftrag erhalten hatte, den Delegirten ihre spezielle Aufgabe zu erläutern und ihnen einen Begriff von konstitutioneller und parlamentarischer Regierung zu geben. Als er ihnen angedeutet hatte, daß die regierungsfreundlichen Mitglieder gewöhnlich auf der rechten Seite Platz nehmen, auf der linken aber diejenigen, die zur Opposition gehören, stürzten sämmtliche Delegirte mit dem Ausrufe „Daß Gott verhüte!“ auf die rechte Seite. Darauf setzte ihnen der Muffettisch aus einander, daß eben zum Wesen einer parlamentarischen Versammlung, wie Licht und Schatten, zwei gegensätzliche Parteien gehören und daß die allergetreueste Opposition Seiner Hoheit des Vizekönigs sich um's Vaterland ebenso verdient mache, wie die Anhänger der Rechten — aber es half nichts, Niemand wollte die verlassene Seite wieder einnehmen. „Allah bewahre uns selbst

vor dem Scheine einer Opposition gegen unseren erhabenen Herrscher und seinen großen Muffettisch!“ Solche Loyalität entstammte der väterlichen Erziehung mit dem Kurbatsch.

Der Muffettisch wußte mit den Delegirten trefflich umzugehen. Die ungeheuerlichsten Budgets, die drückendsten neuen Steuern wurden ihm spielend bewilligt, sobald er z. B. auf die entehrende Alternative hinwies, sich an europäisches Kapital und an Ungläubige wenden zu müssen. Oder gesprächsweise, im familiärsten Ton, indem er sich zu ihnen setzte, unter Lachen und Scherzen schlug er ihnen ein patriotisches Opfer vor. Jeder solle freiwillig sich selbst besteuern und nicht mehr geben, als ihm lieb ist und als der gute Effendina, d. h. der Vizekönig ihm werth ist, und sei's auch nur, um dem Lande mit gutem Beispiel voranzugehen. Sofort überbot Einer den Andern mit klingenden Beweisen seiner Ergebenheit. Er ließ durch seinen anwesenden Katib, d. h. Schreiber, alles genau notiren und dann, wehe dem, der zögerte oder Ausflüchte machte, der nicht auf Heller und Pfennig seinen Beitrag leisten wollte, denn die egyptischen Delegirten waren durchaus nicht unverletzlich! Auf die unbarmherzigste Weise würde ihnen die Palmblattrippe zu Gemüthe geführt haben, daß man in diesem Jammerthal vor allen Dingen Wort halten müsse.

So viel gute Laune neben so viel Grausamkeit ist eine Mischung, welche für das Wesen des Muffettisch bezeichnend ist. Er hatte den Teufel im Leibe, einen bösartigen und einen gutartigen zugleich.

So wurde die Delegirtenversammlung, statt eines Hortes der Freiheit und Wohlfahrt, in der Hand des Muffettisch ein Werkzeug der Bedrückung, das er meisterhaft handhabte, das aber für die Zukunft des Volkes hoffentlich nicht ohne erziehlichen Werth war.

Er setzte auch die Mukaballah durch, ein Gesetz, das wohl nie und nirgends seinesgleichen hatte. Als jede Einnahmequelle des Landes verpfändet und kein ausländisches Kapital mehr zu haben war, ersann er folgenden Ausweg.

Jeder Grundeigenthümer sollte von der Hälfte seiner Grundsteuern für alle Zeiten befreit sein, außerdem eine gültige, staatlich anerkannte Besitzurkunde für seinen Grund und Boden erhalten — die Mehrzahl der Eigenthümer hatte kein Hodjet, d. h. keine gesetzliche Besitzurkunde oder, wie wir sagen würden, keine Grundbucheintragung —, dagegen sollten sie freiwillig, außer den laufenden Steuern, die im Voraus längst eingetrieben waren, sechs Jahressteuerbeträge auf einmal entrichten. Der Staat machte ein sehr schlechtes Geschäft, indem er gerade von den sichersten Steuern, denn nur die Wohlhabenden konnten zahlen, die Hälfte für alle Zeiten aufgab, vorausgesetzt, daß der Staat seiner übernommenen Verpflichtung, die herabgesetzte Grundsteuer der Mukaballah-Grundstücke nie mehr zu erhöhen, gewissenhaft nachkommen wollte.

Es meldeten sich freiwillig oder auch unfreiwillig eine große Anzahl von Eigenthümern, so daß ein Betrag von siebenundzwanzig Millionen Pfund zusammenkam, zumal als der Muffettisch einwilligte, um den weniger Bemittelten den Beitritt zur Mukaballah zu erleichtern, die ganze Zahlung auf die nächsten sechs Jahre zu vertheilen.

Die Mukaballah machte in Paris und London großen Eindruck. Der Kurs der egyptischen Werthe ging in die Höhe. Flugs benutzte der Vizekönig die gute Stimmung zur Ausgabe von Mukaballah-Obligationen, welche in Paris und London sehr gern genommen wurden.

So mußte dasjenige Institut, welches er seinem feierlichen Versprechen gemäß nur dazu geschaffen hatte, um mit nationalem Kapital die im Ausland kontrahirten Schulden ein

für allemal zurückzuzahlen, dazu herhalten, um neue Schulden im Auslande aufzunehmen, ohne die alten zu tilgen.

Kaum war Geld in der Staatskasse, so ging auch gleich wieder die alte Geldverschlenderung, eine Wirthschaft los, gegen welche eine polnische Wirthschaft mustergültig genannt werden kann, natürlich, um sehr bald wieder den alten Nothstand herbeizuführen. Wo blieb das Geld? So fragten die Scharen der geängstigten Obligationsinhaber, wenn die fälligen Zinsen ausblieben. Wo blieb das Geld? So fragten die unbezahlten Offiziere und Soldaten und die hungernden Beamten. Wo blieb das Geld? Das ist die stets wiederkehrende, nie gelöste Frage, obwohl drei europäische Untersuchungskommissionen Jahre lang in Egypten getagt und untersucht haben. Die Kassenbücher waren zu diesem Zwecke extra neu angelegt worden, und zwar nicht nur die Bücher des Rechnungshofs in Kairo, sondern diejenigen aller Verwaltungen im ganzen Lande. Der Vizekönig mußte, nach dem Urtheil der englischen Rechnungsräthe, offenbar Bücherrevisoren, die die nöthigen Erfahrungen in diskreten Fällen besaßen, haben kommen lassen. Auch seinen Grundbesitz hatte er auf einen fremden Namen, auf die sogenannte Daïra Khassa, d. h. Domäne der Familie, als vorsichtiger Geschäftsmann und guter Familienvater, umschreiben lassen, um allen Eventualitäten gewachsen zu sein.

In der That hatte der Vizekönig die Finanzen des Landes an den Rand des Abgrunds, bis zum offenen Bankrott gebracht, obwohl die Steuereinnehmer in unerhörter Weise im Lande hausten und keinen Pardon gaben, d. h. absolut keinen Steuerrückstand duldeten. Dem armen Fellachen wurde das ganze Vieh, Haus und Hof, Hab und Gut weggenommen und verkauft. So hatte der Vizekönig befohlen, und der Muffettisch hatte gehorcht. Und dennoch war der Vize-

könig mit dem Muffettisch nicht zufrieden. Was half es diesem, daß er die gehässigsten Maßregeln wie immer auf seine Verantwortung nahm und mit dem Fluche derselben sich belastete? Das Geld reichte nicht, es reichte immer nicht. Unbegreiflich, wo es blieb.

Freilich, eine ganze Reihe von kostspieligen Leidenschaften, welche den Vizekönig beherrschten, waren wohl geeignet, einiges Licht darüber zu verbreiten.

Erstens seine ungeheuren Landerwerbungen. Dabei hatte er noch seinen Bruder Mustafa-Fazil-Pascha und seinen Onkel Halim-Pascha gegen Entschädigung expropriirt und in blinder Eifersucht und Herrschsucht des Landes verwiesen. Der erste erhielt zwei Millionen Pfund, der zweite eine Million zweimalhunderttausend.

Um diese Ländereien zu bewirthschaften und zur Geltung zu bringen, hatte er, der im Kleinen bei seinen ererbten Domänen Sachkenntniß, Ordnung und Sparsamkeit bewiesen hatte, neue, sogenannte intensive Methoden angeordnet, und es begannen wahre Orgien von Bestellungen landwirthschaftlicher Maschinen. Da waren Dampfpflüge und Bewässerungsmaschinen und Säemaschinen und Dreschmaschinen und Mähmaschinen, welche, den primitiven Verhältnissen am Nil nicht angepaßt, ihren Zweck meist verfehlten. Die schweren, englischen Maschinen lagen wie gestrandete Schiffsgüter überall in Egypten umher und verrosteten im Nilschlamm.

Fünfzehn neue Zuckerfabriken fügte Ismaïl-Pascha zu den bestehenden vier, von denen bald die meisten stillstanden wegen der Unfähigkeit des einheimischen Personals, dem sie anvertraut wurden, nachdem die hochbesoldeten europäischen Ingenieure entlassen waren. Die kostbaren Maschinen waren sehr bald zu Grunde gerichtet.

Dann war in Folge eines Besuches in Paris eine un-

bändige Baulust in Haußmanns Manier in ihn gefahren. Ganze Stadttheile Kairos wurden niedergerissen und in moderner, unschöner Weise wieder aufgebaut. Der herrliche Esbekiehplatz mit seiner urwüchsigen, tropischen Vegetation und mit seinen wunderbaren, gewaltigen Bäumen war längst zerstört, um einem englischen Rasen von sehr zweifelhafter Güte, der trotz unablässiger Besprengung jeden Sommer unter der egyptischen Sonne verbrennt, Platz zu machen. Hier entstanden ein Zirkus und zwei moderne Theater, stillose Gebäude, deren eines damals die Pariser Operettenkönigin, Mademoiselle Schneidér beherbergte, wofür sie hunderttausend Franken für die Saison erhielt.

Dann träumte der Vizekönig von einem Schloß am Bosporus. Schnell eine Depesche! Und der schöne Palast Emerghien ist sein eigen. Und nun ging's an's Umbauen und Vergrößern, und dann mußte er so ausgestattet werden, daß er würdig sei, ihn und seinen Harem, bei einem dorthin geplanten Ausfluge, aufzunehmen. Ueberall Vergoldungen, kostbare Möbel, Sammet und Seide, eine Pracht, um seinen Herrn, den Sultan, neidisch zu machen.

Der Ausruf einer Haremsschönen bei den Pyramiden von Ghizeh: „Wie müßte sich hier in der Wüste ein Kiosk doch reizend machen!" genügte und der Kiosk wurde bestellt. Aus dem Kiosk wurde ein Palast. Herrliche, jahrhundertalte Sykomoren wurden hinverpflanzt, ein Nilarm zugeschüttet und in Gartenland verwandelt und dann eine großartige Allee bis zum Ghezirehpalast angelegt, so daß mitten in der Wüste ein architektonisches Märchen aus tausendundeiner Nacht leibhaftig dastand. Dieses Märchen kostete dreißig Millionen Franken. Und solch steinerner Märchen besaß er zuletzt dreiundvierzig, wie Abdin, Kasr-el-Nil, Abbassieh, Rhoda u. s. w.

Und dann seine Reisen! Zuerst zur Ausstellung nach

Paris, wo Egypten entschieden die erste Rolle unter den ausstellenden Staaten zweiten Ranges spielte. Dann kam die denkwürdige schleunige Abreise nach Vichy, als die Cholera in Egypten ausbrach. Und dann nach Konstantinopel. Gegen eine Erhöhung des Tributs erhielt er vom Sultan einen Ferman, der ihn ermächtigte, mit dem Auslande Handelsverträge und Anleihen abzuschließen und sein Heer unbeschränkt zu vermehren.

Jede dieser Reisen wird durch eine Millionenanleihe eingeleitet, die das Reisegeld liefert, und durch eine Millionenanleihe abgeschlossen, um die kleinen unterwegs zurückgebliebenen Schulden zu berichtigen.

Dann kam die Rundreise nach allen Hauptstädten Europas, auch nach Berlin, um die Souveräne zur Einweihung des Suezkanals einzuladen. In aller Erinnerung sind noch die Feste, die damit verknüpft waren. Solche Pracht und solche Gastfreiheit ist niemals zuvor gesehen worden. Was sind die von den Dichtern des Alterthums besungenen egyptischen Herrlichkeiten Cleopatras, was sind die phantastischen Schilderungen Shakespeares in Antonius und Cleopatra gegen den Empfang, welcher der Kaiserin Eugenie acht Tage lang im Ghezirehpalast zu Kairo und vierzehn Tage lang auf der Nilfahrt nach Ober-Egypten vom Vizekönig bereitet wurde? Das war nicht mehr orientalische Pracht, sondern Abendland und Morgenland hatten sich vereinigt, um einer stolzen und schönen Fürstin eine Huldigung sonder Gleichen darzubringen. Und dann der Empfang des Kaisers Franz Joseph und des damaligen preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, des Prinzen Heinrich der Niederlande und des Prinzen von Wales und ihrer Gefolge und so vieler Künstler und Journalisten, berühmter und unberühmter Männer aus aller Herren Ländern, die nicht nur die Einweihungsfeierlichkeiten mitmachten,

sondern noch wochenlang nachher auf Kosten der Regierung lebten. Und wie lebten sie! Ein Regiment von Köchen war zu diesem Zwecke aus Paris verschrieben worden. Feuerwerk, Bälle, Konzerte und Opernvorstellungen lösten sich ab. Den ganzen Tag standen an den ersten Hotels, wo die Gäste untergebracht waren, elegante Equipagen zu ihrer Verfügung. Mit den Gastwirthen war sogar das Menu abgemacht, das einschließlich Wein und Champagner in Kairo und Alexandrien fünfundsechzig Franken, am Suezkanal einhundertundfünf Franken für die Person täglich ausmachte.

Als nun das letzte Feuerwerk verpufft, der letzte Gast abgereist war und jene plötzliche Stille und Leere eintrat, welche zu nüchternen, prosaischen Betrachtungen anregt, fand es sich, daß die Rechnungen zusammen eine Million dreimalhunderttausend Pfund oder sechsundzwanzig Millionen Mark ausmachten. Und dennoch waren viele Ausgaben nicht inbegriffen, z. B. diejenigen, welche durch Mitwirkung der Flotte, des Heeres, durch Feuerwerke, Bälle, bengalische Beleuchtungen an Bord, aus den Militärkapellen u. s. w. sich ergaben.

Der Sultan war nicht zum Feste erschienen. Er war wüthend, daß sein Vasall es gewagt, ohne seine oder seiner Gesandten Vermittlung die fremden Souveräne einzuladen. Jetzt galt es, ihn wieder zu besänftigen, mit sanften Reden war es nicht gethan. „Thu' Geld in deinen Beutel!" so lautete das Stichwort, und Ismaïl-Pascha dampfte nach Konstantinopel ab.

Dort gestalteten sich die Beziehungen zum Padischah so vortrefflich, der Sultan wurde so zutraulich, so herzlich, daß der Vizekönig beinahe erschrak und dem Muffettisch telegraphirte, er fühle, er brauche wieder Geld, viel Geld, er möge so schnell als möglich eine große Anleihe abschließen, was auch sehr leicht gelang, da der Zinsfuß längst Nebensache war.

Ismaïls Tagewerk in Konstantinopel war eine Reihe der kolossalsten Bestechungen, die je die Welt gesehen. Als der Sultan Abdul-Aziz dem Vizekönig anzeigen ließ, daß er in Emerghien bei ihm speisen werde und daß er ihn dispensire, ihm halbwegs zum Serail entgegenzugehen, und daß er ihn an seinem Palast erwarten möge, da gab der Vizekönig dem Bringer dieser großen Gnade, dem Adjutanten Refik-Bey, zehntausend Pfund. Das königliche, massivgoldene edelsteinverzierte Service, auf welchem aufgetragen wurde, machte er dem Sultan zum Geschenk. Es kostete 600 000 Pfund. Für den langersehnten Ferman, der ihm die erbliche Thronfolge gewährleistete, gab er in der Freude seines Herzens eben demselben Refik-Bey ein Bakschisch von 120 000 Pfund. Als der Sultan dies erfuhr, verwunderte er sich über die Unverschämtheit seines Adjutanten und befahl ihm, das Geld herbeizubringen, von welchem er ihm 25 000 Pfund einhändigte, den Rest von 95 000 Pfund aber für sich behielt und zum übrigen legte. Er hatte nämlich bereits 650 000 Pfund für den Ferman erhalten. Die Geschenke an den Großvezir, an die Sultanin Validé, d. h. an die Kaiserin-Mutter, an den Harem des Sultans u. s. w. entziehen sich jeder Schätzung. Der Tribut an die Pforte wurde auf das Doppelte erhöht und beträgt seitdem 750 000 Pfund jährlich.

Die Einzugsfestlichkeiten bei der Rückkehr nach Alexandrien dauerten drei Tage, ebenso lange in Kairo und verschlangen dort wie hier an Dekorationen, Triumphbogen, Illuminationen, öffentlichen Speisungen des Volkes vor den Palästen des Vizekönigs je 250000 Pfund.

Unter den vom Vizekönig aus Konstantinopel mitgebrachten, kostbaren Geschenken war das kostbarste, das er für sich selbst bestimmt hatte, eine wunderbar schöne, junge

Griechin, die er zu einem unglaublichen Preise in Konstantinopel, wo alles käuflich ist, erstanden hatte. Diese Griechin hatte schon auf der Ueberfahrt die anderen Damen des Harems durch den Vorzug, den ihr der Vizekönig einräumte, auf's Höchste gereizt und einen solchen Sturm des Unfriedens entfesselt, daß, um der Unruhe zu entgehen, die erste Regierungshandlung des Vizekönigs in Alexandrien die war, diese gefährliche Schönheit sofort nach Kairo zu senden. Seinen Aufenthalt in Alexandrien, der auf acht Tage bemessen war, kürzte er plötzlich ab und reiste allein in wichtigen Staatsgeschäften nach Kairo.

Nun war er also Khedive geworden, d. h. beinahe souveräner Fürst. Dem Gelde hatte er diesen Erfolg zu danken, das ist klar. Ja, Geld, Geld, das war sein Ideal. „Das Geld ist der mächtigste Hebel auf Erden und zwei mal zwei ist vier", so lautete sein Lieblingsspruch. Mit Gelde läßt sich die ganze Welt kaufen; sie gehört dem Meistbietenden. In der That, hatte er nicht das Höchste, das Begehrenswertheste auf Erden mit Geld erstanden? Macht und Schönheit waren sein. Wahrheit und Gerechtigkeit kündeten seine Zeitungen und Tribunale. Alles war zum Tageskurse für das liebe Geld zu haben, alles bis auf eines, das unbestechlich ist, ein gutes Gewissen.

Aber so bürgerliche Skrupel mußte er sich aus dem Sinne schlagen, wenigstens vorläufig, denn für die nächste Zeit hatte er noch viel vor. Und dennoch, unsichtbar gähnte schon der Abgrund, der den Ahnungslosen verschlingen mußte, während seine Brust von neuen, weitausschauenden Plänen geschwellt war.

Die finanzielle Bedrängniß, dies unleidliche Netz von Schulden, in dessen goldenen Maschen er sich verstrickt fühlte, wollte er wohl zerreißen. Darum war ihm nicht bange. Alle

Schritte waren gethan. Frankreich und England hatte er in den egyptischen Kredit unlösbar verwickelt, sie mußten ihn aufrecht erhalten, ob sie wollten oder nicht. Die Regierungen hatte er aufgefordert, sich durch offizielle Agenten von der Unmöglichkeit zu überzeugen, daß das Land seinen internationalen Verpflichtungen in Bezug auf Verzinsung der Anleihen nachkommen könne. Daher eine Herabsetzung der Schulden oder wenigstens der Zinsen unabweisbar sei.

Der englische Schatzsekretär Goschen und der Franzose Joubert, mit außerordentlichen Vollmachten ausgestattet, kontrolirten mit Argusaugen im Schatzamt zu Kairo, wo alle Staatseinnahmen zusammenströmen sollten, auch in den Provinzial- und Distriktskassen, wo die Steuern gesammelt wurden, und hatten neuerdings bedeutende Unregelmäßigkeiten entdeckt. Große Steuerbeträge wurden bei Nacht und Nebel aus den Provinzen direkt nach Abdin an den Vizekönig abgeliefert oder aber auch zum Palast der Königin-Mutter gebracht. Nachdem solche Transporte mehrfach abgefaßt waren, bestanden die Herren Goschen und Joubert auf der Entlassung des Finanzministers, der nach englischen Begriffen allein dafür verantwortlich zu machen sei.

Der Muffettisch, der die Macht des Vizekönigs und die seinige durch die Kontroleure bedroht und sich zum Sündenbock bestimmt sah, stand diesen ausländischen Pedanten, diesen englischen Rechenmaschinen, wie er sie nannte, ergrimmt gegenüber, und suchte gegen sie den Vizekönig aufzustacheln, der ihn mit heimlicher Freude gewähren ließ. Besonders schimpfte er auf Goschen, diesen Halsabschneider, der nur auf die wucherischen Aktionäre, nicht auf den armen Fellachen Rücksicht nehme und mit seinem Konversionsprojekt womöglich dreißig Schilling für jedes Pfund aus dem Lande herausschlagen wolle.

So auch eines Abends in Abdin, auf dem Balkone, wo der Vizekönig mit seiner Umgebung nach Sonnenuntergang, wie allabendlich, frische Luft schöpfte, machte sich der Muffettisch in der ausgelassensten Weise über seine englische Herrlichkeit Mylord Goschen lustig, indem er seine steifen, langweiligen Manieren nachahmte und alle zum Lachen brachte. Auch der Vizekönig scherzte und war an dem Abend besonders leutselig und redete jeden seiner Gäste mit „mon cher“ und „mon ami“ an, was eine große Auszeichnung bedeutete.

Am nächsten Morgen war Kairo in der größten Aufregung. Was war geschehen? Genaues wußte Niemand zu sagen. Man erzählte sich oder vielmehr man flüsterte, — denn alle Bazare, Café's, selbst die Harems waren von Spähern des Vizekönigs (auch eine Napoleonische Errungenschaft!) heimgesucht, — daß der Muffettisch verhaftet, zur Deportation eingeschifft und auf dem Wege nilaufwärts nach dem Lande sei, von welchem kein Egypter je zurückkehrt. Andere sagten, daß er im Angesichte Kairos an Bord des Regierungsdampfers von zwei Eunuchen des Vizekönigs, die ihn eskortirten, mit einer Tasse Kaffee vergiftet worden sei, daß bei seiner kräftigen Konstitution das Gift nicht wirksam gewesen und ihm Folterqualen verursacht habe, bis sie ihn aus Mitleid mit einer seidenen Schnur erdrosselt hätten. Diese Gerüchte und andere jagten einander und durchliefen die Stadt unablässig. Was war geschehen? Damals blieb alles in geheimnißvolles, unheimliches Dunkel gehüllt, das erst nach Jahren in authentischer Weise gelichtet wurde.

An demselben Tage nämlich, wo wir den Muffettisch auf dem Balkone in Abdin scherzen sahen, hatte er dem Vizekönig sein in respektwidrigem Tone verfaßtes Entlassungsgesuch eingereicht. Er sei es müde, den Befehlen Ungläu-

biger zu gehorchen, er weigere sich, das Land an Fremde auszuliefern und den Vizekönig bei seinem vaterlandsfeindlichen Beginnen zu unterstützen. Auch müsse er ihm allein die ganze Verantwortlichkeit für das Goschen'sche Konversionsproject überlassen.

Der Vizekönig verrieth an jenem Abend, obwohl er das Schriftstück in der Tasche hatte, nicht die geringste Empfindlichkeit. Am nächsten Morgen früh ließ er den Muffettisch zu einer Spazierfahrt rufen. Der dem Tode Geweihte glaubte an einen Versöhnungsversuch und kam. Sie verließen Abdin im offenen Wagen und fuhren, nur vom gewöhnlichen Saïs begleitet, statt, wie sonst, zur Schubraallee, diesmal nach Ghezireh, jenseits des Nil. Unterwegs sahen noch Vorübergehende sie rauchend plaudern und lachen. In Ghezireh angelangt, fuhren sie durch das Thor in den Palast und hielten vor dem Portal. Der Vizekönig stieg zuerst aus und befahl dem dort wachthabenden Offizier, den Muffettisch zu verhaften. Dieser lachte laut auf, indem er es für Spaß hielt. Es war aber blutiger Ernst. Hassan-Pascha, des Vizekönigs Sohn, erwartete ihn schon. Er ließ ihn gewaltsam in eine abgelegene Kammer des Erdgeschosses bringen und stellte eine Schildwache davor. Dann überlieferte er ihn einem riesenhaften Sudanesen, der in der Armee diente und gegen eine Belohnung den Auftrag, ihn zu erdrosseln, übernommen hatte. Dieser vollführte den Befehl in echt sudanesischer Weise, indem er ihm die Kehle mit der Faust zusammenschnürte, bis er still war, wobei ihm der Muffettisch, der sich wehrte, den halben Daumen abbiß. Lange Jahre verzehrte dieser edle Krieger seinen Ehrensold in Minieh in Oberegypten, bis die Zahlungen unter der englischen Verwaltung eingestellt wurden, worauf er sich von seinem Eide für entbunden erachtete und das Schweigen brach.

An demselben Tage, an welchem der Muffettisch auf so schreckliche Weise aus dem Leben geschieden war, meldete sich beim Khedive in Abdin eine verschleierte Dame in tiefster Trauer, die Lieblingsgemahlin des Muffettisch. Sie fiel dem Khedive zu Füßen und unter Thränen und Schluchzen flehte sie um das Leben ihres Mannes. Der Khedive beruhigte sie und sagte ihr, daß sie für sein Leben nichts zu fürchten habe. Sein Schicksal sei in der Hand des Staatsraths, der gewiß Gerechtigkeit und Milde walten lassen werde.

Um der Form zu genügen, hatte der Vizekönig den Muffettisch wegen Hochverraths verklagt. Der gefügige Staatsrath hatte den Angeklagten, ohne ihn anzuhören, ohne ein Wort der Vertheidigung, für schuldig erklärt und zur Verschickung nach dem weißen Nil verurtheilt. Als Schuldbeweise galten gewisse telegraphische Auskünfte, die von den Mudiren erfordert, drahtwendend eingelaufen waren, nämlich Befehle des Muffettisch, dafür zu sorgen, daß dem Fellachen, bei der Eintreibung der Steuern, erklärt werde, daß das Geld an die wucherischen Ungläubigen, welche aus Europa hergeschickt seien, um das Land auszusaugen, ausgeliefert werden müsse; ein andermal, daß sie das Volk auffordern sollten, die Fremden zu vertreiben, dann brauchten sie nicht mehr so schwere Steuern zu zahlen.

Diese Befehle, welche der Vizekönig als eine Aufreizung zur Ermordung aller Fremden darstellte, waren sicher nur im Einverständniß mit ihm selbst ergangen und höchst wahrscheinlich von ihm selbst ersonnen, um den Muffettisch zu verderben.

Die Aufregung über seine Verhaftung erstreckte sich bis Konstantinopel. Vom Sultan kam der telegraphische Befehl, den Muffettisch, da er Muschir, d. h. ein hoher türkischer Würdenträger sei, zur Aburtheilung durch seines Gleichen sofort nach Konstantinopel zu senden.

Darauf antwortete der Vizekönig zuerst gar nicht, bis er nach einiger Zeit in der Lage war, den ordnungsmäßigen Todtenschein des Muffettisch aus Dongola von einem dortigen italienischen Arzte zu erlangen und damit den überzeugenden Beweis zu liefern, daß der ordnungsmäßig Verurtheilte und Verschickte unterwegs auch ordnungsmäßig gestorben sei.

Zugleich mit dem Muffettisch wurden seine Sekretäre, die in seine Geheimnisse eingeweiht waren, und eine große Anzahl von Frauen seines Harems verhaftet und eingeschifft. Von ihnen hat man nie wieder gehört. Die Verwandten der Opfer wandten sich brieflich nach Khartum und weiter stromaufwärts nach Dongola um Auskunft, konnten aber nicht das geringste erfahren. Gleichzeitig entstand ein unheimliches Sterben der höchsten Beamten in Kairo, unter den früheren vertrauten Freunden des Muffettisch, die an der Spitze des Schatzamtes und der Steuerverwaltung standen und um so manche Finanzoperation wußten.

Das gewaltige Vermögen des Muffettisch wurde vom Vizekönig konfiszirt. Die mit der Liquidation betrauten Beamten stellten fest, daß er an Grundbesitz dreißigtausend Feddan, bestes Aschuriland, drei Paläste in Kairo, mit vielen auserlesenen Sklaven und Sklavinnen, von den weißen kostbaren Georgierinnen, durch alle Schattirungen, bis zu den dunkelsten Sudanesinnen besaß. Eine erste Auswahl wurde für Abdin gemacht, viele Frauen an Armeeoffiziere zur Belohnung der Treue gegeben, der Rest an Händler verkauft. An Werthpapieren wurden hundertfünfzigtausend Pfund und baar fünftausend Pfund gefunden. Der ungeheuer reiche Schmuck, der im Harem fortgenommen wurde, brachte beim öffentlichen Verkauf die kaum glaubliche Summe von 650 000 Pfund. Die Schulden des Muffettisch beliefen sich auf 200 000 Pfund. Auch wurde festgestellt, daß seine jährlichen

Ausgaben für den Haushalt 300 000 Pfund oder sechs Millionen Mark betrugen. Das alles hatte der Sohn der Amme binnen acht Jahren erworben, und das alles wurde die Beute des Vizekönigs. Herr de Leon, der französische Konsul in Kairo, war bei der erwähnten Versteigerung im Palast des Muffettisch gegenwärtig, und in seinem offiziellen Berichte beschreibt er, wie die Sklaven die ungeheuren Schüsseln, gefüllt mit den wundervollsten, goldgefaßten Juwelen herbeischleppten, wie sich die Leute um die Schmuckgegenstände zur Erinnerung an den Muffettisch rissen, und wie der Sohn desselben unter den zusammengeströmten Kauflustigen ruhig dasaß und seine Freunde mit Kaffee und Zigaretten bewirthete.

Nachdem der Muffettisch vom Schauplatz verschwunden war, empfand erst der Vizekönig den ganzen Werth eines solchen Dieners und die Größe des Verlustes. Immer verdrossener ertrug er die Maßnahmen der von den Großmächten wirksam unterstützten Kontroleure, welche mit Nubar-Pascha als Ministerpräsidenten ein Triumvirat bildeten und im Interesse der ausländischen Aktionäre die Finanzen des Landes verwalteten. Der Vizekönig konnte die Minderung seines Ansehens nicht verschmerzen. Die unabhängigen, oder wie der Vizekönig sagte, die unverschämten Manieren Nubar-Paschas, an dessen devoteste Huldigungen er fünfzehn Jahre lang gewohnt war und der sich jetzt von den Großmächten gedeckt wußte, waren ihm unerträglich. Der Schatten des Muffettisch verfolgte ihn auf Schritt und Tritt. Wie einer posthumen Mahnung gehorchend, entließ er, trotz der Warnungen der diplomatischen Agenten Frankreichs und Englands, das aus Nubar-Pascha und den zwei Kontroleuren bestehende Ministerium. Diese Herausforderung beantworteten die Großmächte damit, daß sie den Sultan zum längstvorbereiteten, entscheidenden Schritte gegen ihn veranlaßten.

Eines Morgens, es war am 26. Juni 1879, — das gewohnte Leben herrschte in Abdin, auf den weißen Marmortreppen eilten goldbetreßte Lakaien auf und nieder, die Adjutanten des Khedive in blitzenden Uniformen kamen und gingen, — als ein Bote ein großgesiegeltes Telegramm brachte und es dem uns wohlbekannten Zeremonienmeister, jetzt Zeky-Pascha, übergab. Dieser besah das großherrliche Siegel S. M. des Sultans und las die Aufschrift: „An den Ex-Khedive von Egypten Ismaïl-Pascha."

Als ob eine Viper ihm zwischen den Fingern plötzlich emporgezüngelt wäre, erblaßte, erbebte er am ganzen Leibe und stieß den verhängnißvollen Brief von sich, dem Boten zurück. Der Siegelbewahrer Kairi-Pascha, einige hohe Beamte kamen hinzu, auch Adjutanten; die Bestürzung war allgemein; Keiner wollte die Depesche mit einer so schlimmen Nachricht zum Vizekönig hinauftragen. Alle wiesen auf Zeky-Pascha, der müsse es thun. „Aber erlauben Sie, meine Herren, ich bin Ober-Zeremonienmeister; diese Depesche betrifft Staatsgeschäfte von der höchsten Diplomatie, die nicht meines Amtes ist —" In demselben Augenblicke erschien als Retter in der Noth Scherif-Pascha, der erste Minister. Die Depesche wurde ihm gereicht. Er sah die Aufschrift, stutzte einen Augenblick, dann ergriff er sie mit tapferem Sinn und ging hinauf.

Der Vizekönig zerriß den Umschlag. Gefaßt, ohne eine Miene zu verziehen, las er sein politisches Todesurtheil und schickte nach dem Sohn. Scherif-Pascha fuhr so schnell, als die Rosse ihn fahren konnten, zum bescheidenen Heim des Kronprinzen Tewfik-Pascha, um ihm die Nachricht zu bringen. Dieser, im Besitze einer ähnlichen Depesche mit der Aufschrift: „An den Khedive von Egypten Seine Hoheit Tewfik-Pascha", war im Begriff, zum Vater zu eilen. In Abdin angelangt, saß

Ismaïl-Pascha noch an derselben Stelle des Divans in tiefen Gedanken verloren. Er erhob sich, ging seinem Sohn entgegen, umarmte ihn, küßte ihm die Hand und sagte: „Du bist jetzt mein Herr und der Herr dieses Hauses und dieses Landes. Sei glücklicher als Dein Vater!" Darauf zog er sich zurück und gab den Befehl, sämmtliche Damen sämmtlicher Harems im größten Saale in Abdin zu versammeln. Die schönsten der Schönen wählte er aus und ließ allen ohne Ausnahme ihren Schmuck abnehmen. Dann bestellte er ein Heer von koptischen Juwelieren, die unter Verschluß und Bewachung Tag und Nacht arbeiten mußten, um die Edelsteine aus den Fassungen zu heben, damit der unermeßliche Schmuck leichter und sicherer transportirt werden könne.

Die übergangenen Haremsdamen, als ihnen die Sache klar wurde, rächten sich durch furchtbare Wuthausbrüche und zertrümmerten alles, was ihnen in die Hände fiel, Scheiben, Spiegel, Luxusmöbel, Vasen u. s. w.

Ein Hämmern und Packen begann in allen Schlössern des Vizekönigs. Was nur irgend von Werth war, Lampen, Spiegel, Gemälde, Bronzen, Antiquitäten, Möbel, auch was niet- und nagelfest war, mußte aus den Wänden gebrochen und eingepackt werden. Die massiv goldenen Tafelgeschirre hatten allein einen Werth von 800 000 Pfund; von seinen andern vierundzwanzig Tafelgeschirren nahm er zweiundzwanzig mit. Nur zwei, die des Mitnehmens nicht werth waren, verblieben seinem Nachfolger. Alles wurde hinausgeschafft, ein langer Güterzug damit befrachtet, nach Alexandrien abgeschickt und auf die Vizekönigliche Yacht „Mahroussé", die im Hafen vor Anker lag, verladen.

Dann verließ Ismaïl-Pascha mit seinen Kindern und seinem Harem in einem Sonderzuge Kairo. Drei Stunden ging die Fahrt durch das Delta, das im herrlichsten Schmucke

der Felder prangte. Es blühte gerade der Bersim und sandte seine balsamischen Düfte so herzerquickend, so sehnsuchterweckend bis zu ihm, der diese Stätte seines Glanzes vielleicht niemals wiedersehen sollte. Ob er wohl den armen Fellachen, der sich auf dem Acker redlich mühte und beim Vorüberbrausen des Zuges vielleicht einen Moment aufschaute, nicht im Herzen beneidete, da er in dieser wunderbar milden, gottbegnadeten Heimath bleiben durfte? Nein! So sentimentalen Anwandlungen war Ismaïl-Pascha nicht zugänglich. Dafür war er ein zu guter Rechner. Er nahm eine Abfindung von zwei Millionen Pfund mit. Wer kennt den Betrag, den er schon im Voraus in Sicherheit gebracht hatte? Aber war er wirklich ein guter Rechner? Kam nicht sein Sturz und sein Unglück gerade davon, daß er das Unberechenbare, die idealen Mächte des Lebens, vollständig mißachtet hatte?

Ismaïl-Pascha miethete sich in Neapel, in der Favorita, einer früheren königlichen Residenz, ein. So begann er einem Schatten nachzujagen. Seine rastlosen Wanderungen von Paris nach London und von London nach Paris, um bei den wechselnden Machthabern des Tages seine Wiedereinsetzung auf den egyptischen Thron und die Verdrängung seines Sohnes zu betreiben, blieben, obwohl er tief in seinen Geldbeutel greifen mußte, erfolglos. Mit gesunkenen Hoffnungen, müde, kehrte er den ersten und theuersten Hotels den Rücken, als er bemerkte, daß die Fürsten und Staatsmänner, welche er für's Leben verpflichtet zu haben glaubte, ihn nach und nach aufgaben. Selbst „der erste Gentleman Europas“, wie der Prinz von Wales genannt wurde, ignorirte seine Gegenwart in London vollständig. Da begriff er, daß seine Rolle in der abendländischen Welt ausgespielt sei, und bewarb sich eifrig beim Sultan um die Gunst, seinen Palast Emerghien wieder beziehen zu dürfen. Endlich, nicht ohne klingende

Nachhilfe, wurde ihm die Erlaubniß gewährt und er siedelte mit seinen Frauen und Kindern dorthin über.

Nun träumte er von staatsmännischen Erfolgen am Bosporus. Wenn er erst Großvezier geworden, dann wollte er auf diesem Umwege zur alten Macht wieder emporsteigen. Aber der Sultan erinnerte sich nur zu gut seiner Vergangenheit und der von ihm oft bewiesenen Treulosigkeit und Wortbrüchigkeit. Die Verräthereien des habsüchtigen Verschwenders waren unvergessen. Das heischte eine sorgsame Ueberwachung. Die Geheimpolizei glaubte einmal Umtriebe zu entdecken und warnte den Sultan, welcher, erschreckt, ihn jetzt in strengere Obhut nehmen ließ, ihm jedes Ausgehen aus dem Palast, das Empfangen von Besuchen, Briefen und Zeitungen verbot, so daß Ismaïl-Pascha thatsächlich zum Gefangenen des Sultans wurde.

Wie sehr es im Orient unter solchen Verhältnissen leicht ist, von der Bühne in einer Versenkung oder durch eine Tasse Kaffee zu verschwinden, ist Niemandem so klar bewußt, wie ihm. Daran denkt er mit Schrecken. Der Schatten des Muffettisch, der ihn hier nachts noch häufiger als am Nil heimsucht — denn Ismaïl leidet an hochgradiger, nervöser Schlaflosigkeit — könnte leidlich versöhnt sein. Jedenfalls hatte Ismaïl-Pascha hier Zeit, darüber nachzudenken, ob das Geld wirklich der mächtigste Hebel auf Erden ist und ob es in der Welt keine kostbareren Schätze zu heben giebt?